

**Studien des Aachener Kompetenzzentrums
für Wissenschaftsgeschichte**

Band 3

Herausgegeben von
Dominik Groß

Dominik Groß, Gertrude Cepl-Kaufmann
und Gereon Schäfer (Hrsg.)

Die Konstruktion von Wissenschaft?
Beiträge zur Medizin-, Literatur- und
Wissenschaftsgeschichte

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-89958-418-9

URN: urn:nbn:00024186

© 2008, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Umschlaggestaltung: Jörg Batschi Grafik Design, Kassel
Druck und Verarbeitung: Unidruckerei der Universität Kassel
Printed in Germany

Die Konstruktion von Wissenschaft

Ein Vorwort

Im November 2007 und im Februar 2008 veranstalteten das „Aachener Kompetenzzentrum für Wissenschaftsgeschichte“ (AKWG) und das „Institut ‚Moderne im Rheinland‘“ auf Initiative von Dominik Groß, Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen, und Gertrude Cepl-Kaufmann, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, zwei interdisziplinäre Kolloquien, die sich mit Fragestellungen an der Nahtstelle von Medizin-, Literatur- und Wissenschaftsgeschichte beschäftigten.

Das erst 2006 gegründete AKWG versteht sich als eine Fächer und Institutionen übergreifende Einrichtung zur Bündelung der an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule vorhandenen wissenschaftshistorischen Kompetenzen. Es geht aus von der Annahme, dass die professionelle Auseinandersetzung mit der historischen Dimension von Wissenschaft(en) gerade an einer Technischen Hochschule eine unverzichtbare Ergänzung des technisch bzw. naturwissenschaftlich geprägten Umgangs mit der Welt darstellt. Das „Institut ‚Moderne im Rheinland‘“ widmet sich dagegen seit 1989 der interdisziplinären Erforschung der Kulturregion Rheinland; zu den Themenschwerpunkten gehört auch die Wissenschaftsgeschichte des Rheinlands, so z. B. auf der von der DFG geförderten Tagung zu „Konstruktionsprozesse[n] der Region unter den Bedingungen der klassischen Moderne“ (2006).

Die beiden von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf geförderten Tagungen fanden im Vortragssaal der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf statt. Während sich etwa die Hälfte der Fachvorträge dezidiert mit dem Rheinland als Forschungsgegenstand und hier insbesondere mit dem Raumbegriff in seinen vielfältigen Bedeutungen und Ausprägungen befasste,¹ war ein zweiter Teil der Veranstaltungen für freie Themen aus der Medizin-, Literatur- und Wissenschaftsgeschichte reserviert, die von Forschern und Kooperationspartnern der vorgenannten rheinischen Forschungsstätten bearbeitet werden. Der vorliegende Themenband fasst die letztgenannten Beiträge zusammen. Sie wurden von allen Referentinnen und Referenten für den Abdruck umgearbeitet und konnten zudem durch Originalarbeiten weiterer Kooperationspartner ergänzt werden. Auch wenn die den Vorträgen folgenden Diskussionen nicht aufgenommen werden konnten, so zeigen die Beiträge doch die Bedeutung interdisziplinären Austausches und das Potential medizin-, literatur- und wissenschaftshistorischer Forschung auf.

¹ Die betreffenden Beiträge sind in folgendem Themenband veröffentlicht: Gertrude Cepl-Kaufmann, Dominik Groß und Georg Mölich (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte im Rheinland unter besonderer Berücksichtigung von Raumkonzepten (= Studien des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte, 2), Kassel 2008.

Die erste von drei Sektionen dieses Buchbandes trägt den Titel „Geschichte wissenschaftlicher Paradigmen und Konzepte“; sie befasst sich zunächst mit zwei wissenschaftstheoretischen Leitbildern: *Sabine Müller* stellt in ihrem Beitrag dem Paradigma Mechanismus das Paradigma Organismus gegenüber. Ausgangspunkt ihrer Analyse ist die Annahme, dass die aktuelle Kritik an den Naturwissenschaften sich vor allem gegen das cartesianisch geprägte Paradigma des Mechanismus richtet; in der stärkeren Orientierung am Paradigma Organismus sieht die Autorin einen Weg, „der berechtigten Kritik entgegenzukommen und zugleich das Ziel der systematischen Suche nach objektiver Erkenntnis zu bewahren“.

Der zweite Beitrag in dieser Sektion beschäftigt sich mit dem Leben und Werk Giordano Brunos. Nach einer kurzen biografischen Einführung diskutiert *Sabine Müller* die wichtigsten Prinzipien von Brunos Naturphilosophie. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass Bruno wesentliche Aspekte der Evolutionstheorie und der Evolutionären Erkenntnistheorie vorweggenommen hat.

Catarina Caetano da Rosa untersucht anschließend die „Cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues“ von Johann Heinrich Lambert. Da Rosa arbeitet anhand zentraler Begriffe heraus, welche kosmologischen Konzepte der Philosoph diskutierte und mit welchen Argumenten er sie stützte. Lambert vermied es, die Himmelsordnung mit einer einzigen Formel erklären zu wollen – laut da Rosa ein Beleg für seine Bereitschaft, einen als komplexes Ordnungsgefüge verstandenen Kosmos in all seinen Wechselwirkungen zu betrachten.

Die zweite Sektion des Bandes, „Medizin, Philosophie und Literatur im Dialog“, umfasst vier historische Beiträge, die sich am Beispiel einzelner, wissenschaftlich vielseitig orientierter Personen mit den Verbindungslinien und den Schnittstellen medizinischer, literarischer und philosophischer Wissenschaft beschäftigen:

Jan Steinmetzer und *Dominik Groß* befassen sich mit medizinischen Aspekten in Georg Forsters Werk *Reise um die Welt*. Ausgerechnet der Reiseschriftsteller Forster bietet explizite (und von der medizinhistorischen Forschung bisher weitgehend unbeachtete) Hinweise auf ein mehrstufiges und vergleichsweise komplexes Skorbut-Präventionsprogramm, das bei James Cooks zweiter Weltumsegelung Anwendung fand. Dieses Prophylaxekonzept spiegelt einerseits den Stand der zeitgenössischen medizinischen Wissenschaft wider, war andererseits aber, wie die Autoren nachweisen, dem zeittypischen Umgang mit der gefürchteten Seefahrerkrankheit weit voraus.

Martin Slapar et al. beleuchten demgegenüber das wissenschaftliche Werk des badi-schen Hofarztes und Professors Max Dressler. Dressler trat neben seinem Wirken als Mediziner und als Dozent an der Karlsruher Kunstakademie auch mit geisteswissenschaftlichen Abhandlungen an die Öffentlichkeit. Seine bisher kaum bekannte Monografie „Vorträge über Psychologie“ weist ihn, so Slapar et al., als Vertreter des philosophischen Idealismus aus und legt zugleich eine nähere Beschäftigung mit Dressler nahe.

Matthias Miener und *Dominik Groß* widmen sich ihrerseits dem nahezu unbekannten literarischen Œuvre des Arztes und Psychobiologen Hans Lungwitz. Als Lungwitz erkannte, dass seinen Romanen und Theaterstücken trotz intensiver Bemühungen der Erfolg versagt blieb, deutete er viele seiner Romane nachträglich im Sinne seines späteren Lehrgebäudes, der Psychobiologie, um, integrierte sie gleichsam in seine „Erkennt-

nisttheorie“ und versuchte auf diese Weise eine Kontinuität in Leben und Werk herzustellen. Hans Lungwitz steht dabei – ähnlich wie etwa der zuvor beleuchtete Max Dressler – für einen Forscher- und Gelehrtentypus, der sich noch im frühen 20. Jahrhundert nicht einer einzelnen wissenschaftlichen Disziplin verpflichtet sah, sondern die medizinische Tätigkeit mit philosophischen und literarisch-musischen Interessen verband und ebendies in einem entsprechend breit angelegten wissenschaftlichen Werk dokumentiert. Die beiden letztgenannten Buchbeiträge verstehen sich auch als Aufforderung, diesem für das 20. Jahrhundert – dem Säkulum der Spezialisierung – zunehmend untypischen Forschertypus aus wissenschaftshistorischer Perspektive mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Ähnliches gilt für den Arzt und Literaten Alfred Döblin im nachfolgenden Beitrag von *Bianca Lenertz* und *Silke Peters*. In ihrem Aufsatz „Medizin und Poetik: Psychiatrisches Wissen in Alfred Döblins Erzählung ‚Die Tänzerin und der Leib‘“ beschäftigen sie sich zunächst mit dem „doppelten Döblin“, d. h. mit dem Dichter und dem Mediziner. Anschließend untersuchen sie die Erzählung „Die Tänzerin und der Leib“ auf ihre spezifisch medizinisch-psychiatrischen Elemente hin – ausgehend von der Fragestellung, inwieweit die besondere Erzählhaltung und Gestaltung der Erzählung durch den Arzt Döblin und die hier präsentierte psychiatrische Fallbeschreibung beeinflusst bzw. konstituiert werden. Zugleich machen sie mit dem Beispiel Alfred Döblin auf das Forschungsprojekt „Sinne und Synapsen“ aufmerksam.

Die letzte Sektion des Bandes befasst sich – ebenfalls aus historischer Perspektive – mit dem Themenbereich „Medizin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“. Zum einen geht es hierbei um neue medizinisch-wissenschaftliche Erkenntnisse und gesundheitspolitisch relevante Aktivitäten der medizinischen Berufsgruppen, ihre nachfolgende kommunikative Vermittlung an die Gesellschaft und ihre sozialen Aus- und Rückwirkungen; zum anderen interessieren die Auswirkungen veränderter soziokultureller und politischer Rahmenbedingungen auf die wissenschaftliche Tätigkeit und das fachliche Wirken der betreffenden Professionen und deren Vertreter.

Den Anfang machen *Jan Steinmetzer* und *Dominik Groß* mit einem Beitrag „Zur sozialen Konstruktion medizinischer ‚Wissenschaft‘ im 16. Jahrhundert“. Ausgangspunkt ihres Aufsatzes ist die Feststellung, dass die zeitgenössische akademische Medizin und ihre ärztlichen Vertreter den zahlreichen nichtakademischen Anbietern keinesfalls überlegen waren. Die herausgehobene soziale Stellung der Ärzte verdankte sich folglich nicht etwa besonderen Heilerfolgen, sondern vielmehr ausgeklügelten professionellen Strategien ärztlicher Selbstautorisierung. Steinmetzer und Groß arbeiten in ihrem Beitrag diese strategischen Faktoren in einem biografischen und nachfolgend in einem prosopografischen Ansatz heraus.

Martina Fahnmann et al. nehmen gleichsam die Gegenperspektive ein: Sie beschäftigen sich mit dem „Einfluss medizinischen Wissens und ärztlicher Dominanz auf die Entwicklung des Hebammenberufs“. Die Autoren gehen von der Tatsache aus, dass die Geburtshilfe über Jahrhunderte eine vornehmlich weibliche Angelegenheit war, bei der die Hebamme die zentrale Rolle spielte. Das geschlossene, mündlich überlieferte Traditionswissen der Hebammen, so Fahnmann et al., geriet jedoch in der Neuzeit in zunehmende Konkurrenz mit dem Gelehrtenwissen der Ärzte, die den Einfluss der Heb-

ammen auf die Geburtshilfe zu ihren Gunsten mehr und mehr zurückdrängten und damit auch für einen veränderten gesellschaftlichen Umgang mit der Geburt sorgten. Besonderes Augenmerk widmen die Autoren der Entwicklung im Dritten Reich, in dem sich die Hebammen zudem mit einem spezifischen, ideologisch geprägten Frauen- und Berufsbild konfrontiert sahen.

Der Beitrag von *Kathrin Wittmann et al.* befasst sich ebenfalls mit der Medizin im Dritten Reich: Die Autoren zeigen am Beispiel des Würzburger Ordinarius Max Kappis die weit reichende Verflechtung von NS-Ideologie, Hochschulverwaltung und Wissenschaft auf; damit machen sie zugleich deutlich, dass die politisch maßgebliche NS-Polykratie auch auf die wissenschaftliche Tätigkeit und das soziale Ansehen von Hochschullehrern zurückwirkte, die *prima vista* weder in rassenideologischer noch in politischer Hinsicht „auffällig“ waren.

Sina-Maria Strothmeyer et al. widmen sich im letzten Beitrag dieses Bandes dem Leben und Werk von David Haunfelder, der als Lehrstuhlinhaber für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde die wissenschaftliche Entwicklung und das heutige Erscheinungsbild des Fachs wesentlich mitgestaltete. Die Autoren verfolgen das Ziel, die Entwicklung der jungen, an der Nahtstelle von Zahn- und Humanmedizin angesiedelten Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde im Spiegel von Haunfelders wissenschaftlichem Œuvre nachzuzeichnen. Die Beschäftigung mit David Haunfelder erwies sich auch aus sozialhistorischer Perspektive als lohnend: Die Familiengeschichte Haunfelders kann, wie die Autoren herausarbeiten, als mustergültiges Beispiel für soziale Mobilität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten: Während der Vater Haunfelders zunächst als Bader tätig war, um sich dann zum Dentisten – den nicht akademischen Konkurrenten der Zahnärzte – weiterzubilden, vollzog der Sohn mit maßgeblicher Unterstützung des Vaters mit einer Doppelapprobation als Zahnarzt und Arzt, einer Doppelpromotion und der erwähnten Berufung auf einen Lehrstuhl im Fach Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde einen bemerkenswerten intergenerationellen Aufstieg, der gleichzeitig die im 20. Jahrhundert vollzogene Akademisierung des Fachs Zahnheilkunde widerspiegelt.

Allen an diesem Buchband beteiligten Autorinnen und Autoren sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Aachen und Düsseldorf, im Juni 2008

Dominik Groß, Gertrude Cepl-Kaufmann und Gereon Schäfer

Inhalt

<i>Die Konstruktion von Wissenschaft. Ein Vorwort</i>	5
<u><i>Geschichte wissenschaftlicher Paradigmen und Konzepte</i></u>	
SABINE MÜLLER	
Paradigma Organismus versus Paradigma Mechanismus – Zwei wissenschaftstheoretische Leitbilder	13
SABINE MÜLLER	
Giordano Bruno und die Evolutionäre Erkenntnistheorie	29
CATARINA CAETANO DA ROSA	
Mathematik am Himmel – Johann Heinrich Lamberts <i>Cosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues</i>	51
<u><i>Medizin, Philosophie und Literatur im Dialog</i></u>	
JAN STEINMETZER UND DOMINIK GROß	
Medizinisch-naturwissenschaftliches Wissen in Georg Forsters <i>Reise um die Welt</i> : Das Beispiel Skorbutprophylaxe	81
MARTIN SLAPAR, GEREON SCHÄFER UND DOMINIK GROß	
Die Seele als „Führerin und Lenkerin des ganzen Leibes“: Der badische Hofarzt Max Dressler (1863-1936) unter besonderer Berücksichtigung seines philosophischen Œuvres	103
MATTHIAS MIENER UND DOMINIK GROß	
Literatur und Medizin: Das literarische Werk des Arztes Hans Lungwitz (1881-1967)	133
BIANCA LENERTZ UND SILKE PETERS	
Medizin und Poetik: Psychiatrisches Wissen in Alfred Döblins Erzählung <i>Die Tänzerin und der Leib</i>	155

Medizin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

JAN STEINMETZER UND DOMINIK GROß

Zur sozialen Konstruktion medizinischer „Wissenschaft“ im 16. Jahrhundert:
Die methodischen Beispiele Biografie und Prosopografie 181

MARTINA FAHNEMANN, GEREON SCHÄFER UND DOMINIK GROß

Die Entwicklung des Hebammenberufs unter dem Eindruck
wissenschaftlicher, ärztlicher und politischer Einflussnahmen (1800-1945) 213

KATHRIN WITTMANN, GEREON SCHÄFER UND DOMINIK GROß

Die Verflechtung von NS-Ideologie, Hochschulverwaltung und Wissenschaft
am Beispiel des Würzburger Ordinarius Max Kappis (1881-1938) 239

SINA-MARIA STROTHMEYER, JAN STEINMETZER UND DOMINIK GROß

Die Entwicklung der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde als Fachdisziplin am
Beispiel des Hochschullehrers David Haunfelder (1912-1989) 259

Kurzbiografien der HerausgeberInnen und AutorInnen 281

**Geschichte
wissenschaftlicher Paradigmen und Konzepte**

Paradigma Organismus versus Paradigma Mechanismus – Zwei wissenschaftstheoretische Leitbilder

Sabine Müller

1. Einleitung¹

Das übergeordnete Ziel der Wissenschaft ist die Erklärung der Welt. Im Gegensatz zum Mythos, zur Religion und zu vielen philosophischen Systemen verfolgt die moderne Wissenschaft dieses Ziel mit einer bestimmten, streng definierten Methode: Die Empirie ist konstitutiv für die modernen Naturwissenschaften. Alle Resultate werden prinzipiell als falsifizierbar betrachtet.² Phänomene werden analytisch untersucht.³ Es wird stets die sparsamste Erklärung vorgezogen, also die Erklärung, die mit so wenigen Hypothesen wie möglich auskommt („Ockhams Rasiermesser“). Grundsätzlich werden Kausal-erklärungen statt teleologischer Erklärungen (also auf Zwecke bezogene Erklärungen) oder Wesensbestimmungen angestrebt. Vor allem durch ihre Methode unterscheidet sich die moderne Wissenschaft von anderen Versuchen der Welterklärung.

Die Naturwissenschaften sind in den letzten Jahrzehnten in die Kritik geraten; vor allem werden sie für die ökologischen Probleme und die Bedrohung der Biosphäre durch Atomwaffen verantwortlich gemacht. Auch Probleme der Arbeitswelt, der sozialen Beziehungen, der Kommunikation, der Gesundheit etc. werden den Naturwissenschaften und den darauf basierenden Technologien angelastet.

Doch ein Weg zurück in eine vorwissenschaftliche, vortechnische Welt erscheint weder möglich noch wünschenswert. Denn trotz aller berechtigten Kritik an den Naturwissenschaften sollten diese nicht nur wegen der durch sie ermöglichten Annehmlichkeiten nicht verabschiedet werden, sondern auch wegen ihrer *ethischen* Haltung, vor allem wegen ihrer aufklärerischen und liberalen Haltung und ihrer Orientierung an der Rationalität. Allerdings sollte meines Erachtens die berechtigte Kritik für die weitere Entwicklung der Wissenschaften berücksichtigt werden, ohne deren übergeordnete Ziele aufzugeben.

Einen erheblichen Anteil an den negativen Folgen der Wissenschaften hat meines Erachtens die Dominanz des cartesianischen Paradigmas, also des Paradigmas des Mechanismus.

Ein Weg, der berechtigten Kritik entgegenzukommen und zugleich das Ziel der systematischen Suche nach objektiver Erkenntnis zu bewahren, könnte eine stärkere Orientierung der Wissenschaft als bisher am Paradigma des Organismus bieten. Die so genannte Romantische Wissenschaft, die das Paradigma des Organismus für die Naturwissenschaften wieder entdeckt hat, bietet dazu meines Erachtens geeignete Ideen.

¹ Eine ausführliche Darstellung der Thesen dieses Aufsatzes findet sich in Müller (2004), S. 26-123.

² Vgl. zur Methode der modernen Wissenschaften Popper (1935 und 1989); Seifert/Radnitzky (1989); Charpa (1996); Mittelstraß (1984); Müller (2004), S. 22-46.

³ Vgl. Popper (1935 und 1989).

2. Paradigma Mechanismus

Das vorherrschende Paradigma der neuzeitlichen Wissenschaft ist das Paradigma des Mechanismus, wie es vom Cartesianismus propagiert wurde.

Das neuzeitliche naturwissenschaftliche Denken, das von René Descartes (1548-1650) entscheidend geprägt wurde, ist aus der Synthese von christlicher Scholastik und dem in der Renaissance wiederbelebten Platonismus entstanden.⁴ Vom Platonismus hat die neuzeitliche Philosophie die Erkenntnis übernommen, dass die Naturgesetze mathematisch verfasst sind. In christlicher Tradition wird die Natur als Kunstprodukt eines Gottes betrachtet. Die Synthese von Christentum und Platonismus führt schließlich zur Betrachtung der Natur als *machina mundi*, als gewaltiger Mechanismus. Die Natur wird also nicht mehr als Organismus und als ewig und ungeschaffen aufgefasst wie noch in der Antike. Vielmehr werden die Gesetze der Natur nunmehr als *Vorschriften* betrachtet, die Gott erlassen hat, nicht mehr als deren inhärente Prinzipien. Während die christliche Scholastik Gott und Mensch einerseits und die Natur andererseits radikal trennt, waren die antiken Religionen pantheistisch, das heißt, sie haben das Göttliche als weltimmanent und den Menschen als Teil der Natur betrachtet. Möglicherweise war das der Grund dafür, dass weder Platon noch die neuplatonischen Philosophen der Renaissance von der Erkenntnis der mathematischen Verfasstheit der Natur zur systematischen Naturforschung und -beherrschung gelangten. Eine Wissenschaft, deren Programm in der Beherrschung der Natur besteht, hätten sie als Sakrileg angesehen. Erst Galilei und Descartes setzen die platonische Idee der mathematischen verfassten Natur in die Tat um. Indem sie sukzessive die Natur durch systematische Eingriffe zu manipulieren lernten, gelang es, den biblischen Aufruf „Macht euch die Erde untertan!“ in die Tat umzusetzen.

Die neuzeitliche Wissenschaft konnte also entstehen, als zwei geistesgeschichtliche Strömungen zusammenkamen: erstens der biblische Herrschaftsanspruch über die Natur, der diese als Artefakt und Gegenstand für menschliche Zwecke versteht, und zweitens der Platonismus und mit diesem das mathematische und naturwissenschaftliche Know-how der Antike, das in der Renaissance wiederentdeckt und weiterentwickelt wurde. Mit der zunehmenden Säkularisierung des Christentums setzte sich der Mensch an die Stelle Gottes und erklärte sich damit selbst zum absoluten Herrscher der Natur.

Der Cartesianismus ist also keineswegs weltanschaulich neutral, sondern beruht auf bestimmten metaphysischen und religiösen Prinzipien. Diese sind aber nicht zwingend mit den Naturwissenschaften verbunden, und zum Teil gelten sie dort als überholt, wie ich im Folgenden darlegen werde.

⁴ Vgl. hierzu Gloy (1995 und 1996). Karen Gloy zeigt, dass „die neuzeitliche Welt- und Naturauffassung aus dem christlichen Denken freigesetzt wurde, auch wenn sie mehr und mehr in Gegensatz zu ihm geriet. [...] Es sind vor allem drei Momente, die das christliche Denken vom griechischen unterscheiden: erstens die Superiorität Gottes, zweitens die Ambivalenz der Natur und drittens die Anthropozentrik.“ (Gloy [1995], S. 138 f.).

2.1 Substanz-Dualismus

Descartes unterscheidet zwei Substanzen: *res cogitans* und *res extensa*, Denkendes und Ausgedehntes, Geist und Materie, die absolut verschieden sein sollen. Das Postulat der absoluten Trennung von *res cogitans* und *res extensa* macht es prinzipiell unerklärlich, dass Materie Geist hervorbringt ebenso wie dass Geist auf Materie wirkt. Descartes hat bekanntlich versucht, dieses Problem durch die Ad-hoc-Theorie von der Zirbeldrüse zu lösen, von der er behauptete, dass sie Geist und Körper verbinde. Diese Theorie ist aber ein unbegründetes Postulat und entbehrt jeder empirischen Grundlage.

Die modernen Neurowissenschaften haben den cartesianischen Substanzdualismus verabschiedet und betrachten das Gehirn als die Basis aller psychischen Prozesse. Auf dieser theoretischen Grundlage ist es möglich, zur Erforschung, Diagnose und Therapie psychischer und kognitiver Leistungen sowohl psychologische als auch physikalische und chemische Verfahren einzusetzen.

2.2 Analytische Methode

Nach dem cartesianischen Paradigma ist die analytische Methode die wissenschaftliche Methode *par excellence*. Nach der analytischen Methode ist jedes Problem in so viele Teilprobleme zu zerlegen, dass jedes Teilproblem in angemessener Zeit vollständig lösbar ist. Ein entscheidender Vorteil dieser Methode ist, dass größere Probleme auf mehrere Personen verteilt werden können. Im Ansatz der analytischen Methode sind Arbeitsteilung und Spezialisierung also schon angelegt.⁵

Aus der analytischen Methode und der grundsätzlich empirischen Ausrichtung des cartesianischen Programms folgt, dass die Natur mit Hilfe systematischer Experimente zu erforschen ist. Im Experiment werden alle möglichen Einflussgrößen isoliert, quantifiziert und dann systematisch variiert: Alle Einflussgrößen bis auf eine oder wenige werden konstant gehalten, und die jeweils zu prüfende Einflussgröße wird schrittweise variiert. So lassen sich die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Einflussgrößen und einer Ausgangsgröße als mathematische Funktionszusammenhänge beschreiben. Damit ist grundsätzlich die Möglichkeit gezielter technischer Manipulationen gegeben: Durch die gezielte Veränderung bestimmter Einflussgrößen lassen sich die gewünschten Werte der Zielgrößen einstellen. Die cartesianische Naturwissenschaft mündet also direkt in die technische Nutzbarmachung der Natur. Naturwissenschaft und Technologie treiben sich gegenseitig voran.

Die koordinierte Arbeitsteilung und Spezialisierung sind enorm effizient. Diese Effizienz ist die Ursache für die große Dynamik des wissenschaftlichen Wissenszuwachses. Da jedes Einzelergebnis wiederum Ausgangspunkt für mehrere weiterführende Untersuchungen ist, wächst der Wissensbestand exponentiell, nicht nur linear.

Ein prinzipielles Problem dabei ist allerdings, dass Spezialistentum zum Fachidiotentum und zum Verlust des Überblicks über das wissenschaftliche Wissen tendiert.

Nach der analytischen Methode werden Systeme grundsätzlich als mechanische, additiv zusammengesetzte Aggregate betrachtet. Doch die Eigenschaften komplexer

⁵ Zum Zusammenhang von analytischer Methode, Spezialisierung und experimenteller Naturwissenschaft vgl. Wandschneider (2004), S. 64.

Systeme lassen sich im Allgemeinen nicht additiv ermitteln; das System als Ganzes ist in der Regel nicht identisch mit der Summe seiner Teile.⁶ Daher ist die analytische Methode im Allgemeinen nicht oder nur eingeschränkt geeignet, um komplexe Systeme zu beschreiben. Das gilt insbesondere für Systeme mit Rückkopplung sowie für chaotische Systeme.

Systeme mit Rückkopplungen, d. h. Systeme, bei denen die Ausgangsgrößen direkt oder indirekt auf die Eingangsgrößen zurückwirken, kommen in vielen natürlichen, technischen und sozialen Systemen vor. Zu unterscheiden ist dabei zwischen positiver, d. h. selbstverstärkender, und negativer, d. h. selbstregulierender bzw. selbstbegrenzender Rückkopplung. In der Natur kommen vielfach Rückkopplungen über mehrere Systemebenen vor. Zu den Systemen mit Rückkopplung gehören alle Lebewesen sowie Ökosysteme und viele soziale Systeme.

Chaotische Systeme zeichnen sich dadurch aus, dass geringfügige Änderungen einzelner Anfangs- oder Randbedingungen zu extremen Änderungen späterer Systemzustände führen können, ggf. weit entfernt vom Ort und Zeitpunkt des Eingriffs. Dadurch sind chaotische Systeme praktisch unvorhersehbar und unberechenbar, selbst wenn sie vollständig determiniert sein sollten. Zu den chaotischen Systemen gehören das Klima sowie bestimmte soziale Systeme, z. B. die modernen Finanzmärkte.

Das cartesianische Paradigma ist im ingenieurwissenschaftlichen Bereich außerordentlich erfolgreich. Technische Systeme lassen sich mit analytischen Methoden kontrollieren, weil sie nach analytischen Methoden konzipiert worden sind. Dagegen passt bei natürlichen Systemen das mathematische Werkzeug häufig nicht optimal, auch wenn es zu gewissen Erfolgen führt. Der Einsatz eines unpassenden Werkzeugs – „to use a hammer to insert screws“⁷ – birgt das Risiko, zerstörend in das System einzugreifen.

Die technische Optimierung eines natürlichen Systems in Hinblick auf eine bestimmte Zielgröße nimmt ihm die Fähigkeit zur Selbstregulation und macht es unter Umständen instabil, so dass es allein nicht mehr funktionsfähig ist und infolgedessen unter permanenter Überwachung und Kontrolle stehen muss.⁸

Die rein analytische Betrachtungsweise der Natur führt direkt in das Ökologieproblem, da sie die in komplexen Systemen auftretenden Rückkopplungen und chaotischen

⁶ Vgl. Vester (1984), S. 27-29: Vester bestimmt ein System folgendermaßen: Ein System besteht aus mehreren verschiedenen Einzelteilen, die nicht wahllos nebeneinander liegen, sondern miteinander vernetzt sind. Man kann nicht einzelne Teile des Systems entfernen oder ergänzen, ohne das System zu verändern. Bestimmte Teile eines Systems können eigene Systeme bilden, also Untersysteme. Individuelle Systeme können miteinander in Beziehung treten und sich zu einem neuen, übergeordneten System zusammenschließen. Nach einer solchen Systembildung verhalten sich die vorher isolierten Systeme anders als zuvor; es treten ganz neue Eigenschaften auf. Da Systeme offen, also in Austausch mit ihrer Umwelt sind, zeigen sie überraschende Verhaltensweisen: innere Umstrukturierungen, Resonanzphänomene u. a., um in einer veränderten Umwelt ihre stabile, dynamische Struktur aufrechtzuerhalten.

⁷ Gaines/Shaw (1985), S. 11.

⁸ Vgl. hierzu Vester (1984), S. 237-324.

Prozesse nicht erfassen kann und diese somit mit unpassenden Vorhersage- und Steuerungsmodellen zu beherrschen versucht.⁹

In den Naturwissenschaften werden zunehmend nicht-analytische Methoden eingesetzt, um komplexe Systeme angemessen zu modellieren. Der Trend zur Entwicklung komplexerer Modelle verdankt sich zum einen Fortschritten der Mathematik, zum anderen der steigenden Computerkapazität. Die wichtigsten für die Beschreibung komplexer Systeme entwickelten Theorien sind die Systemtheorie, die Selbstorganisationstheorie, die Chaos-Theorie und die Fuzzy Set Theory.¹⁰ Diese neuen Theorien sind nicht nur neue mathematische Verfahren, sondern mit ihrer Entwicklung und Anwendung hat sich auch ein Paradigmenwechsel vollzogen: Klassische Wissenschaftsideale wie vollständige Quantifizierbarkeit, maximale Präzision der Messungen, Reduktion auf einfache Formalismen und Eliminierung jeder Subjektivität werden teilweise aufgegeben. Dagegen werden qualitative Parameter, unscharf formuliertes Erfahrungswissen, Einflüsse der messenden und steuernden Personen oder Apparate in das betrachtete System sowie Rückkopplungen explizit berücksichtigt.

2.3 Reduktionistischer und mechanistischer Naturbegriff

Der Cartesianismus fasst die Natur grundsätzlich mechanistisch auf. Dies folgt unmittelbar aus der Bestimmung der Natur als *res extensa*. Nur Objekte, die allein durch ihre Ausdehnung bestimmt sind, können vollständig nach den Gesetzen der Mechanik beschrieben werden.

Der cartesianische Naturbegriff ist somit *reduktionistisch*, d. h. alle Qualitäten, die natürlichen Objekten zugeschrieben werden, sind danach als vorwissenschaftliche Attributierungen zu betrachten, die auf räumliche Eigenschaften zurückgeführt und so eliminiert werden sollen. Qualitäten werden als Scheinkategorien betrachtet, die vollständig auf quantitative Verhältnisse zurückführbar seien.

Doch dieser Reduktionismus stößt schon in der Physik an Grenzen, erst recht in der Biologie: Schon in einfachen Systemen treten unter bestimmten Bedingungen qualitativ neue Eigenschaften auf, die sich nicht auf quantitative Veränderungen reduzieren lassen. Beispielsweise ist die Temperatur eines Gases eine Systemeigenschaft: Einzelne Atome bzw. Moleküle haben keine Temperatur, sondern erst eine gewisse Anzahl davon, die zusammen ein Gas, eine Flüssigkeit, ein Plasma oder einen Festkörper bilden. Die Temperatur eines Gases ist eine Funktion der Geschwindigkeiten seiner Atome bzw. Moleküle. Die Systemeigenschaft Temperatur lässt sich also theoretisch aus der Gesamtheit der Geschwindigkeitsvektoren seiner Atome bzw. Moleküle berechnen; faktisch ist dies aber nicht möglich. Somit bedeutet die Rede von der Nichtreduzierbarkeit von Systemeigenschaften nicht grundsätzlich deren Unberechenbarkeit auf Grundlage der Daten der unteren Systemebenen, sondern die *praktische* Unmöglichkeit der Vorhersage des Verhaltens eines komplexen Systems auf dieser Grundlage. Die ‚neuen‘ Qualitäten

⁹ Vgl. Wandscheider (2004), S. 65 f.

¹⁰ Zum Paradigmenwechsel durch die Fuzzy Set Theory und Fuzzy Logic vgl. Gaines/Shaw (1985) und Müller (2007).

und deren Gesetzmäßigkeiten sind also weit effizientere und damit sinnvollere Mittel zur Beschreibung höherer Systemeigenschaften.

Selbstorganisationstheorien und die Synergetik¹¹ beschreiben, wie in komplexen Systemen neue Qualitäten entstehen und qualitativ neuartige Phänomene auftreten.

Aus dem mechanistischen Paradigma des Cartesianismus folgt *Determinismus*: Die Welt wird als *machina mundi*, als Weltmaschine, als gigantisches Uhrwerk vorgestellt. Die Natur wird dabei als triviale Maschine betrachtet; tatsächlich ist sie aber ein nicht-triviales System:¹² Sie ist rekursiv, geschichtsabhängig und teilweise chaotisch. Die Quantenmechanik und die Chaostheorie haben das cartesianische Paradigma der vollständigen Berechenbarkeit der Natur aufgegeben.

Das cartesianische Programm beinhaltet die *Entteleologisierung der Natur*. Das heißt, dass der Natur insgesamt sowie allen einzelnen Naturwesen eigene Zwecke grundsätzlich abgesprochen werden. Da Descartes allein Gott und den Menschen das Setzen von Zwecken zugesteht, folgt daraus, dass alle nichtmenschlichen Naturdinge nur als Mittel zur Erfüllung menschlicher Zwecke zu betrachten sind. Mit Descartes' These, Tiere seien nicht zu wirklicher Sprache und daher auch nicht zu denken fähig,¹³ werden Tiere zu empfindungs- und absichtslosen Automaten degradiert. In der reduktionistischen Betrachtungsweise von Lebewesen müssten auch Menschen als empfindungs- und absichtslose Automaten betrachtet werden. Doch so weit gehen weder Descartes noch die cartesianische Wissenschaft: In Fortsetzung der christlichen Lehre wird Menschen eine immaterielle Seele zugeschrieben, die von der reduktionistischen Betrachtungsweise ausgenommen wird. Aus naturwissenschaftlicher Sicht lässt sich die cartesianische Grenzziehung zwischen Menschen und anderen Lebewesen aber nicht aufrechterhalten.¹⁴ Sie ist wesentlich religiös bestimmt. Wenn sie aufgegeben wird, hat dies gravierende ethische Implikationen, wie beispielsweise Peter Singer (1982) gezeigt hat.

¹¹ Vgl. Nicolis/Prigogine (1987); Maturana/Varela (1987); Haken/Haken-Krell (1997).

¹² Vgl. Foerster (1993), S. 245-253. – Bei einer trivialen Maschine ist die Beziehung zwischen Input und Output unveränderbar gegeben. Daher ist bei bekanntem Input jeder Output berechenbar. Insbesondere ist die Beziehung zwischen Input und Output nicht geschichtsabhängig. Damit unterscheidet sich eine triviale Maschine von einem Organismus: Hier hat derselbe Input (z. B. Nahrung, Wärme, Information) keineswegs immer denselben Output zur Folge. Der aktuelle Zustand des Systems bestimmt, welcher Output aus welchem Input folgt. Die Beziehung zwischen Input und Output ist beim Organismus veränderlich: zustandsabhängig, aktivitätsabhängig, altersabhängig, abhängig von früheren Inputs und Outputs. Damit ist ein Organismus ein nicht-triviales System. Dasselbe gilt für Ökosysteme wie für soziale Systeme. Nicht-triviale Maschinen sind nach Foerster synthetisch deterministisch, geschichtsabhängig, analytisch indeterminierbar und unvorhersagbar (Foerster [1993], S. 251).

¹³ Vgl. Descartes (1641), S. 58 f.

¹⁴ Vgl. Rensch (1968); Arzt/Birmelin (1993); Stamp Dawkins (1994); Hauser (2001).

2.4 Absoluter Herrschaftsanspruch über die Natur

Descartes hat bekanntlich gefordert, dass die Wissenschaft uns zu den *maîtres et possesseurs de la nature* machen solle. Dieser Glaube, nicht Teil, sondern Herrscher der Natur zu sein, ist zweifellos für die ökologische Krise mitverantwortlich.

Das cartesianische Paradigma tendiert zum technischen Totalitarismus, also zur Beherrschung der gesamten Natur und schließlich zur Ersetzung aller Naturprozesse durch ein allumfassendes technisches System.¹⁵

2.5 Das Beispiel cartesianisch geprägte Medizin

Am Beispiel der Medizin lässt sich die Kritik am Cartesianismus bündeln. Die unter dem cartesianischen Wissenschaftsparadigma stehende Medizin trägt zweifellos sehr viel zur Bekämpfung von Krankheiten bei, indem sie deren kausale Mechanismen aufdeckt und kausale Therapien entwickelt. Daher liegt es mir fern, die von den modernen Naturwissenschaften geprägte Medizin pauschal zu kritisieren. Trotzdem lassen sich daran paradigmatisch einige Grundprobleme des cartesianischen Wissenschaftsparadigmas beleuchten.

Der Substanzdualismus des Cartesianismus führt zu einer strikten Trennung psychischer und physischer Phänomene: Diese werden in der Medizin verschiedenen Disziplinen zugeordnet. Viele Gesundheitsprobleme haben aber sowohl körperliche als auch seelische Aspekte, und eine gute Diagnose und Therapie sollte beide berücksichtigen.

Die Verabsolutierung der analytischen Methode im Cartesianismus führt in der Medizin zu einer auf einzelne Organe statt auf den gesamten Menschen ausgerichteten Diagnostik und Therapie. Bei monokausalen Krankheiten ist das sehr effektiv, bei multikausalen dagegen kaum erfolgreich.

Die analytische Methode ist beispielsweise beim Testen neuer Medikamente problematisch: Medikamente werden normalerweise an jungen, gesunden Männern getestet, aber vor allem an alte, kranke Frauen verabreicht. Diese Auswahl der Probanden wird durch die analytische Methode bestimmt: Um die Wirkung einer einzelnen Substanz analysieren zu können, werden Probanden verwendet, die nicht gleichzeitig mehrere Wirkstoffe einnehmen, keine Stoffwechselstörungen und keinen Hormonzyklus haben. Auf diese Weise werden Wechselwirkungen so weit wie möglich ausgeschlossen, so dass die Wirkung der Substanz isoliert analysiert werden kann. Aber in der Praxis treten die in der Testphase ausgeschalteten Wechselwirkungen doch auf, und dann rächt sich, dass die Medikamententests nichts über Wechselwirkungen aussagen können. Unvorhergesehene Nebenwirkungen oder mangelnde Wirksamkeit sind die Folge.

¹⁵ Vgl. Wandschneider (2004), S. 101-105.

3. Paradigma Organismus

Nun stellt sich die Frage: Gibt es Alternativen zum cartesianischen Wissenschaftsparadigma, ohne das Ziel der Wissenschaft, nämlich die Gewinnung objektiver Erkenntnis, aufzugeben?

Tatsächlich lassen sich Alternativen bereits am Anfang der neuzeitlichen Naturwissenschaft finden und von dort bis in die Gegenwart weiterverfolgen. Schon in der Renaissance teilen sich die Wege des naturwissenschaftlichen Denkens zwischen einer ganzheitlichen, organistischen Richtung und einer reduktionistischen, mechanistischen Richtung. Ein bedeutender Vertreter der organistischen Richtung ist Giordano Bruno.¹⁶

Vergleicht man Giordano Brunos Naturphilosophie mit der Descartes', so zeigen sich die Unterschiede der beiden Paradigmen in Reinform:

Erstens ist Brunos Philosophie nicht substanzdualistisch, sondern weitgehend monistisch (allerdings nicht konsequent). Mit dem Geist-Materie-Dualismus hat Descartes die Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften vorbereitet, während nach Brunos Philosophie die Einheit der Wissenschaften zu fordern wäre. Insbesondere die Erforschung des Geistes durch die Kombination naturwissenschaftlicher, introspektiver und hermeneutischer Methoden wäre danach als legitim und aussichtsreich anzusehen.

Zweitens ist Brunos Naturphilosophie im Gegensatz zu Descartes' nicht analytisch und tendiert nicht zur Spezialisierung, sondern zur Universalität und Vernetzung des Wissens. Brunos Wissenschaftler-Ideal ist der *uomo universale*, nicht der Spezialist.

Drittens ist Brunos Naturbegriff nicht reduktionistisch, mechanistisch und quantifizierend, sondern ganzheitlich, organistisch und qualitativ. Anders als Descartes reduziert Bruno die Naturdinge nicht auf ihre Ausdehnung, sondern betrachtet die Formen der Natur als tatsächlich wirksame Ursachen von Naturprozessen (*causa formalis*). Diese in der Neuzeit als anachronistisch geltende neuplatonische Position erlebt heute durch die Synergetik¹⁷ ein Revival.

Viertens vertritt Bruno keinen Herrschaftsanspruch gegenüber der Natur, sondern will durch Naturphilosophie und Magie Kooperation mit der Natur ermöglichen.¹⁸ Kooperation ist im Gegensatz zur Herrschaft eine freiwillige Zusammenarbeit zu wechselseitigem Vorteil. Nach dem Prinzip der Kooperation mit der Natur werden Lebewesen nicht nur als Mittel für menschliche Zwecke betrachtet, sondern als Wesen mit eigenen Zwecken und Rechten.

Wie Kooperation mit der Natur aussehen kann, lässt sich am Beispiel der Kooperation von ackerbauenden Menschen und Katzen demonstrieren: Ackerbau ist nur möglich, wenn Saatgut bis zur nächsten Aussaat aufbewahrt wird, und das ist nur möglich, wenn dieses nicht von Mäusen und Ratten vertilgt wird. Der Ackerbau wurde erst möglich, als Katzen sich in den Getreidelagern niederließen und dort die Mäuse- und Rattenpopulationen kontrollierten. Diese Kooperation ist für beide Seiten höchst vorteilhaft und wird von beiden Seiten freiwillig eingegangen; sie ist daher seit Jahrtausenden

¹⁶ Vgl. hierzu den folgenden Aufsatz in diesem Band.

¹⁷ Vgl. Haken/Haken-Krell (1997).

¹⁸ Vgl. z. B. Bruno (1591), S. 14.

den effizient und stabil. Auf der Freiwilligkeit und dem gegenseitigen Nutzen basieren gegenseitiger Respekt und Sympathie, was in der altägyptischen Agrarkultur sogar die religiöse Verehrung und den Rechtsschutz von Katzen begründete.¹⁹ In der modernen Landwirtschaft verlässt man sich dagegen nicht auf kooperierende Tiere, sondern vernichtet die störenden Tiere durch Gift. Gemäß dem cartesianischen Paradigmas wird ein einzelner Faktor (Nagetiere) als die Ursache eines Problems (Saatgutschwund) identifiziert. Um die Zielgröße (Getreideproduktion) zu optimieren, wird an der Minimierung dieses Faktors gearbeitet. Viel Aufwand wird also in die Entwicklung und Ausbringung von Giften investiert. Man erstrebt die vollständige Vernichtung der Nagetiere, die die Katzen aus gutem Grund nicht erreicht haben. Als Nebenwirkung stellt sich mit der Zeit heraus, dass das Rattengift auch für Menschen schädlich ist. Auch die Katzen fallen dem Rattengift zum Opfer oder werden abhängig von menschlicher Fütterung. So führen der Herrschaftsanspruch über die Natur zusammen mit der analytischen Methode und dem Perfektionismus der cartesianischen Wissenschaft zu einer kurzfristigen Lösung eines Problems, das nur durch ein übersteigertes Gewinnstreben entstanden ist und durch dessen Lösung eine Reihe neuer Probleme induziert wird: zum einen die zunehmende Abhängigkeit der Landwirte von der chemischen Industrie, zum anderen die Gesundheitsschäden durch den Gifteinsatz.

Friedrich Schelling hat 200 Jahre nach Brunos Tod dessen Ideen aufgegriffen. Er hat eine paradigmatische Kritik der cartesianischen Wissenschaft und ihrer Folgen geleistet und zugleich das organistische Naturbild, das die Antike und die Renaissance maßgeblich bestimmte, erneuert. Schelling wirft der reduktionistischen Wissenschaft vor, mit einem entleerten und entseelten Materiebegriff zu operieren, gemäß dem die Materie nur das Mittel menschlicher Zwecke und totes Material sei, dem die Form bloß äußerlich aufgedrückt sei. In diesem reduktionistischen Materialismus sei „der Tod als Prinzip, das Leben aber als etwas Abgeleitetes beschlossen“. ²⁰ Der Gipfel sei, dass nun versucht werde, auf mechanistische Weise aus dieser toten Natur das Leben zu erklären. ²¹ Auf der anderen Seite kritisiert Schelling die idealistische Geistphilosophie, die den Geist von seiner materiellen Basis zu trennen versucht; insbesondere weist er den Glauben der Ablösbarkeit der Seele vom Körper zurück. ²² Schelling konstatiert, dass die Welt des Materie-Geist-Dualismus in eine unendliche Menge zusammenhangloser Dinge zerfallen sei und dass das lebendige Ganze verloren gegangen sei. Das oberste Ziel von Schellings Philosophie ist eine Synthese der in der cartesianischen Tradition radikal getrennten Substanzen Geist und Materie.

Schellings Naturphilosophie hat die Philosophie und Wissenschaft der Romantik maßgeblich geprägt; vor allem Goethes Naturlehre wurde von Bruno und Schelling stark beeinflusst.

¹⁹ Vgl. Bessant (2001), S. 244 f.

²⁰ Vgl. Schelling (1802): Bruno, I, IV, S. 315.

²¹ Vgl. Schelling (1802): Bruno, I, IV, S. 314 f.

²² Vgl. Schelling (1802): Bruno, I, IV, S. 313; Schelling (1797), Einleitung, S. LXXI.

4. Romantische Wissenschaft – Synthese der beiden Paradigmen?

Die Neurowissenschaftler Alexander Lurija (1902-1977) und Oliver Sacks (*1933) bezeichnen mit dem Begriff „Romantische Wissenschaft“ eine nicht-reduktionistische, ganzheitliche und realistische Wissenschaft:

„Der klassische Wissenschaftler zerlegt Ereignisse in ihre Bestandteile. Schritt für Schritt nimmt er sich wesentliche Einheiten und Elemente vor, bis er schließlich allgemeine Gesetze formulieren kann. Dann betrachtet er diese Gesetze als Agenzien, die den Erscheinungen im untersuchten Bereich zugrunde liegen. Diese Methode führt unter anderem dazu, dass die lebendige Wirklichkeit mit ihrer reichen Vielfalt auf abstrakte Schemata reduziert wird. Die Eigenarten des lebendigen Ganzen gehen verloren, ein Vorgang, der Goethe zu seinem berühmten Satz ‚Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum‘ führte. Der romantische Wissenschaftler lässt sich von genau entgegengesetzten Interessen, Einstellungen und Vorgehensweisen leiten. Er folgt nicht dem Weg des Reduktionismus, jener maßgeblichen Philosophie der klassischen Schule. Romantiker in der Wissenschaft haben weder das Bedürfnis, die lebendige Wirklichkeit in elementare Komponenten aufzuspalten, noch wollen sie den Reichtum der konkreten Lebensprozesse in abstrakten Modellen darstellen, die die Phänomene ihrer Eigenheiten entkleiden. Ihre wichtigste Aufgabe sehen sie darin, den Reichtum der Lebenswelt zu bewahren, und sie erstreben eine Wissenschaft, die sich dieses Reichtums annimmt.“²³

Die Romantik²⁴ richtet sich gegen den Erkenntnisoptimismus der Aufklärung und den grenzenlosen Herrschaftsanspruch über die Natur. Hinter der romantischen Kritik steht auch Angst vor der vollständigen Erkennbarkeit der Welt, da dem Erkennen in der Regel die Entzauberung, Entwertung, Beherrschung oder Zerstörung des Erkann-ten folgt. Dass das aufklärerische Licht Schatten wirft, dass das Enträtseln aller Geheimnisse, die vollständige Domestikation der Welt lebensfeindlich ist, ist eine Grundeinsicht der Romantik. Sie besteht darauf, dass es Grenzen der Erkenntnis und des Zugriffs geben muss, aus erkenntnistheoretischen wie aus ethischen Gründen.

Die romantische Grundbefindlichkeit – Pathos, Melancholie, Empfindsamkeit, Skepsis – steht im krassen Kontrast zum Optimismus von Aufklärung und Szientismus. Die romantische Haltung scheint der Haltung des Wissenschaftlers diametral entgegen zu stehen. Doch sie kann durchaus im Sinne der Wissenschaft sein: Leidenschaft für die Erkenntnis dient der Wissenschaft mehr als die Fixierung auf Geld, Macht und Veröffentlichungszahlen. Sensibilität im Umgang mit den Forschungsobjekten, Vorsicht in Hinblick auf die Folgen des wissenschaftlichen Arbeitens und Verantwortungsbewusstsein sind gerade heute notwendig, weil das wissenschaftliche Handeln so mächtig und

²³ Lurija (1993), S. 177.

²⁴ Zum Begriff der Romantik vgl. Gloy (1996), S. 104-107. Mit dem Begriff der Romantik wird zum einen die Epoche zwischen 1790 und 1830 bezeichnet, die Aufklärung und Klassizismus ablöste und in ganz Europa Philosophie, Literatur, Kunst und Musik prägte. Zum anderen ist damit auch die diese Epoche bestimmende Weltanschauung und Geisteshaltung gemeint, die als Gegenbewegung gegen den Rationalismus und Technizismus der Aufklärung entstanden ist.

potentiell zerstörerisch geworden ist. Und auch das Bewusstsein der Unabschließbarkeit der Forschung, der generelle Skeptizismus gegenüber Dogmen und die Offenheit für verschiedenste Perspektiven und Ideen sind förderlich für die Entwicklung der Wissenschaft.

Romantik ist wesentlich eine Haltung der Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem: Im Gegensatz zur Aufklärung hofft die Romantik nicht, ihr Ziel jemals zu erreichen und ihr Projekt abzuschließen, denn das romantische Denken ist auf das Unendliche gerichtet. Das Streben nach Erkenntnis ist der Romantik wichtiger als deren Besitz. Die Unabschließbarkeit der Suche und das unendliche Streben nach Erkenntnis haben Romantik und Wissenschaft gemein: Der wissenschaftliche Fortschritt vermehrt die offenen Fragen; er macht die Welt immer größer statt kleiner, immer komplexer statt einfacher. Somit sollte die moderne Wissenschaft eine Haltung der Ehrfurcht gegenüber der Natur befördern, was sie an die Romantik anschließen ließe.

Unter Romantischer Wissenschaft verstehe ich im Anschluss an Lurija und Sacks die Synthese von moderner Wissenschaft und des ganzheitlichen Zugangs zur Natur der romantischen Tradition.²⁵ Der wesentliche Unterschied der Romantischen Wissenschaft zur cartesianischen Wissenschaft besteht in ethischer Hinsicht im Respekt vor der Natur und vor dem Geist, den sie hervorbringt, in methodologischer Hinsicht in der Ganzheitsperspektive.

Das oberste Ziel der Romantischen Wissenschaft ist eine ganzheitliche Erkenntnis. Das Ziel der Romantischen Wissenschaft ist der Aufstieg zum Konkreten, der erreicht werden soll, indem allgemeine Gesetze mit der Beschreibung konkreter Phänomene verbunden werden. Die Romantische Wissenschaft verlangt vor allem Realismus. Das impliziert die Forderung, dass Wissenschaftler sich mit der vollen Wirklichkeit der Phänomene beschäftigen sollen statt mit künstlich isolierten Teilaspekten von Phänomenen oder mit Teilproblemen. Die Romantische Wissenschaft verlangt die genaue Beobachtung und Beschreibung aller Details und die Betrachtung aus möglichst vielen Perspektiven. Auch nur qualitativ beschreibbare Details sind zu berücksichtigen, denn nicht die Messbarkeit entscheidet über die Relevanz.

Die Romantische Wissenschaft untersucht die kulturelle, soziale und existentielle Bedingtheit ihrer Gegenstände, statt sie losgelöst von Geschichte, Kultur und Biologie zu sehen. Teilnehmende Beobachtung, der „Dialog mit der Natur“, nicht „experimentelle Zwangsverfahren“²⁶ sind der Weg der Romantischen Wissenschaft. Subjektive Erkenntnisformen wie Intuition und Empathie werden von der Romantischen Wissenschaft zu einer Kunst und Technik der Erkenntnis entwickelt und nicht als irrational abgetan. Mit der Naturerkennntnis wird auch die Persönlichkeit des Wissenschaftlers entwickelt. Das Ganzheitsideal der Romantischen Wissenschaft fordert Generalisten, keine Spezialisten.

Vor allem durch die ethische Perspektive unterscheidet sich die Romantische Wissenschaft von der cartesianischen Wissenschaft, die aufgrund ihres scharfen Subjekt-Objekt-Dualismus ihren Forschungsobjekten grundsätzlich nicht mit Empathie und

²⁵ Vgl. Müller (2004), S. 70-123.

²⁶ Köchy (1997), S. 394.

Respekt begegnet, sondern mit dem Willen zur Beherrschung entgegentritt. Respekt vor belebten Forschungsgegenständen gehört notwendig zur Haltung des romantischen Wissenschaftlers. In der Romantischen Wissenschaft sind lebendige Forschungsobjekte niemals nur Objekte, sondern immer auch Subjekte. Das hat weitreichende Konsequenzen für den Umgang mit Versuchstieren, Testpersonen, Patienten etc.

5. Die Dritte Kultur

Die angestammten Bereiche Romantischer Wissenschaft sind Medizin, Biologie, Archäologie, Geschichtswissenschaft, Völkerkunde, Literaturwissenschaft, Psychologie, also alle Bereiche, in denen es um Individuelles und Geschichtliches geht. Doch auch in den „harten“ Naturwissenschaften erlebt die Romantische Wissenschaft ein Comeback.

John Brockman (1996) konstatiert das Aufkommen einer „Dritten Kultur“ zwischen der von Snow (1959) konstatierten Aufteilung der geistigen Welt in die „Erste Kultur“ der Geisteswissenschaftler und die „Zweite Kultur“ der Naturwissenschaftler. Die Naturwissenschaftler der Dritten Kultur beschäftigen sich wieder mit den „großen Fragen“: Fragen nach der Entstehung des Universums, nach der Zukunft der Erde, nach der Möglichkeit außerirdischen Lebens, nach der Entstehung des Lebens, nach der Entstehung von Geist. Darin liegt auch der Grund für die Renaissance des Erzählens in den Naturwissenschaften, für ihre eigenständige philosophische Perspektive und für das öffentliche Interesse, das ihnen zuteil wird.

Diese Forschung wird zwar überwiegend mit den Mitteln cartesianischer Wissenschaft durchgeführt, also analytisch, reduktionistisch, quantifizierend. Dennoch werden zunehmend Erkenntnisse zutage gefördert, die auf die Ganzheit und Selbstorganisation der Natur verweisen. Die Dritte Kultur ist genuin romantisch: inhaltlich durch ihr Streben nach Synthese, Einheit, Ganzheit, Universalität und durch ihre monistische Philosophie, formal durch die literarische, oft metaphorische Sprache, die Lust am Erzählen, das Überschreiten von Fachgrenzen und die Berücksichtigung des Subjektiven.

Der Dritten Kultur lassen sich meines Erachtens beispielsweise folgende Wissenschaftler zurechnen: Margaret Boden, Paul Davies, Richard Dawkins, Daniel Dennett, Keith Devlin, Manfred Eigen, Dian Fossey, Murray Gell-Mann, Jane Godall, Brian Goodwin, Stephen Jay Gould, Hermann Haken, Stephen Hawking, Douglas Hofstadter, Gerald Hüther, Hubert Markl, James E. Lovelock, Detlef Linke, Humberto Maturana, Margaret Mead, Marvin Minsky, Roger Penrose, Steven Pinker, Ilya Prigogine, Vilayanur Ramachandran, Gerhard Roth, Oliver Sacks, Carl Sagan, Wolf Singer, Lee Smolin, Francisco Varela, Frederic Vester u. v. a.

Mit dem Entstehen der Dritten Kultur wird die ‚Kommunikationslücke‘ zwischen Geisteswissenschaftlern und Naturwissenschaftlern nicht überbrückt, sondern dadurch abgelöst, dass nun die Naturwissenschaftler Sinnfragen stellen und sich unmittelbar an das allgemeine Publikum wenden.²⁷ Von geisteswissenschaftlicher Seite wird die Dritte Kultur keineswegs begrüßt; vielmehr fürchtet man die feindliche Übernahme der Geisteswissenschaften. Vor allem deren naturalistische Philosophie und monistische Metaphysik

²⁷ Vgl. Brockman (1996), S. 15-20.

werden abgelehnt. Besonders virulent ist derzeit die Auseinandersetzung von Geisteswissenschaften mit den Neurowissenschaften; hier wird um die Definitionsmacht über das Menschenbild gestritten.

Meines Erachtens zeigen die Ideen der Romantischen Wissenschaft, die sich vor allem in der sog. Dritten Kultur wieder finden lassen, einen Mittelweg zwischen Szientismus und antiaufklärerischem Irrationalismus, zwischen Reduktionismus und mystischen Naturvorstellungen auf.

Literatur

1. Arzt/Birmelin (1993): Volker Arzt, Immanuel Birmelin, Haben Tiere ein Bewußtsein? München 1993.
2. Bessant (2001): Claire Bessant, Katzen. Verhalten, Pflege & Haltung, Rassen, Augsburg 2001.
3. Brockman (1996): John Brockman (Hrsg.), Die dritte Kultur. Das Weltbild der Naturwissenschaften, München 1996.
4. Bruno (1584a): Giordano Bruno, Das Aschermittwochsmahl, hrsg. von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. 1, Leipzig 1904.
5. Bruno (1584b): Giordano Bruno, Über die Ursache, das Prinzip und das Eine, Stuttgart 1986.
6. Bruno (1584c): Giordano Bruno, Über das Unendliche, das Universum und die Welten, Stuttgart 1994.
7. Bruno (1584d): Giordano Bruno, Die Vertreibung der triumphierenden Bestie, in: Giordano Bruno, Gesammelte Werke, hrsg. von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. 2, Leipzig, Jena 1904-1909.
8. Bruno (1585a): Giordano Bruno, Von den heroischen Leidenschaften, Hamburg 1989.
9. Bruno (1585b): Giordano Bruno, Die Kabbala des Pegasus, Hamburg 2000.
10. Bruno (1591): Giordano Bruno, Über die Monas, die Zahl und die Figur als Elemente einer sehr geheimen Physik, Mathematik und Metaphysik, Hamburg 1991.
11. Bruno (1904-1909): Giordano Bruno, Gesammelte Werke, hrsg. von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. 1-6, Leipzig, Jena 1904-1909.
12. Bruno (1995): Giordano Bruno, ausgewählt und vorgestellt von Elisabeth von Samsonow in der Reihe „Philosophie jetzt!“, München 1995.
13. Charpa (1996): Ulrich Charpa, Grundprobleme der Wissenschaftsphilosophie, Paderborn u. a. 1996.
14. Damasio (2000): Antonio Damasio, Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins, München 2000.
15. Davies (1998): Paul Davies, Sind wir allein im Universum? Über die Wahrscheinlichkeit außerirdischen Lebens, Bern u. a. 1998.
16. Descartes (1641): René Descartes, Meditationes de prima philosophia. Meditationen über die Grundlagen der Philosophie, lat.-dt., hrsg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1959.
17. Descartes (1649): René Descartes, Über die Leidenschaften der Seele, franz.-dt., hrsg. u. übers. von Klaus Hammacher, Hamburg 1996.
18. Devlin (1997): Keith Devlin, Muster der Mathematik. Ordnungsgesetze des Geistes und der Natur, Heidelberg, Berlin 1997.
19. Foerster (1993): Heinz von Foerster, Wissen und Gewissen, Frankfurt am Main 1993.
20. Gaines/Shaw (1985): Brian R. Gaines, Mildred L. G. Shaw, From Fuzzy Logic to Expert Systems, Information Sciences 36 (1985), 1-2, S. 5-16.
21. Gloy (1995): Karen Gloy, Das Verständnis der Natur. Bd. I: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens, München 1995.

22. Gloy (1996): Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur. Bd. II: Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens*, München 1996.
23. Gould/Grant Gould (1997): James L. Gould, Carol Grant Gould, *Bewußtsein bei Tieren. Ursprünge von Denken, Lernen und Sprechen*, Heidelberg, Berlin, Oxford 1997.
24. Haken/Haken-Krell (1997): Hermann Haken, Maria Haken-Krell, *Gehirn und Verhalten. Unser Kopf arbeitet anders, als wir denken*, Stuttgart 1997.
25. Hauser (2001): Marc Hauser, *Wilde Intelligenz*, München 2001.
26. Klix (1980): Friedhart Klix, *Erwachendes Denken. Eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Intelligenz*, Berlin 1980.
27. Klix (1998): Friedhart Klix, *Zur Evolution der menschlichen Intelligenz*, in: Erwin Roth (Hrsg.), *Intelligenz. Grundlagen und neuere Forschung*, Stuttgart 1998, S. 101-143.
28. Köchy (1997): Kristian Köchy, *Ganzheit und Wissenschaft. Das historische Fallbeispiel der romantischen Wissenschaft*, Würzburg 1997.
29. Lurija (1993): Alexander R. Lurija, *Romantische Wissenschaft. Forschungen im Grenzbereich von Seele und Gehirn*, Reinbek 1993.
30. Maturana/Varela (1987): Humberto R. Maturana, Francisco J. Varela, *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*, München 1987.
31. Mittelstraß (1984): Jürgen Mittelstraß (Hrsg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Mannheim u. a. 1984.
32. Müller (2004): Sabine Müller, *Programm für eine neue Wissenschaftstheorie*, Würzburg 2004.
33. Müller (2007): Sabine Müller, *Medizinische Expertensysteme: Wissenschaftstheoretische und medizinethische Aspekte*, in: Dominik Groß, Eva-Maria Jakobs (Hrsg.), *E-Health und technisierte Medizin: Neue Herausforderungen im Gesundheitswesen*, Münster 2007, S. 137-158.
34. Nicolis/Prigogine (1987): Grégoire Nicolis, Ilya Prigogine, *Die Erforschung des Komplexen. Auf dem Weg zu einem neuen Verständnis der Naturwissenschaften*, München u. a. Zürich 1987.
35. Pinker (1996): Steven Pinker, *Der Sprachinstinkt*, Darmstadt 1996.
36. Popper (1935): Karl R. Popper, *Logik der Forschung*, Wien 1935.
37. Popper (1989): Karl R. Popper, *Falsifizierbarkeit*, in: Helmut Seiffert, Gerard Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, München 1989, S. 82-86.
38. Ramachandran/Blakeslee (2002): Vilayanur Ramachandran, Sandra Blakeslee, *Die blinde Frau, die sehen kann. Rätselhafte Phänomene unseres Bewusstseins*, Reinbek 2002.
39. Rensch (1968): Bernhard Rensch, *Biophilosophie auf erkenntnistheoretischer Grundlage*, Stuttgart 1968.
40. Sacks (1990): Oliver Sacks, *Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*. Reinbek 1990.
41. Schelling (1797): Friedrich W. J. Schelling, *Ideen zu einer Philosophie der Natur*, in: Schelling, *Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 5, Stuttgart 1994.
42. Schelling (1798): Friedrich W. J. Schelling, *Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus*, in: Schellings *Werke. Münchner Jubiläumsdruck*, 1. Hauptband, München 1927.

43. Schelling (1799): Friedrich W. J. Schelling, Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, in: Schelling, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1985.
44. Schelling (1800): Friedrich W. J. Schelling, System des transzendentalen Idealismus, hrsg. von Ruth-Eva Schulz, Hamburg 1962.
45. Schelling (1801): Friedrich W. J. Schelling, Darstellung meines Systems, in: Schelling, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1985.
46. Schelling (1802): Friedrich W. J. Schelling, Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge, hrsg. von Christian Herrmann, Hamburg 1954.
47. Schelling (1806): Friedrich W. J. Schelling, Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Welt, in: Schelling, *Ausgewählte Schriften*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1985.
48. Schelling (1907): Friedrich W. J. Schelling, Werke. Auswahl in drei Bänden, hrsg. und eingeleitet von Otto Weiß, Leipzig 1907.
49. Seifert/Radnitzky (1989): Helmut Seifert, Gerard Radnitzky, *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*, München 1989.
50. Singer (1982): Peter Singer, Befreiung der Tiere. Eine neue Ethik zur Behandlung der Tiere, München 1982.
51. Stamp Dawkins (1994): Marian Stamp Dawkins, Die Entdeckung des tierischen Bewusstseins, Darmstadt 1994.
52. Vester (1984): Frederic Vester, Neuland des Denkens. Vom technokratischen zum kybernetischen Zeitalter, München 1984.
53. Vollmer (1975): Gerhard Vollmer, Evolutionäre Erkenntnistheorie, Stuttgart 1975.
54. Wandschneider (2004): Dieter Wandschneider, *Technikphilosophie*, Bamberg 2004.

Giordano Bruno und die Evolutionäre Erkenntnistheorie

Sabine Müller

1. Einleitung

Giordano Bruno ist zweifellos bekannter für seinen Tod auf dem Scheiterhaufen der Römischen Inquisition als für sein Werk. Beide stehen aber in einem engen Zusammenhang. Bruno ist im Jahr 1600 als Ketzer hingerichtet worden, weil er im Gegensatz zu Galileo Galilei seine revolutionären naturphilosophischen Überzeugungen nicht widerrufen hat. Gründe für seine Verurteilung hat Bruno der katholischen Kirche mehr als genug gegeben, so dass bis heute darüber spekuliert wird, welche maßgeblich waren. Den Inquisitoren höchst suspekt war schon Brunos Lebensweg: Nach seiner Flucht aus einem Dominikanerkloster in Neapel hat er den größten Teil seines Lebens in ‚ketzerischen‘ Ländern verbracht und an dortigen Universitäten gelehrt: in der calvinistischen Schweiz, in lutheranischen Städten Deutschlands und im elisabethanischen England. Aber mehr noch als Brunos Leben waren seine religiösen und naturphilosophischen Lehren ein Affront gegen die Katholische Kirche. Bruno strebte nach einer Wiederbelebung der römischen sowie der altägyptischen Religion,¹ nicht nach einer Reform des Christentums, das er für eine Irrlehre hielt,² vor allem wegen der Dreifaltigkeitslehre.³

¹ Bruno hielt die altägyptische Religion (überliefert durch Hermes Trismegistos) für die ursprünglichste und wahre Religion, deren Spuren sich bei Pythagoras und Platon fänden. Vgl. hierzu exemplarisch Bruno (1995), S. 115-128 („Über Magie“); Bruno (1995), S. 142 ff. („Über die Vereinigung und Gemeinschaft der Dinge“); Bruno (1995), S. 253-256, 264 und 272 f. („Die Vertreibung der triumphierenden Bestie“). – In der Sekundärliteratur vgl. hierzu Yates (1964), S. 1-20; Von Samsonow: Einleitung in Bruno (1995), S. 29-32; Von Samsonow: Einleitung in Bruno (1991), S. XXVII-XXXIV; Mulsow: Kommentar in Bruno (1991), S. 267.

² Wegen des Drucks der Zensur und der ständigen Bedrohung durch die Inquisition hat Bruno sich nicht explizit zum Christentum geäußert. In der Sekundärliteratur finden sich zu Brunos Haltung gegenüber dem Christentum divergente Meinungen. So versuchen beispielsweise Kuhlenbeck (in Bruno 1904-1909) und Drewermann (1992), Bruno als gar nicht so schlechten Christen darzustellen. Das widerspricht aber der unmissverständlichen Verurteilung des Katholizismus in Brunos Reden (Bruno [1904-1909], Bd. 6, S. 73-115) sowie Aussagen seiner Zeitgenossen über dessen Verachtung des Christentums (vgl. Spampinato [1933]; Cilibertos Einleitung zu Bruno [1585b]). Brunos Schriften weisen ihn als Gegner des Christentums aus: Er ignoriert das Neue Testament konsequent, während er die Geschichten des Alten Testaments und die antiken Mythen ausgiebig verwendet. Kaum verhüllt nimmt Bruno in der Göttersatire „Die Vertreibung der triumphierenden Bestie“ Stellung zum Christentum: Jesus habe sich durch Lug und Trug zum Gott erklärt; er sei ein Mensch von niedrigster und gemeinster Natur und Denkart. Es sei Unsinn, einen sterblichen Menschen, noch dazu einen ehrlosen, dummen und fanatischen, als Gott anzubeten. Das Christentum kehre das Unterste zuoberst: Adel werde gegen Niedertracht und Wissenschaft gegen Unwissenheit vertauscht. Das Christentum habe alle natürlichen und vernünftigen Werte als böse abgewertet. Es halte es irrigerweise für Frömmigkeit, die Gesetze der Natur und die Vernunft zu verachten. Tatkräftige Gegenwehr gegen das Christentum sei geboten, auch wenn es schon bröckle (Bruno [1584d], S. 242-246). Auch Brunos „Die Kabbala des Pega-

...

Brunos Naturphilosophie ist pantheistisch:⁴ Er vertrat die Lehre von der Unendlichkeit des Universums, von Leben im gesamten Kosmos, von der Beseeltheit der ganzen Natur, von der Verwandtschaft allen irdischen Lebens und von der graduellen Entfaltung der Intelligenz über zahllose Stufen des Lebens.

Zunächst skizziere ich kurz Giordano Brunos Lebensweg, anschließend stelle ich die wichtigsten Prinzipien seiner Naturphilosophie dar und zeige, dass darin bereits die Grundideen der Evolutionären Erkenntnistheorie enthalten sind. Schließlich stelle ich kurz die Bedeutung Brunos für die zeitgenössische Naturwissenschaft und Philosophie dar.

2. Giordano Brunos Leben und Werk

Giordano Bruno wurde im Jahr 1548 in der Nähe von Neapel geboren. Siebzehnjährig trat er in das Dominikanerkloster in Neapel ein. Schon mit 18 Jahren wurde ihm ein Prozess wegen Ketzerei gemacht, weil er das Kruzifix und den Marienkult ablehnte. Wegen seiner Jugend wurde das Verfahren eingestellt. Bruno wurde im Jahr 1572 zum Priester geweiht. Im Jahr 1576 musste er aus dem Kloster fliehen, weil ihm wegen der Lektüre verbotener Schriften von Erasmus von Rotterdam ein Inquisitionsprozess drohte. Er verließ Italien und ging in die Schweiz. In Genf saß er kurze Zeit im Gefängnis wegen einer Streitschrift und eines Konflikts mit einem ortsansässigen Professor. Bruno fand den Calvinismus noch übler als den Katholizismus: ebenso grausam und theologisch noch abwegiger. Vor allem die calvinistische Leugnung der Willensfreiheit sowie die Ablehnung der Ethik der guten Werke hielt Bruno für schädlich.⁵ Bruno wandte sich nach Frankreich, wo er an den Universitäten von Toulouse und Paris lehrte. Im Jahr 1583 ging er nach England, wo er in der französischen Botschaft unter Katholiken lebte und seine Hauptwerke in italienischer Sprache verfasste.⁶ Auch dort überzeugten ihn die Reformen am christlichen Glauben nicht: Bruno verspottete den fehlgeleiteten Reformismus der Anglikanischen Kirche in seinem Werk „Die Vertreibung der triumphierenden Bestie“. Er kritisierte insbesondere die von den Anglikanern betriebene Büchervernichtung und den damit verbundenen Niedergang der engli-

sus“ (1585b) ist eine kaum verhohlene Satire auf Jesus; Bruno verspottet hier das Christentum als Eselsreligion; er kritisiert vor allem den seiner Meinung nach blinden Fideismus und die Widernünftigkeit des Glaubens.

³ Vgl. Inquisitionsprotokolle in Spampanato (1933).

⁴ Brunos Gottesvorstellung ist pantheistisch: Gott wird als schöpferisches, ideelles Prinzip des Universums verstanden, das nicht personifiziert wird. – Ob der „Pantheismus-Verdacht“ Bruno zu Recht trifft, wird kontrovers diskutiert. Vgl. hierzu Kuhlenbeck in Bruno (1904-1909), Bd. 6, S. 289, Anm. 136; Winter (1999), S. 53; Lange (1908), Bd. 1, S. 193; Bloch (1977), S. 202.

⁵ Vgl. Bruno (1995), S. 279-291.

⁶ Dort soll Bruno – nach Auffassung des britischen Historikers John Bossy – als Agent der Elisabeth-treuen Protestanten in den Reihen der katholischen Gegenreformation spioniert und deren Rädelsführer verraten haben. Bossy (1995) bringt für diese These zwar zahlreiche Indizien, kann sie aber m. E. nicht schlüssig beweisen.

schen Universitäten.⁷ Unter den Anglikanern galt Bruno ebenfalls als Ketzer und Atheist. Bruno kehrte 1585 mit dem französischen Botschafter zurück nach Paris. Aus einer Vorlesung, in der er die Philosophie des Aristoteles auseinandernahm, entstand ein Handgemenge, und Bruno musste überstürzt fliehen. Er wandte sich nach Deutschland, wo er an verschiedenen Hochschulen, unter anderem im lutheranischen Wittenberg, lehrte. In seiner Abschiedsrede in Wittenberg, das er verlassen musste, als es durch einen neuen Fürsten calvinistisch wurde, äußerte er seine Hochachtung vor Luthers strategischen Erfolgen, die er bewunderte, auch wenn er theologisch nicht mit ihm übereinstimmte. Weitere Stationen waren Prag, Helmstedt und Frankfurt am Main. Schließlich folgte Bruno einer Einladung des italienischen Adligen Giovanni Mocenigo nach Venedig, der ihn als Lehrer der Gedächtniskunst engagieren wollte. Bruno nahm offenbar an, dass in Italien inzwischen Gras über seine Sache gewachsen sei. Tatsächlich lebte er fast ein Jahr unbehelligt in Venedig, bis sein Gastgeber Mocenigo ihn an die Inquisitionsbehörde verriet, vermutlich weil Bruno ihn keine Magie lehren wollte. Die Inquisitoren ließen ihn festnehmen und verhörten ihn wochenlang zu seinem Lebensweg, seinem Werk und seinen religiösen Ansichten. Es folgten über sieben Jahre Haft in den berüchtigten Bleikammern von Venedig und im Kerker der Engelsburg in Rom. Die Inquisitoren verlangten von Bruno, seinen Überzeugungen abzuschwören. Doch Bruno weigerte sich. Im Jahr 1600 wurde er nach schwerer Folter öffentlich auf dem Campo de' Fiori im Zentrum von Rom auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Das Werk Brunos war lange Zeit schwer zugänglich; es wurde teilweise von der Inquisition vernichtet und steht bis heute auf dem Index der für Katholiken verbotenen Bücher.⁸ Bis heute hat die Katholische Kirche keinen Frieden mit Bruno geschlossen: Anlässlich der Feier zum Jahr 2000 versuchte Papst Johannes Paul II., das Bruno-Standbild, das Humanisten im Jahr 1889 an seinem Hinrichtungsort hatten aufstellen lassen, entfernen zu lassen – allerdings vergeblich.

Brunos Werk beginnt mit der Komödie *Der Kerzenzieher* (1582), in der es um Ehebruch und dessen Rechtfertigung geht.⁹ Sie enthält Brunos Philosophie *in nuce*; stilistisch und dramaturgisch erinnert sie an Shakespeares Komödien.

⁷ Vgl. Yates (1989).

⁸ Vgl. Godman (2001).

⁹ Der Protagonist, der Maler Gioan Bernardo, begehrt Vittoria, die schöne, junge Ehefrau des (eigentlich homosexuellen) ‚Kerzenziehers‘. Um Vittoria für sich zu gewinnen, inszeniert G. B. eine Intrige, durch die die Begehrte erkennen soll, dass ihr Ehemann sie mit einer Prostituierten betrügen und diese wiederum um ihren Lohn betrügen will. Dieser bestellt nämlich bei einem Magier einen Voodoo-Zauber, um von der Prostituierten unentgeltlich Liebesdienste zu erschleichen. G. B. bedient sich des betrügerischen Magiers und einer Reihe von Kleinkriminellen, um den Kerzenzieher in eine peinliche, entlarvende Situation zu bringen und Vittoria zu überzeugen, dass sie ihrem untreuen Ehemann nicht länger treu sein müsse, so dass sie schließlich zu einer Affäre mit G. B. bereit ist. Aber nicht nur der Kerzenzieher gerät durch die von G. B. gelenkten Kriminellen in eine peinliche Situation: Nebenbei wird ein Geldgieriger durch einen betrügerischen Alchimisten betrogen, und ein pädosexueller Humanist erhält eine Prügelstrafe durch falsche Polizisten. Drei ehrenwerte Bürger ereilt eine peinliche Strafe, vollzogen durch Kriminelle und jeweils für ein Delikt, das sie nicht begangen haben, die sie aber trotzdem zu Recht trifft. Bruno argumentiert dabei folgendermaßen: Das Schicksal teile Güter und Übel blind aus. Wenn die Güter meist bei Schwachsinnigen und Betrügern ankämen, sei das kein Wun-

...



Abbildung 1: Stationen von Giordano Brunos Leben¹⁰

- | | | | |
|--------------------|---------------------|-----------------------------|--------------------------|
| (1) * 1584 in Nola | (6) 1581-83 Paris | (11) 1586-88 Wittenberg | (16) 1591 Venedig |
| (2) 1572 Neapel | (7) 1583 Shrewsbury | (12) 1588 Prag | (17) 1591 Padua |
| (3) 1579 Genf | (8) 1583 Oxford | (13) 1589 Helmstedt | (18) 1593-1600 Kerker in |
| (4) 1579 Lyon | (9) 1585 Paris | (14) 1590 Frankfurt am Main | in Venedig und Rom; |
| (5) 1579 Toulouse | (10) 1586 Marburg | (15) 1590 Zürich | Tod: 17.2.1600 |

der, da die ganze Welt voll von diesen sei. Außerdem seien gerade den Verdienstvollen die Güter verwehrt, ebenso wie den Besitzenden der Verdienst. Denn die Verdienste, Talente und Güter seien ungleich und ungerecht verteilt, da nur so einer den anderen liebe und brauche. Nichtsdestotrotz wollten die Götter, dass das Gute das Übel verjagt, und daher sollten die Verdienstvollen alles daran setzen, um die begehrten Güter in ihren Besitz zu bringen. Wie das geht, hat Bruno in seiner Komödie exemplarisch gezeigt: Dem verdienstvollen G. B. ist der ‚Besitz‘ der schönen Vittoria versagt, während der homosexuelle, betrügerische und geizige ‚Kerzenzieher‘ sie unverdienterweise zur Ehefrau hat. Aber durch Intelligenz und Ausdauer hat G. B. Vittoria doch für sich gewonnen; er hat also das Gut erreicht, das ihm von Fortuna verwehrt wurde, aber von den Göttern und von der Natur zugestanden worden wäre. Die Gerechtigkeit in der Welt ist Bruno ein echtes Anliegen: Für ihn stellt sich das Theodizee-Problem schärfer als für seine christlichen Zeitgenossen, da er nicht an einen Ausgleich im Jenseits glaubt. Entweder gibt es Gerechtigkeit in dieser Welt oder in keiner. Und, da die Natur – nach Bruno – vernünftig und gut ist, muss es allem Anschein zum Trotz irdische Gerechtigkeit geben. – Vgl. Müller (2004b).

¹⁰ Die Idee, II, Dezember 2007, S. VII.

Es folgen zahlreiche Gedichte und philosophische Dialoge. Brunos philosophische Werke bestehen aus dramaturgisch stilisierten Dialogen, zum Teil mit komödiantischen Elementen. Anders als in Platons Dialogen, in denen alle Teilnehmer neben Sokrates verblissen, enthalten Brunos Dialoge leidenschaftliche Debatten, die teilweise wirklich stattgefunden haben sollen. Sie sind voll satirischer Anspielungen auf Zeitgenossen.¹¹

Einige von Brunos philosophischen Werken enthalten Sonette, die in Dialogen interpretiert werden.¹² Schließlich hat Bruno einige an Lukrez orientierte lateinische Lehrgedichte in Hexametern verfasst.¹³ Die wichtigsten philosophischen Werke Brunos sind *Das Aschermittwochsmahl* (1584), *Über die Ursache, das Prinzip und das Eine* (1584), *Über das Unendliche, das Universum und die Welten* (1584), *Die Vertreibung der triumphierenden Bestie* (1584) und *Von den heroischen Leidenschaften* (1585). Darüber hinaus hat Bruno zahlreiche Schriften zur Gedächtniskunst und zur Magie verfasst.



Abbildung 2: Giordano-Bruno-Denkmal vor einem Plakat (Campo de' Fiori, Rom)¹⁴

¹¹ Zur Funktion der Satire vgl. Samsonow (1995), S. 32-34.

¹² Vgl. z. B. Bruno (1585a).

¹³ Vgl. z. B. Bruno (1884).

¹⁴ www.dailygalaxy.com/photos/uncategorized/2007/06/17/giordano_bruno_statue_3.jpg [18.05.2008].

3. Brunos Naturphilosophie

Bruno plädierte für eine empirische, auf Beobachtung basierende Naturwissenschaft anstatt einer Naturwissenschaft, die auf der dogmatischen Auslegung der Schriften von Aristoteles und der Kirchenväter basiert. Damit provozierte er nicht nur die Theologen, sondern auch seine akademischen Kollegen. Bruno ist aber kein Vorläufer Galileis, auch wenn er einiges mit diesem teilt – insbesondere denselben Inquisitor.¹⁵ Bruno und Galilei können eher als Vertreter zweier unterschiedlicher naturwissenschaftlicher Paradigmen gesehen werden, deren Wege sich schon in der Renaissance teilten: in eine ganzheitliche, organistische Richtung und eine reduktionistische, mechanistische Richtung.¹⁶ Während Galilei der wichtigste Wegbereiter der zweiten Richtung ist, ist Bruno ein bedeutender Vertreter der ersten Richtung.

Brunos Haltung nicht nur gegenüber den Naturwissenschaften war enthusiastisch, obwohl er eine Naturwissenschaft, die die Empirie zugunsten mathematischer Formalismen vernachlässigt, kritisierte und die Bedeutung der Mathematik für die Naturwissenschaften wahrscheinlich nicht vollständig erkannt hat.¹⁷ Offenbar hat Bruno eine qualitative, anschauliche und erfahrungsgeleitete Naturwissenschaft intendiert.¹⁸ Die analytische Methode, die Descartes zur wissenschaftlichen Methode schlechthin erklärt hat, ist von Bruno kaum praktiziert worden, was wahrscheinlich die wichtigste Ursache dafür ist, dass von seiner Philosophie letztlich keine Impulse für eine effiziente Naturwissenschaft ausgegangen sind. Insbesondere die mit der analytischen Methode verbundene Arbeitsteilung wäre einem Universalgelehrten wie Bruno, der Spezialistentum und die lebenslängliche Beschäftigung mit Details als Pedantentum verachtete, fremd gewesen.¹⁹

Brunos Naturphilosophie steht nicht in der christlichen, sondern in der pythagoreisch-platonischen Tradition. Demnach ist die Natur eine auf vernünftigen Prinzipien basierende, harmonisch geordnete Einheit. Auch die Naturphilosophie Galileis und Descartes' steht in der platonischen Tradition. Doch während Bruno an platonischen, aristotelischen und stoischen Vorstellungen vom Universum als einem vollkommenen Organismus festhält, verbinden Galilei und Descartes die christliche Vorstellung von der Natur als Werk Gottes mit dem platonischen Konzept einer mathematisch konstruierten Welt. Für Galilei und Descartes ist die Welt kein *Organismus*, sondern ein gewaltiger *Mechanismus*, eine *machina mundi*. Demnach ist die Materie ein formloses Material,

¹⁵ Kardinal Roberto Bellarmino (Vgl. Godman [2001]).

¹⁶ Zu einer historisch-systematischen Darstellung der beiden Richtungen vgl. Gloy (1995 und 1996).

¹⁷ Bruno wertet häufig die Mathematik gegenüber der Physik ab (vgl. z. B. Bruno [1584b], S. 11 f.). Bruno wirft den Mathematikern vor, Beobachtung und Praxis zugunsten eines Formalismus ohne Erkenntniswert zu vernachlässigen. Er nennt Mathematiker, Physiker und Astrologen häufig in einem Atemzug und greift sie als Vertreter des ptolemäischen Weltbildes an.

¹⁸ Nach Otto (1991) versuchte Bruno, eine konkrete, auf Anschauung und Konstruktion basierende Geometrie zu entwickeln, deren Grundgedanken auch der projektiven Geometrie von Hermann von Helmholtz, Otto Hölzer und Felix Klein zu Grunde liegen.

¹⁹ Die Pedanterie kritisiert Bruno immer wieder voll eloquenter Verachtung (vgl. z. B. Bruno [1585a], S. 159 ff.)

das seine Formen erst von einem Subjekt – von Gott oder von Menschen – erhält. Bruno dagegen weist die Trennung von formloser Materie und materieloser Form zurück. Nach seiner Auffassung bringt die Materie alle Formen und damit auch Leben und Geist selbst hervor. Bruno betrachtet die Materie als Erschafferin aller Formen, als bis ins letzte beseelt (= geformt)²⁰ und unendlich wandlungsfähig. Das Universum beschreibt Bruno als unendlich in Raum und Zeit, als unerschaffen und unendlich schöpferisch. Bruno interpretiert die gesamte Natur nach dem Modell des Organismus: als selbsterhaltend, selbstreproduzierend, teleologisch, mit wechselseitigen Beziehungen des Ganzen und der Teile (*natura naturans*).

Zentral ist bei Bruno der Begriff des *intellectus universalis* (*intelletto universale*), des universalen Intellekts, der Weltvernunft. Nach Brunos Auffassung ist Vernunft im gesamten Universum, nicht nur in dem außerhalb der Welt gedachten Schöpfer und dessen menschlichen Ebenbildern. Bruno versteht unter der Weltseele²¹ (*anima mundi*) das universelle Prinzip, das die Natur gestaltet; der universale Intellekt sei deren innerstes Vermögen:

„Der universale Intellekt ist das innerste, wirklichste, ureigene Vermögen und der potentielle Teil der Weltseele. In sich gleichbleibend, erfüllt er das All, erleuchtet das Universum und leitet die Natur an, ihre Arten hervorzubringen, so wie es ihr zukommt. Er verhält sich zur Hervorbringung der natürlichen Dinge wie unser Intellekt zur entsprechenden Hervorbringung der Erzeugnisse des Denkens. Die Pythagoreer nennen ihn ‚Beweger und Antreiber des Universums‘, vergleichbar den Worten des Dichters, der da sagt: ‚[...] alle Glieder durchströmend, ganz mit dem Leib vereint, so bewegt der Geist die Materie.‘ Von den Platonikern wird er ‚Baumeister der Welt‘ genannt. Dieser Baumeister, sagen sie, tritt aus der höheren Welt, die ganz und gar *eine* ist, in die sinnliche Welt ein, die vielfach unterteilt ist und in der nicht nur Freundschaft, sondern – wegen der Trennung der Teile – auch Zwietracht herrscht. Indem dieser Intellekt, ruhig und unbeweglich bleibend, etwas von sich in die Materie ergießt, bringt er das All hervor. [...] Orpheus nennt ihn ‚Auge der Welt‘, weil er alles Natürliche von innen und von außen sieht, auf daß sich alles nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich gemäß der eigenen Symmetrie entwickle und erhalte. Von Empedokles wird er ‚Unterscheider‘ genannt – in dem Sinne, dass er niemals müde wird, die im Schoß der Materie ungeschiedenen Formen zu sondern und die Entstehung des einen aus dem Zerfall des anderen zu befördern. [...] Bei uns heißt er ‚der innere Künstler‘, weil er die Materie von innen heraus formt und gestaltet, so wie er aus dem Innern des Samens oder der Wurzel heraus den Stamm hervor- und emporreibt, aus dem Innern des Stammes die Äste entwickelt, aus dem Innern der Äste die Zweige formt, aus diesen die Knospen sprießen läßt, hieraus – wie aus Nervenfasern – die Blätter webt, die Blüten bildet und die Früchte schafft [...].“²²

²⁰ Bruno identifiziert ‚Seele‘ mit ‚innere Form‘.

²¹ Mit dem Begriff der Weltseele wendet Bruno sich von der aristotelischen Tradition ab und zur pythagoreischen und (neu)platonischen Tradition einer monistischen Naturphilosophie und Emanationslehre hin.

²² Bruno (1584b), S. 56-58.

Die Materie ist nach Brunos Lehre Stoff und Form zugleich, die ewige Quelle aller Formen, nicht – wie für Platon – bloß Material für die Abbilder der Ideen. Das Verlangen der Materie nach Manifestation sei ebenso groß wie ihr Abscheu vor jeder Manifestation; daher nehme sie jedes ihrer Produkte wieder zurück.²³ Für Bruno sind Tod und Geburt die Prinzipien des gesamten Universums. Das Universum ist nach Bruno nicht ein wüster, leerer Raum, sondern ein unendliches Potential für alle möglichen Gestalten und die Einheit, in der alles mit allem verbunden ist. Brunos Naturphilosophie lässt sich somit als kosmischer Vitalismus charakterisieren.

4. Brunos Ideen zur Evolutionstheorie und zur Evolutionären Erkenntnistheorie

Das Konzept der Evolution ist in Brunos Naturphilosophie entscheidend. Demnach ist die Natur in ständiger Entwicklung und bringt immer wieder neue Lebensformen hervor. Auch damit steht Brunos Philosophie im schroffen Gegensatz zur Auffassung der Theologen seiner Zeit, die lehrten, dass die Natur wie in der Genesis beschrieben von Gott an sechs Tagen erschaffen worden sei, dass es seitdem keine weitere Entwicklung gebe, dass die Natur also endlich, statisch und nicht selbst schöpferisch sei.

Für Bruno ist die Natur insgesamt ein sich selbst organisierender Organismus, dessen Entwicklung in Stufen verläuft, wobei Einzelorganismen wachsender Komplexität, Bewusstheit und Intelligenz entstehen.

Intelligenz gibt es nach Brunos Überzeugung im ganzen Kosmos: Es existierten nicht nur unendlich viele Gestirne, sondern darauf könne es auch Leben und Intelligenz geben, selbst auf den sonnenartigen Gestirnen; die Gestirne seien nicht nur bewohnte Welten, sondern selbst „gewaltige Organismen und erhabene Gottheiten“.²⁴ Aus dem Konzept des *intellectus universalis* und einer selbstorganisierenden, Geist hervorbringenden Materie folgt zwingend die Annahme der Möglichkeit intelligenter Lebewesen im gesamten Universum. Diese These Brunos ist weder Ergebnis empirischer Forschung noch bloße Phantasterei, sondern Konsequenz seiner Metaphysik. Im Licht aktueller Schätzungen über etliche Millionen von Planeten, auf denen Leben möglich sein soll,²⁵ erscheinen Brunos Spekulationen über außerirdische Intelligenz höchst aktuell. Formuliert hat er sie zu einer Zeit, als seine Zeitgenossen noch glaubten, die Erde stehe im Mittelpunkt des Universums.

Da der *intellectus universalis* in der gesamten Natur identisch sei, seien alle Geister und Seelen dem Wesen nach eins und von derselben Substanz. Alle Intelligenz stamme aus demselben Geist, so wie alle Körper aus derselben Materie stammten. Es gebe eine unaufhörliche Metempsychose, also eine Wandlung und Transkorporation der Seelen. Der universale Intellekt bewirke in allen Lebewesen Wahrnehmung, Empfindung, Anschauung

²³ Vgl. Bruno (1584b), Vierter Dialog. – Vgl. auch Winter (1999), S. 40-52.

²⁴ Vgl. Bruno (1584b), S. 54, und Bruno (1584c), Vierter Dialog. – Mit der Annahme außerirdischen Lebens knüpft Bruno an Epikur, die Atomisten (Leukipp, Demokrit, Lukrez), Pythagoras und Kepler an und wendet sich gegen Aristoteles' von der Scholastik zum Dogma erhobene Meinung, es könne nur eine Welt geben.

²⁵ Zur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit außerirdischen Lebens vgl. Davies (1998).

und Verständnis. Jedes Lebewesen sei in sich vollkommen und habe Anteil an der Weltseele. In jedem Lebewesen gebe es eine besondere Intelligenz, und die Intelligenzen seien so vielfältig wie die Individuen. In Tieren wie in Menschen sei das Erkenntnisvermögen eine Wirkung innerer Sinne; auch das diskursive Denken der Menschen gehöre zu ihrer Natur, so wie die Instinkte²⁶ zur Natur der Tiere gehörten. Aus den verschiedenen Verhältnissen, Gewohnheiten und Maßen von Körper und Geist entstünden die verschiedenen Organe und Geistesarten der Wesen. Die spezifische Art der Seele sei abhängig von der jeweiligen körperlichen Gestalt und Lebensweise. Menschliche Seelen unterschieden sich nicht wesensmäßig von den Seelen anderer Tiere, sondern nur graduell.

„ONORIO: Die [Seele] des Menschen ist in spezifischer und generischer Essenz gleich der der Fliegen, Austern, Pflanzen und jedwelchen Dinges, das belebt ist oder Seele hat, wie es keinen Körper gibt, der einen nicht mehr oder weniger lebhaften und vollkommenen Einfluß des Geistes in sich selber hat. Einmal vereinigt sich jener Geist nach Fatum oder Vorsehung, Ordnung oder Schicksal mit einer Art von Körper, einmal mit einer anderen und erlangt je nach Art der Verschiedenheit von Körperbau und Gliedmaßen unterschiedliche Grade und Vollkommenheiten des Geistes und der Handlungen. [...]

ONORIO: Ich sage, daß die ausführende universelle Intelligenz eine für alle und die ist, die bewegt und verstehen läßt, aber darüber hinaus in allen die partikuläre Intelligenz ist, in der sie bewegt und erleuchtet werden und verstehen, und diese wird nach Anzahl der Menschen vervielfältigt. [...]

SEBASTO: [...] Willst du also sagen, daß man so, wie man aus dem gleichen Wachs oder anderer Materie verschiedene und gegensätzliche Figuren formt, aus der gleichen Körpermaterie alle Körper formt, und alle Geister aus derselben Geistessubstanz sind?

ONORIO: Genau dies und füge hinzu, daß durch verschiedene Ordnungen, Gewohnheiten, Anordnungen, Maße und Anzahl der Körper und des Geistes verschiedene Temperamente und Komplexionen bestehen, verschiedene Organe entstehen und verschiedene Arten von Dingen erscheinen.“²⁷

Bruno glaubt sogar, dass es Tiere mit mehr Geist und Verstandeskraft gebe als Menschen, nämlich die Schlangen, dass diesen allerdings die notwendigen Werkzeuge fehlten, die den Menschen erst zum Herrn der Erde machten: die Hände.

„Folglich könnt ihr verstehen, daß es möglich ist, daß viele Tiere über mehr Talent und Geisteslicht verfügen als der Mensch (wie es kein Scherz ist, was Moses von der Schlange verkündet, die er die Klügste unter den Tieren der Erde nannte), aber durch Mangel an Werkzeugen ihm unterlegen sind, wie jener ihnen durch Reichtum und Gabe derselben überlegen ist. [...] Und wo wären folglich die Institutionen der Lehre, die Erfindungen von Disziplinen, die Zusammen-

²⁶ Den Begriff „Instinkt“ hält Bruno für ein sinnloses, dunkles Wort, das nichts erkläre und von denen verwendet werde, die glauben, „dass die Handlungen der Ameisen und Spinnen nicht aus ihrer eigenen Einsicht herrühren, sondern von einer höheren, über ihnen waltenden Einsicht“, was genauso falsch sei, wie die Annahme eines äußeren Bewegers zur Erklärung der Planetenbewegungen. In allem sei vielmehr eine innere Kraft wirksam. (Bruno [1584a], S. 131).

²⁷ Bruno (1585b), S. 41-45.

schlüsse von Bürgern, die Komplexe von Gebäuden und vielerlei andere Dinge, die die Größe und Exzellenz des Menschen ausmachen und den Menschen wirklich zum unbesiegbaren Herrscher über die anderen Arten machen? All diese geht, wenn du es aufmerksam betrachtest, nicht so sehr auf den Intellekt zurück als auf die Hand, das Organ der Organe.“²⁸

Brunos These von der Bedeutung der Hände und sein grundsätzliches Verständnis des Menschen als Handelnder, nicht bloß als Wahrnehmender und Denkender werden durch Ergebnisse der Neurowissenschaften bestätigt. Die Bedeutung der Hände für die Entwicklung des Gehirns und für ihre Bedeutung für Sprache und Kultur hat Frank R. Wilson (2000) gezeigt. Bruno hat auch die Abhängigkeit des Denkens von dessen körperlicher Basis erkannt. Beispielsweise führt er bestimmte geistige Operationen auf bestimmte körperliche Merkmale zurück, z. B. das Dezimalsystem auf die zehn Finger von Menschen.

„So ist es also nicht ins Blaue hinein von uns gesagt worden, daß es in anderen Arten und aus tieferliegenden Ursachen andere Zahlen aus Fingern gibt, wie auch von Fingergliedern, und von Figuren, die aus Fingergliedern gewonnen sind; für die meisten Vögel nämlich (wenn sie zählen) wird die Zahl durch die Achtzahl der Zehen bestimmt; und Spinnen und Bienen machen ebenso entsprechend der Zahl ihrer Beine die Gewebe und Ecken ihrer Bauten. Es ist also offensichtlich, aus welchem Grund die Zehnheit die periodische Zahl ausdrücklich in bezug auf die Spezies des Menschen ist.“²⁹

Damit nimmt Bruno Erkenntnisse über die Bestimmtheit des Denkens durch die körperliche Organisation, wie sie beispielsweise Mark Johnson und George Lakoff aufgezeigt haben, vorweg. Bruno reflektiert neben der körperlichen Grundlage des Dezimalsystems auch kulturelle Faktoren: So argumentiert er, dass Indianer ein Zwanzigersystem verwenden, weil sie keine Schuhe tragen und daher die Anzahl von Fingern und Zehen als periodische Zahl verwenden.³⁰

Brunos evolutionstheoretisches Verständnis von Tieren steht der christlichen Meinung, dass Tiere keine unsterbliche Seele haben, diametral entgegen. Seine Auffassung von der Kontinuität des Seelischen von Tieren und Menschen hat auch ethische Konsequenzen, nämlich die Ablehnung des Tötens von Tieren: Bruno hielt Metzger für noch niedriger als Henker, da diese wenigstens manchmal der Gerechtigkeit dienten. Er kritisierte auch die Heroisierung der Jagd durch den Adel, denn Wildtiere seien genauso intelligent wie Haustiere und daher genauso zu achten. Bruno befürwortete den Vegetarismus.³¹ Seine evolutionstheoretischen Überlegungen und seine Erkenntnisse über das Bewusstsein von Tieren führten ihn damit zu denselben Ergebnissen wie in heutiger Zeit beispielsweise Peter Singer und Thomas Metzinger.³²

²⁸ Bruno (1585b), S. 42 f.

²⁹ Bruno (1591), S. 150.

³⁰ Vgl. ebenda.

³¹ Vgl. Bruno (1584d), S. 249-252. – Nach einer Aussage eines Mitgefangenen in der Engelsburg soll Bruno überdies den vegetarischen Kain gegen den Fleisch essenden Abel verteidigt und den biblischen Gott wegen der Bevorzugung des Fleischessers kritisiert haben. (Vgl. Inquisitionsprotokolle in Spanpanato [1933]).

³² Vgl. z. B. Singer (1982); Metzinger (2005 und 2006).

Brunos Vorstellung der Seele unterscheidet sich deutlich von dem christlichen Konzept der Seele, das durch Descartes in die neuzeitliche Wissenschaft und in die Moderne transportiert wurde: Während nach christlicher Lehre und nach Descartes' Philosophie die Seele in einem ihr temporär zugeordneten Körper sitzt, bis sie ihn beim Tod des Körpers verlassen muss, sitzt die Seele nach Bruno nicht im Körper, sondern ist dessen inneres Prinzip.

„CICADA: Ist also der Körper nicht Sitz der Seele?

TANSILLO: Nein, denn die Seele ist nicht räumlich im Körper, sondern als Form von innen und als Former von außen; sie macht seine Glieder und gestaltet das Gebilde von innen und außen.“³³

Die dualistische Körper-Geist-Theorie des Christentums und Descartes' führt bekanntlich zu unbefriedigenden Ad-hoc-Erklärungen über vermeintliche Interaktionen der menschlichen Seele mit ihrem Körper wie etwa Descartes' Zirbeldrüsen-Theorie. In Anlehnung an Cusanus beschreibt Bruno eine Stufenfolge von Sinneserkenntnis (*sensus*), diskursivem Verstand (*ratio*), Vernunft (*intellectio*) und Geist (*mens*).³⁴ Die Vernunft könne das Absolute nur mittels der Negation fassen,³⁵ während der über aller Vernunft und rationalen Erkenntnis stehende Geist in einem einfachen Akt des Schauens (*intueri*) alles erfasse.

Auf der „Stufenleiter der Intelligenzen“ steige der individuelle Intellekt dieselben Stufen von der Vielfalt zur Einheit auf, die der universale Intellekt von der Einheit zur Vielfalt herabsteige.³⁶ Der menschliche Intellekt kann demnach die Natur verstehen,

³³ Bruno (1585a), S. 58.

³⁴ „Es gibt zunächst die Sinneserkenntnis. [...] Es folgt der Verstand, welcher allein dem Menschen eigentümlich ist, also das Vermögen, welches aus dem durch die Sinneswahrnehmungen Erfassten und [im Gedächtnis] gespeicherten etwas außerhalb der Sinneswahrnehmungen hervorbringt und erschließt, so aus den einzelnen Dingen das Allgemeine, aus dem Nacheinander eine gewisse logische Aufeinanderfolge; und diese Erkenntnis wird diskursiv genannt und ist gewissermaßen ein Ablauf, insofern als der Intellekt aus einem erkannten Ding zu einem anderen, zu erkennenden fortschreitet. [...] Es folgt die Vernunft, die dasjenige, was der Verstand auf diskursive Weise und mittels der Beweisführung und, wie ich auf eigene Weise sage, mittels der logischen Schlußfolgerung und des kausalen Ablaufs erfährt und begreift, durch eine gewisse einfache Intuition, ein unmittelbares Anschauen aufnimmt [...] sie wird ‚intellectio‘ genannt, gleichsam eine ‚interna lectio‘, ein innerliches Lesen, und sie ist eine Art lebendiger Spiegel, zugleich sehend und die sichtbaren Dinge in sich selbst bergend. [...] Es folgt der Geist (*mens*) über aller Vernunft und rationalen Erkenntnis, welcher in einem einfachen Akt des ‚Schauens‘ ohne vorausgehendes oder begleitendes logisch-diskursives Denken und ohne Zahl und Trennung alles erfährt, einem Spiegel vergleichbar, der lebt und zugleich so vollkommen ist, dass das Licht, der Spiegel und alle Formen und Gestalten miteinander identisch sind, welche er ohne Trübung und Vereinzelung sieht und ohne zeitliche, der Veränderung unterworfenen Aufeinanderfolge, wie ein Haupt, welches vollständig Auge ist und überallhin in einem Akt das Höhere und Tiefere, das Vorher und Nachher und, da es unteilbar ist, auch das Innere und das Äußere sieht.“ (Bruno: *Summa terminorum metaphysicorum*. Opera Latine, I, 4, S. 32, übersetzt nach Kirchhoff [2000], S. 69).

³⁵ Vgl. Bruno (1584b), S. 101 f.

³⁶ „Somit gibt es eine Stufenleiter der Intelligenzen. Die niederen vermögen die Vielheit der Dinge nur mittels zahlreicher Gattungen, Analogien und Formen zu begreifen; die höheren verstehen [das Viele] besser mittels weniger; die höchsten verstehen es vollkommen mittels ganz weniger; die erste Intelligenz aber erfährt in einer Idee das Ganze auf vollkommenste Weise; der göttliche Geist und die abso-

...

weil er dem universalen Intellekt wesensgleich sei. Die Natur gebe dabei dem Verstand das Gesetz vor, nicht umgekehrt.³⁷

Trotz der Korrespondenz von individuellem und universalem Intellekt ist Bruno skeptisch bezüglich der Möglichkeit der Erkenntnis: Unser Intellekt könne weder sich selbst noch die Dinge an sich so erkennen, wie sie sind, sondern nur ihre Abbilder („Schatten“) und Erscheinungen wie in einem Spiegel sehen. Höher als bis zur Erkenntnis der eigenen Blindheit könne man nicht gelangen.³⁸

5. Ethische Konsequenzen aus Brunos evolutionärer Erkenntnistheorie

Brunos Konzept der stufenweisen Entwicklung der Intelligenz und der Verwandtschaft aller Intelligenzen ist nicht nur für seine Metaphysik und Kosmologie zentral, sondern spielt auch für seine Ethik eine zentrale Rolle.

Nach Brunos Auffassung wird der Mensch durch den erkennenden und erschaffenden Intellekt und durch das philosophische Streben nach dem göttlichen Menschen selbst göttlich, nicht nur ein Gefäß des Göttlichen, sondern Schöpfer und Künstler wie der universale Intellekt.³⁹ Bruno sieht in der zur Erkenntnis strebenden Wissenschaft und in der Anstrengung des Forschens⁴⁰ einen ethischen Wert, da sie den Menschen veredle und ihm eine heroische Gesinnung verleihe.⁴¹ Was dabei zählt, ist das leidenschaftliche Streben nach Erkenntnis, nicht das Erreichen eines Zieles, das ohnehin unmöglich sei.⁴² Das auszuhalten, erfordere Heroismus, der sich nicht nur in Selbstbeherrschung, Mut und Tapferkeit und im Verzicht auf falschen Trost beweisen soll, sondern vor allem im philosophischen und wissenschaftlichen Forschen sowie im künstlerischen und technischen Schöpfungstum.

Im Leitbild des *Heros* zeichnet Bruno den Menschen, der von intellektuellem Erkenntnisdrang ebenso getrieben wird, wie er von der Leidenschaft für das Gute und Schöne gefesselt und letztlich von seinem Gegenstand ergriffen und überwältigt wird. Im Aktaion-Mythos beschreibt Bruno einen nach Erkenntnis jagenden Menschen, der, als er die Göttin Diana unverhüllt erblickt, in einen Hirschen verwandelt wird, über den

lute Einheit ist ohne jeden Gattungsbegriff zugleich das Erkennende und das Erkannte. Indem wir also zur vollkommenen Erkenntnis aufsteigen, vereinfachen wir die Vielheit; wie andererseits die Einheit, indem sie zur Hervorbringung der Dinge herabsteigt, sich vervielfacht.“ (Bruno [1584b], S. 142).

³⁷ „Naturaque sit rationi lex; non naturae ratio.“ (Bruno: *De immenso*, *Opera latine*, I, 2, S. 80, zitiert nach Winter [1999], S. 91).

³⁸ Vgl. Bruno (1585a), S. 16.

³⁹ Bruno (1585a), S. 49 f. und 57.

⁴⁰ Zum Wert der Anstrengung und des Kampfes, gegen Müßiggang und das Ausruhen auf den (vermeintlichen) Leistungen der Vorfahren vgl. z. B. Bruno (1591), S. 106-108.

⁴¹ Vgl. Bruno (1584b), S. 43: „[...] da die Wissenschaft einer der besten Wege ist, um dem menschlichen Geist eine heroische Gesinnung zu verleihen.“ – Bruno (1585a), S. 59: „Tansillo: [...] ein heroischer Charakter wird lieber bei edlen Aufgaben, in denen er die Würde seines Charakters beweisen kann, stürzen oder mit Anstand versagen als in weniger edlen und niedrigen Dingen Vollkommenheit erzielen. – Cicada: Sicherlich, denn ein würdiger und heroischer Tod ist besser als ein unwürdiger und feiger Triumph.“

⁴² Vgl. Bruno (1585a), S. 58, 69, 144 f., 180 f.

sogleich seine eigenen Hunde herfallen, die ihn zerfleischen. In diesem Mythos heroisiert Bruno den von Sehnsucht und leidenschaftlicher Liebe zur Wahrheit und Schönheit erfüllten Menschen, der die Göttin nur augenblicksweise in einer mystischen Erfahrung erblicken, aber nicht festhalten kann, und der im Moment der höchsten Erkenntnis vom Jäger zum Gejagten wird und seinen eigenen Mitteln, den Hunden des Verstandes und des Willens, zum Opfer fällt.⁴³ Brunos Topos der Liebe als Methode zur Erkenntnis des Wahren, Schönen und Guten erinnert an Platons *Symposion*. Aber für Bruno ist die Suche nach Erkenntnis prinzipiell tragisch: Sie zerreißt das Individuum zwischen höchstem Glück und höchstem Schmerz, und sie ist lebensgefährlich – was angesichts der Inquisition nicht nur metaphorisch gemeint war. Die Tragik des wahrheitssuchenden Menschen ist für Bruno ein zentrales Thema, das von seiner Opposition gegen die dogmatische, brutale Macht der Katholischen Kirche kaum zu trennen ist.⁴⁴ Bruno prangert immer wieder Ignoranz, Pedanterie, Dogmatismus, Hörigkeit und blinden Autotenglauben an.⁴⁵

Bruno sieht in jedem Individuum einen Spiegel des Unendlichen. Aus der von Cusanus übernommenen pantheistischen Idee des *omnia ubique*, nach der das Ganze in allem in der Welt widerscheint, folgt, dass es keinen Mittelpunkt der Welt gibt, oder dass jeder Punkt der Welt Mittelpunkt sein kann. Diesen Gedanken wendet Bruno gegen den Zentralismus der Scholastik, den er weder im Universum noch in Glaubensfragen oder in der Politik gelten lässt. Daher lehnte Bruno die Kolonialisierung Amerikas und die gewaltsame Missionierung der Indianer ab.⁴⁶

Brunos Naturphilosophie basiert auf einem entschiedenen Willen zur Naturerkenntnis, begründet aber keinen Herrschaftsanspruch über die Natur, sondern soll zur Kooperation mit der Natur befähigen.⁴⁷ Sie ist weder experimentell noch auf technische Verfügbarmachung ausgerichtet, sondern weitgehend theoretisch, betrachtend, teils spekulativ, teils magisch.⁴⁸ Insbesondere hielt Bruno die Magie, die sich der Macht der Phantasie bedient, bei der Heilung von Krankheiten für wirksamer als die Medizin.⁴⁹

⁴³ Vgl. Bruno (1585a), Vierter Dialog, S. 64 ff.

⁴⁴ Vgl. Böhme (1989). – Zur römischen Inquisition und Zensur vgl. Godman (2001). Obwohl Godman eine Apologie der römischen Inquisition versucht und die „Helden des Antiklerikalismus“, Bruno und Galilei, diffamiert, weist er doch deutlich die intellektuellen Defizite der Inquisition nach, die die Katholische Kirche mit Repression statt mit Argumentation auf wissenschaftliche und philosophische Innovationen reagieren ließ.

⁴⁵ Vgl. z. B. Bruno (1585b).

⁴⁶ Vgl. Bruno (1584c) und die Inquisitionsakten des Prozesses in Venedig (Bruno [1909], Bd. 6, S. 145 ff.). – Zum Zusammenhang von Brunos Kosmologie mit seiner Gesellschaftskritik vgl. Ricci (1991).

⁴⁷ Vgl. z. B. Bruno (1591), S. 14: „Aber wir [...] sagen, dass die Zahlen dieser Art für Pythagoras, Aglaophemus, Zarathustra und Hermes Babylonius Prinzipien waren, durch die die Menschen Kooperatoren der operierenden Natur sein können.“ – Zahlen versteht Bruno hier nicht nur als mathematische, sondern vor allem als magische Symbole. Die Kooperation mit der Natur basiert für Bruno also auf Magie, nicht auf mathematischer Naturwissenschaft.

⁴⁸ Die Möglichkeit der Magie sah Bruno darin begründet, dass alles Seiende beseelt und daher durch seelische Kräfte beeinflussbar sei. (Vgl. in Bruno [1995]: Über Magie [1586-1591]; Über fesselnde Kräfte im allgemeinen [1591]).

⁴⁹ Vgl. Bruno (1585a), S. 89, sowie Bruno (1591), S. 94-97.

Am deutlichsten wird der Unterschied in der verwendeten Metaphorik: Bruno beschreibt das Verhältnis des forschenden Subjekts zur Natur in Bildern der unerfüllbaren Liebe zu der Göttin Diana,⁵⁰ während Descartes und vor allem Francis Bacon den Umgang mit der Natur in Metaphern des Kampfes und der Unterwerfung, der Folter und Inquisition, der Beherrschung und Manipulation beschreiben.⁵¹

Diese Naturphilosophie impliziert einen Umgang mit der Natur, der von Respekt vor der Natur geprägt ist. Nicht der Mensch steht danach über der Natur und diktiert ihr seine Gesetze, sondern die Natur steht über dem Menschen und bestimmt ihn. Herrschaft über die Natur ist danach undenkbar, allenfalls Kooperation ist möglich. Das Bewusstsein, Teil der Natur zu sein, in ihren Kreislauf wieder zurückzukehren und seelisch und körperlich mit allen Lebewesen verwandt zu sein, verbietet die Unterwerfung, Ausbeutung und Zerstörung natürlicher Systeme.

6. Brunos Bedeutung für die zeitgenössische Naturwissenschaft und Philosophie

Zum Teil wurde Brunos Werk erst in den letzten Jahren in moderne Sprachen übersetzt und neu herausgegeben. Es gab aber eine unterschwellige Rezeption Brunos und Weiterverbreitung seiner Ideen: von Leibniz, Spinoza, Schelling und Hegel ebenso wie von Schopenhauer, Haeckel, Engels, Feuerbach und Bloch. Obwohl wenig zitiert, wirkten seine Ideen fort.

Von etlichen modernen Naturwissenschaftlern wird Bruno als Kämpfer für die Freiheit der Naturwissenschaften und als Vertreter einer angemessenen Naturphilosophie geschätzt, z. B. von Albert Einstein, Konrad Lorenz,⁵² Lynn Margulis und Dorion Sagan.⁵³

In den letzten Jahren hat das Interesse an Brunos Werk zugenommen. Er gilt als einer der bedeutendsten Philosophen, die ein ganzheitliches, organismisches, vitalistisches Naturbild vertreten haben, das gerade heute aktuell erscheint. Das Prinzip Selbstorganisation der Materie, das Bruno vertreten hat, ist zum bestimmenden Wissenschaftsparadigma von der Kosmologie über die Synergetik bis zur Biologie avanciert. Brunos These eines progressiven, selbstorganisierenden Universums, das notwendigerweise Leben und Geist hervorbringt, wird beispielsweise von Ilya Prigogine, Grégoire Nicolis, Stuart Kauffman und Paul Davies vertreten.

Nach außerirdischem Leben, von dem Bruno auf Grund prinzipieller Überlegungen überzeugt war, wird heute von Wissenschaftlern des von der NASA initiierten SETI-Projekts gesucht. Die SETI League vergibt jährlich den *Giordano Bruno Memorial Award* für besondere technische Leistungen zur Entdeckung außerirdischer Intelligenz.

Der in Brunos Denken entscheidende Gedanke der Evolution, deren Wirkung er nicht nur im Tierreich, sondern auch in der Erdgeschichte erkannte, ist für die modernen Naturwissenschaften von der Kosmologie über die Geologie bis zur Biologie und

⁵⁰ Vgl. Bruno (1585a), S. 64 ff.

⁵¹ Vgl. Köchy (1997), S. 251 ff.; Bacon (1857-1874), Bd. 1, S. 496.

⁵² Vgl. Lorenz (1963), S. 325 f.

⁵³ Vgl. Margulis/Sagan (1999), S. 37, 48 f., 72.

Anthropologie bestimmend. Und die von Bruno erkannte Abhängigkeit der psychischen Beschaffenheit von Lebewesen von deren körperlicher Verfassung und Lebensbedingungen sowie die Verwandtschaft aller irdischen Lebewesen sind zentrale Prinzipien der Evolutionstheorie und der evolutionären Erkenntnistheorie.

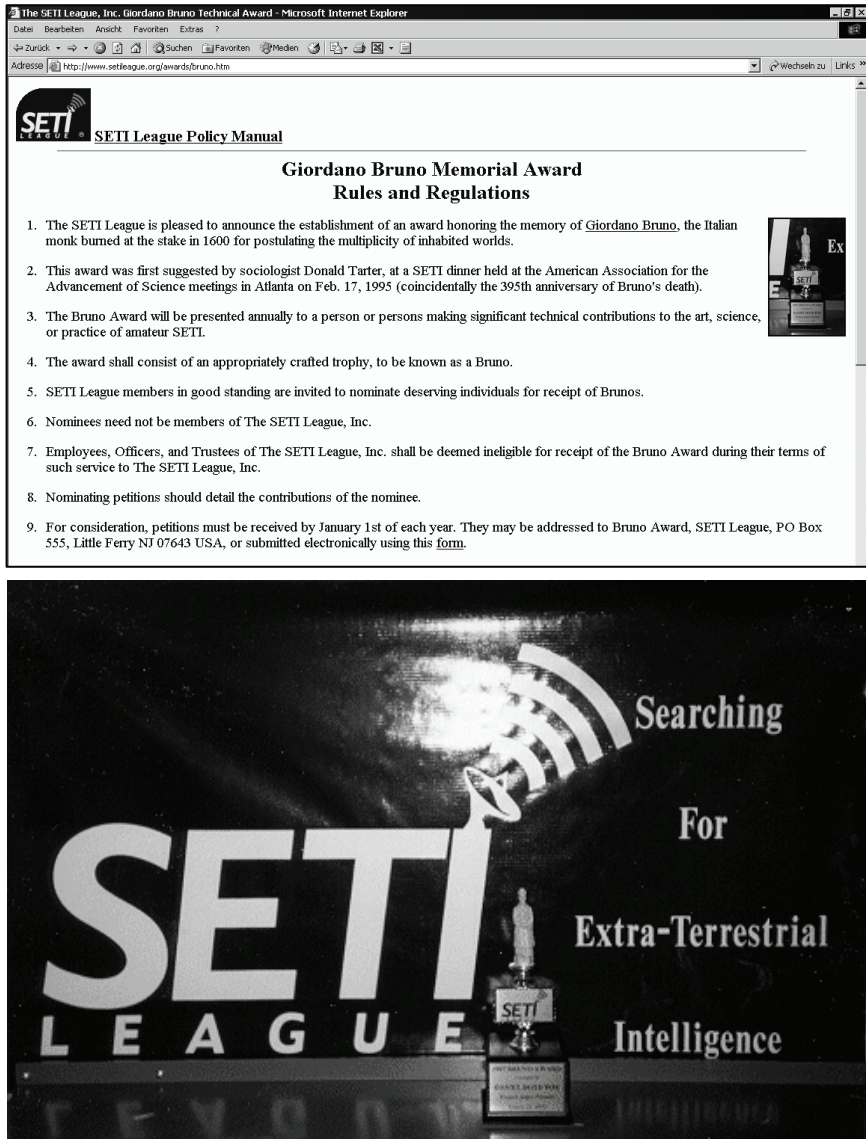


Abbildung 3: Website der SETI League⁵⁴

⁵⁴ www.setileague.org/awards/bruno.htm und www.setileague.org/awards/bruno.gif [18.05.2008].

Auch die Giordano Bruno Stiftung, die für Humanismus und Aufklärung und gegen religiösen Fundamentalismus eintritt, beruft sich auf Giordano Bruno, und in ihrem wissenschaftlichen Beirat finden sich neben Philosophen und Wissenschaftstheoretikern (Hans Albert, Norbert Hoerster, Bernulf Kanitscheider, Thomas Metzinger, Gerhard Vollmer u. a.) auch namhafte Evolutionstheoretiker und Biologen wie Ulrich Kutschera, Axel Meyer, Wolf Singer, Eckart Voland und Franz Wuketis.

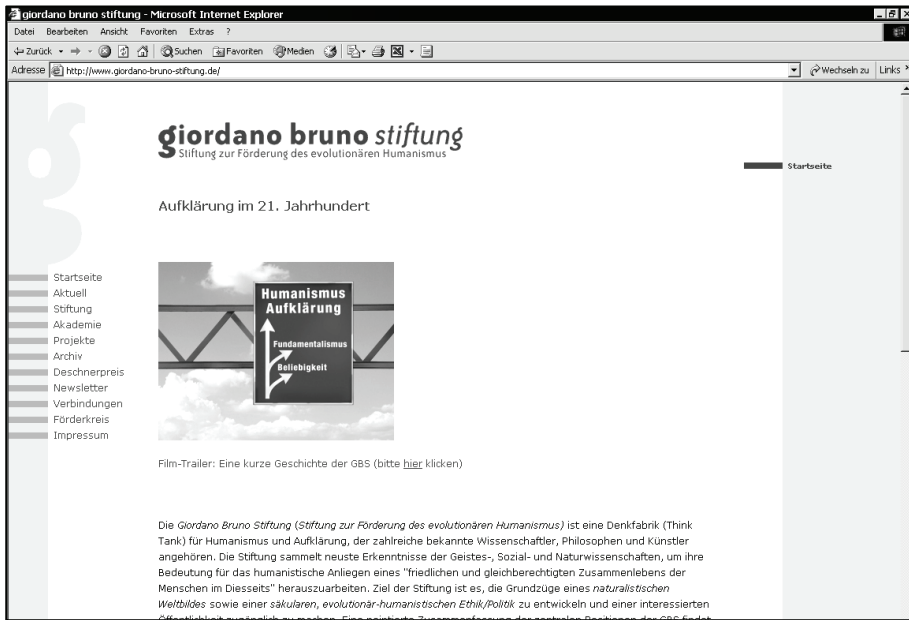


Abbildung 4: Website der Giordano-Bruno-Stiftung⁵⁵

Am 2. März 2008 wurde in Berlin am Potsdamer Platz ein Giordano-Bruno-Denkmal enthüllt: eine sechs Meter hohe Bronzeskulptur des Künstlers Alexander Polzin. Dieses Denkmal soll – so der Sprecher der Giordano-Bruno-Stiftung, Michael Schmidt-Salomon – über das Schicksal Brunos hinaus ganz allgemein als „Mahnmal für die Opfer religiöser Gewalt“ begriffen werden.⁵⁶

⁵⁵ www.giordano-bruno-stiftung.de [18.05.2008].

⁵⁶ presse@giordano-bruno-stiftung.de [18.05.2008].



Abbildung 5: Giordano-Bruno-Denkmal am Potsdamer Platz, Berlin⁵⁷

7. Fazit

Bruno hat die Prinzipien der Evolutionstheorie und der Evolutionären Erkenntnistheorie vorweggenommen. Sein Ausgangspunkt ist der pantheistische Gedanke der vernünftig verfassten Natur. Die Intelligenz hat für Bruno eine materielle Grundlage, und ihre individuelle Ausprägung wird von den konstitutionellen Merkmalen und den existentiellen Verhältnissen jedes Lebewesens bestimmt. Brunos Intelligenz-Konzept ist dabei nicht reduktionistisch wie das der Soziobiologie, denn für Bruno ist die Intelligenz der Ursprung allen Seins, nicht als das Ergebnis zufälliger, mechanistisch erklärbarer Prozesse.

Intelligenz und Erkenntnisstreben sind auch zentrale Aspekte von Brunos Ethik: Die Suche nach Wahrheit erfordere angesichts bornierter Autoritäten und einer unwisenden Masse Heroismus:

„So kann ein einzelner, obwohl er allein steht, siegen, und schließlich wird er auch über die allgemeine Unwissenheit den Sieg davontragen und triumphieren; denn in der Tat, alle Blinden wiegen nicht einen einzigen Sehenden auf und alle Narren können vereint nicht einen einzig Weisen überwinden. [...] Das [die Anpassung an die öffentliche Meinung] ist ein ganz guter Rat mit Rücksicht auf die gesellschaftlichen Sitten und das gemeine Regiment, mit Rücksicht auf den bürgerlichen Verkehr, aber nicht in Ansehung der wissenschaftlichen Wahrheit

⁵⁷ <http://hpd.de/files/3Ansichten.jpg> [18.06.2008].

und Weltanschauung [...]. Darum sollen allerdings die, welche im Besitze dieser Wahrheit sind, sie nicht allen möglichen Personen aufdrängen [...]. Von diesen [Unwissenden] aber sind manche so boshaft und grausam, weil sie in tragem Neide sich entrüsten und in blinde Wut gegen denjenigen geraten, der sich die Mühe geben will, sie aufzuklären, aus dem einen Grunde, weil sie für gelehrt gelten und, was schlimmer ist, sich selber für Gelehrte und Doktoren halten, und daher jeden hassen, der sich erkühnt, etwas zu wissen, was sie selber nicht wissen. [...] Andere sind von der Art, dass sie in ihrer gläubigen Einfalt fürchten, im Erkennen ihr Seelenheil zu gefährden, und darum hartnäckig in der Finsternis verharren, die sie nun einmal unglücklicherweise gefaßt hat.“⁵⁸

⁵⁸ Bruno (1584a), S. 55-57.

Literatur

1. Bacon (1857-1874): The works of Francis Bacon, edited by James Spedding, Robert Leslie Ellis, Douglas Denon Heath, Stuttgart 1963 (Nachdruck).
2. Bloch (1977): Ernst Bloch, Zwischenwelten der Philosophiegeschichte. Gesamtausgabe, Bd. 12, Frankfurt am Main 1977.
3. Böhme (1989): Hartmut Böhme, Giordano Bruno (1548-1600), in: Gernot Böhme (Hrsg.), Klassiker der Naturphilosophie, München 1989, S. 117-135.
4. Bossy (1995): John Bossy, Agent der Königin. Giordano Bruno und die Londoner Botschaftsaffäre 1583-1586, Stuttgart 1995.
5. Bruno (1582): Giordano Bruno, Der Kerzenzieher, Hamburg 2003.
6. Bruno (1584a): Giordano Bruno, Das Aschermittwochsmahl, hrsg. von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. 1, Leipzig 1904.
7. Bruno (1584b): Giordano Bruno, Über die Ursache, das Prinzip und das Eine, Stuttgart 1986.
8. Bruno (1584c): Giordano Bruno, Über das Unendliche, das Universum und die Welten, Stuttgart 1994.
9. Bruno (1584d): Giordano Bruno, Die Vertreibung der triumphierenden Bestie, in: Giordano Bruno (1904-1909): Gesammelte Werke, hrsg. von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. 2, Leipzig, Jena 1904-1909.
10. Bruno (1585a): Giordano Bruno, Von den heroischen Leidenschaften, Hamburg 1989.
11. Bruno (1585b): Giordano Bruno, Die Kabbala des Pegasus, Hamburg 2000.
12. Bruno (1591): Giordano Bruno, Über die Monas, die Zahl und die Figur als Elemente einer sehr geheimen Physik, Mathematik und Metaphysik, Hamburg 1991.
13. Bruno (1884): Giordano Bruno, Opera Latine conscripta, hrsg. von V. Imbriani und C. M. Tallarigo, 2 Bde., Neapel 1884.
14. Bruno (1888): Giordano Bruno, Le opere italiane, hrsg. von Paolo de Lagarde, Göttingen 1888.
15. Bruno (1904-1909): Giordano Bruno, Gesammelte Werke, hrsg. von Ludwig Kuhlenbeck, Bd. 1-6, Leipzig, Jena 1904-1909.
16. Bruno (1995): Giordano Bruno, ausgewählt und vorgestellt von Elisabeth von Samsonow in der Reihe „Philosophie jetzt!“, München 1995.
17. Ciliberto (1979): Michele Ciliberto, Lessico di Giordano Bruno, Edizioni dell'Ateneo e Bizzarri, 2 vol., Roma 1979.
18. Cusanus (ca. 1444): Nicolaus Cusanus, De coniecturis. Mutmaßungen, Lat.-dt., Hamburg 1971.
19. Cusanus (1488): Nicolaus Cusanus, Von der Wissenschaft des Nichtwissens. Erstdruck: Straßburg, nach der ersten dt. Übersetzung von F. A. Scharpff, Freiburg im Breisgau 1862.
20. Darwin (1874): Charles R. Darwin, Die Abstammung des Menschen, Wiesbaden 1874.
21. Davies (1998): Paul Davies, Sind wir allein im Universum? Über die Wahrscheinlichkeit außerirdischen Lebens, Bern u. a. 1998.
22. Drewermann (1992): Eugen Drewermann, Giordano Bruno oder Der Spiegel des Unendlichen, München 1992.

23. Gloy (1995): Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur*. Bd. I: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens, München 1995.
24. Gloy (1996): Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur*. Bd. II: Die Geschichte des ganzheitlichen Denkens, München 1996.
25. Godman (2001): Peter Godman, *Die geheime Inquisition*. Aus den Geheimarchiven des Vatikans, München 2001.
26. Heipcke/Neuser/Wicke (1991): Klaus Heipcke, Wolfgang Neuser, Erhard Wicke (Hrsg.), *Die Frankfurter Schriften Giordano Brunos und ihre Voraussetzungen*, Weinheim 1991.
27. Hirth (1993): Willi Hirth (Hrsg.), *Giordano Bruno. Tragik eines Unzeitgemäßen*, Tübingen 1993.
28. Johnson (1987): Mark Johnson, *The Body in the Mind. The Bodily Basis of Meaning, Imagination, and Reason*, Chicago, London 1987.
29. Kauffman (1995): Stuart Kauffman, *Der Öltropfen im Wasser. Chaos, Komplexität, Selbstorganisation in Natur und Gesellschaft*, München, Zürich 1995.
30. Kirchhoff (2000): Jochen Kirchhoff, *Giordano Bruno*, Reinbek 2000.
31. Köchy (1997): Kristian Köchy, *Ganzheit und Wissenschaft. Das historische Fallbeispiel der romantischen Wissenschaft*, Würzburg 1997.
32. Lakoff (1987): George Lakoff, *Women, fire and dangerous things. What Categories Reveal about the Mind*, Chicago 1987.
33. Lakoff (1988): George Lakoff, *Cognitive semantics*, in: Umberto Eco, Marco Santambrogio, Patrizia Violi (Hrsg.): *Meaning and mental representations*, Bloomington, Indianapolis 1988, S. 119-154.
34. Lange (1908): Friedrich Albert Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*, Leipzig 1908.
35. Lorenz (1963): Konrad Lorenz, *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*, Wien 1963.
36. Lorenz (1973): Konrad Lorenz, *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens*, München 1973.
37. Margulis/Sagan (1999): Lynn Margulis, Dorion Sagan, *Leben. Vom Ursprung zur Vielfalt*, Heidelberg, Berlin 1999.
38. Müller (2004a): Sabine Müller, *Programm für eine neue Wissenschaftstheorie*, Würzburg 2004.
39. Müller (2004b): Sabine Müller, Rezension zu: *Giordano Bruno: Der Kerzenzieher*, Felix Meiner Verlag, Hamburg 2003, *Information Philosophie*, August 2004, S. 55 f.
40. Nicolis/Prigogine (1987): Grégoire Nicolis, Ilya Prigogine, *Die Erforschung des Komplexen. Auf dem Weg zu einem neuen Verständnis der Naturwissenschaften*, München, Zürich 1987.
41. Otto (1991): Stephan Otto, *Figur, Imagination, Intention. Zu Brunos Begründung seiner konkreten Geometrie*, in: Heipcke/Neuser/Wicke (1991), S. 37-50.
42. Ricci (1991): Saverio Ricci, *Unendliche Welten und Neue Welt. Die Eroberung Amerikas und die Kritik der europäischen Kultur bei Giordano Bruno*, in: Heipcke/Neuser/Wicke (1991), S. 211-233.

43. Riedl (1980): Rupert Riedl, *Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft*, Berlin, Hamburg 1980.
44. Schelling (1802): Friedrich W. J. Schelling, *Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge*. Eingeleitet und hrsg. v. Christian Herrmann, Hamburg 1954.
45. Sobel (1999): Dava Sobel, *Galileos Tochter. Eine Geschichte von der Wissenschaft, den Sternen und der Liebe*, Berlin 1999.
46. Spampanato (1933): Vincenzo Spampanato, *Documenti della vita di Giordano Bruno. Opuscoli filosofici. Testi e documenti inediti o rari*, Florenz 1933.
47. Sturlese (1991): Rita Sturlese, *Giordano Brunos Schrift De imaginum, signorum et idearum compositione und die philosophische Lehre der Gedächtniskunst*, in: Heipcke/Neuser/Wicke (1991), S. 51-73.
48. Vollmer (1975): Gerhard Vollmer, *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, Stuttgart 1975.
49. Wehr (1999): Gerhard Wehr, *Giordano Bruno*, München 1999.
50. Wilson (2000): Frank R. Wilson, *Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluß auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen*, Stuttgart 2000.
51. Winter (1999): Jochen Winter, *Giordano Bruno. Eine Einführung*, Düsseldorf 1999.
52. Yates (1964): Frances A. Yates, *Giordano Bruno and the Hermetic Tradition*, London, New York 1964.
53. Yates (1989): Frances A. Yates, *Giordano Bruno in der englischen Renaissance*, Berlin 1989.

Internet

1. <http://hpd.de/files/3Ansichten.jpg> [18.06.2008].
2. www.dailygalaxy.com [18.05.2008].
3. www.giordano-bruno-stiftung.de (Giordano Bruno Stiftung) [18.05.2008].
4. www.setileague.org/awards/bruno.htm (SETI – Searching for Extra-Terrestrial Intelligence) [18.05.2008].

Mathematik am Himmel – Johann Heinrich Lamberts *Cosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues*

Catarina Caetano da Rosa

*„Die Nacht solle mir immer heller werden,
und jeden Abend freue ich mich über das
neuangelangte Licht von andern Sternen.“¹*

1. Einleitung

Johann Heinrich Lambert (1728-1777)² war ein „Wunderkind der Aufklärung“, da er ein Ideal seiner Zeit verkörperte: das „Selbstdenken“ (Kant). Er kam am 26. August 1728 als Sohn eines Schneiders im elsässischen Mülhausen (einem damals der Eidgenossenschaft zugehörigen Ort) zur Welt, eignete sich die Regeln der Mathematik durch die vergleichende Lektüre von Handwerkerbüchern autodidaktisch an³ und obwohl er sich seine Meriten hauptsächlich in der Mathematik erwarb,⁴ galt und gilt er als einer der letzten Universalgelehrten. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin starb er am 25. September 1777.⁵

In Lamberts kosmologischen Schriften⁶ spiegelt sich eine wissenschaftsgeschichtlich paradoxe Situation wider: Wie ließ sich der Himmel beschreiben, wenn die kopernikanische Darstellung des Sonnensystems einerseits als vorläufiger Abschluss des astronomischen Fragens galt, andererseits jedoch die Forschung nach empirischen Beweisen für das heliozentrische Weltbild über die kopernikanische Erkenntnis hinaus führte?⁶ Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, wie Lambert versucht hat, ein von Widersprüchen freies Bild des Universums zu zeichnen. Im Mittelpunkt der Besprechung

¹ Lambert (1761), S. 3.

² Die erste, anonym erschienene Lambert-Biografie stammte vermutlich aus der Feder des Göttinger Physikprofessors Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), vgl. Lichtenberg (1778). Lebensabrisse neueren Datums finden sich z. B. bei Bauer (2006), Siegwart (1988) und Zöller (1998).

³ Vgl. Lichtenberg (1778), S. 261.

⁴ Bekannt wurde Lambert durch die nach ihm benannte Reihe, durch Interpolationsmethoden sowie durch Beiträge zur Wahrscheinlichkeitsrechnung. Er bewies die Irrationalität von π und vermutete dessen Transzendenz. Mit seiner „*Theorie der Parallellinien*“ (1766) sicherte er sich einen Platz unter den Urhebern der nichteuklidischen Geometrien. Er begründete die Photometrie: „*I Lambert*“ steht in Amerika für die photometrische Einheit der Leuchtdichte. Und er reformierte die Kartografie - auf modernen Karten vom Norden der Vereinigten Staaten sowie von Kanada steht manchmal: „*Lambert conformal conic projection*“. Vgl. Siegwart (1988), S. XX sowie Jackisch (1979), S. 9 f.

⁵ Lambert zeichnete sich in den dreizehn Jahren bis zu seinem Tod durch einen unglaublichen Arbeits-eifer aus. Als einziges Akademiemitglied las er in drei von vier Klassen. In dieser Zeit verfasste er sein heute über 2.000 Seiten zählendes philosophisches Werk. Für die Astronomie berief er im Jahre 1772 Johann Elert Bode (1747-1826) aus Hamburg an die Berliner Sternwarte und veranlasste, dass Bode das Berliner Astronomische Jahrbuch herauszugeben begann. Zur Würdigung seiner astronomischen Verdienste trägt ein Mondkrater seinen Namen. Vgl. Siegwart (1988), S. XX.

⁶ Vgl. Blumenberg (1975), S. 654.

stehen die im Jahre 1761 in Augsburg erschienenen *Cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues*.⁷ Den Kosmos beschrieb Lambert als ein einmaliges, einheitliches, endliches und hierarchisch gestuftes System von Satelliten, Planeten, Sonnen, Sternen, Galaxien, usw. – im Unterschied etwa zu Thomas Wright (1711-1786), der in *An Original Theory or New Hypothesis of the Universe* aus dem Jahre 1750 von einer unendlichen Sternwelt in Analogie zu einem Mühlrad ausging.⁸ Bei Lambert hingegen war der Systemgedanke so stark ausgeprägt,⁹ so die These, dass er selbst Irregularitäten (wie etwa Kometen, Außerirdische oder die Bewegung der Fixsterne) in sein Gedankengebäude einzubauen wusste.¹⁰ Ausgehend von Lamberts Beobachtung, dass im Universum eine erstaunliche „Mannigfaltigkeit“ herrsche, seien im Folgenden die Eckpfeiler seines Himmelsgebäudes beschrieben.

2. Thesen zu Lamberts Denkform

Lambert stand auf den Schultern eines Riesen: des Physikers Sir Isaac Newton (1643-1727). Dieser verhalf der klassischen Naturwissenschaft durch sein Werk zur Selbstständigkeit.¹¹ Dank seiner Erkenntnisse ließ sich mechanische Kausalität mathematisch formulieren, was ein halbes Jahrhundert später dazu führte, dass bedeutende kosmologische Schriften erscheinen konnten.¹² Anders gesagt: „Ohne Newtons Theorie hätte es keinen Wright, Kant und Lambert gegeben und ebenso auch keinen Wilhelm Herschel, der uns den Übergang zur modernen astronomisch fundierten kosmologischen Forschung brachte.“¹³ Zwar setzte sich Lambert explizit mit Newton auseinander; andere Forschungsergebnisse aber (etwa von Wright, Kant oder Halley) ignorierte er.¹⁴

Lambert postulierte die für Hans Blumenberg zentrale Formel, „dass wir noch lange nicht genug Copernicanisch denken“.¹⁵ Dieses Motto verwies auf Lamberts Methode, sich auf die Äste des spekulativen Denkens hinaus zu wagen. Der Denker scheute sich nicht, die Sonne aus ihrer Position zu rücken und er schätzte die Stellung des Menschen im Universum als viel randständiger ein, als es bisher beliebte.

Die Mathematik hielt Lambert für die Königin der Wissenschaften,¹⁶ womit er sich von magischen Vorstellungen abgrenzte. Gleichzeitig führte er die jüdisch-christliche Tradition weiter, die im Schöpfergott den allmächtigen kosmischen Baumeister anerkennt. In

⁷ Die Universität von Straßburg hat eine Erstausgabe dieses Werkes digitalisiert: <http://imgbase-scd-ulp.u-strasbg.fr/displayimage.php?album=156&pos=0> [29.02.2008].

⁸ Vgl. Jackisch (1979), S. 46 ff.

⁹ Vgl. Strub (1998), Sp. 835 f. sowie Sutter (1988), S.165-169.

¹⁰ Von der Klärung von Einzelfragen erhoffte er sich Einsichten, die für den ganzen Kosmos Geltung beanspruchen konnten, vorausgesetzt, dass Einzelantworten in keinem Widerspruch zum gesamten Weltbild standen.

¹¹ Vgl. Dijksterhuis (1956), S. 519.

¹² Vgl. Jackisch (1979), S. 19 f.

¹³ Jackisch (1979), S. 23.

¹⁴ Vgl. Jackisch (1979), S. 30.

¹⁵ Blumenberg (1975), S. 647 (Zitat).

¹⁶ Vgl. Metz (1943), S. 14 f.

Lamberts kosmologischen Briefen verschränkten sich zwei Denktraditionen: Die antike Vorstellung der göttlichen Zahlen verquickte sich mit dem Bild eines einzig wahren und allmächtigen Gottes. Dieser christliche Pythagoreismus oder Physikoteologismus prägte jedoch nicht nur Lamberts Denken, sondern die Physik des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts.¹⁷

Lamberts teleologische Glaubenssätze bildeten den Rahmen seiner kosmologischen Überlegungen. In seiner an Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) geschulten Weltanschauung nach war das von Gott erschaffene Himmelssystem notwendigerweise vollkommen. Der Kosmologe steckte sich folglich das Ziel, das göttliche Ideal des Kosmos ästhetisch und mathematisch zu beweisen.¹⁸

Der Teleologie in der Naturlehre seiner Zeit war sich Lambert bewußt; er erkannte, dass sie seine Beweisführungen auf ein Ziel hin ausrichtete. Seine methodische Vorgehensweise bestand nun darin, die Leistungsfähigkeit dieser teleologischen Prämissen systematisch zu erschließen.¹⁹ In der Vorrede heißt es: „Viele Vordersätze, deren ich mich in den Beweisen bedient, sind von den Absichten der Schöpfung hergenommen, und folglich teleologisch.“²⁰ Lambert hielt fest, dass teleologische Vorannahmen als „locos communes“²¹ in seine Schlüsse einfließen. Obwohl er erkannte, dass die teleologischen Sätze bloß auf „Glaubenssache“²² beruhten, gab er sie im Rahmen seiner kosmologischen Überlegungen nicht preis.

Lambert dachte sich die kosmische Himmelsordnung als Modell, das auf die menschliche Verfasstheit passte. So wie sich Lambert den Himmel vorstellte, beeinflusste dies auch seine Sicht der weltlichen Dinge. Von der Himmelshierarchie ausgehend, schloss Lambert auf die patriarchalische Gesellschaftsordnung und umgekehrt: Die Untertanen gehorchten den Regenten, die wiederum Gott unterstellt waren. Die aufeinander folgenden Sternbänder und abgestuften Sternene symbolisierten die Hierarchie verschiedener Stände.²³ Indem er Gott zugleich als Herrscher über die Schöpfung und als gesetzgebenden König anerkannte, rechtfertigte Lambert den zeitgenössischen monarchischen Staat und die Kirche.²⁴

Lambert ließ den Weltenbau gedanklich nicht aus den Fugen geraten. Ganz im Gegenteil: Er ermaß die Konsequenzen eines Gedankens jeweils für die Nächstfolgenden. Damit löste der Kosmologe den Systemgedanken ein: Er postulierte einen hierarchischen Kosmos, der dem Gesetz der Erhaltung gehorchte. An den Naturgesetzen hielt Lambert genauso fest wie am Glauben. Seine Skepsis bezog sich hingegen auf die sprachlichen Mittel, womit die Himmelsordnung beschrieben werden sollte. Er zwei-

¹⁷ Vgl. Wertheim (1998), S. 16. Heutige Astronomen gehen davon aus, dass sich Naturwissenschaft und Glaube auf verschiedenen Ebenen bewegen, die sich nicht schneiden. Vgl. Benz (1997), S. 11.

¹⁸ Dies mag in einem von Voltaire (1694-1778) antiklerikalen Pamphleten geprägten Berlin als nicht sehr aufklärerische Haltung aufgefallen sein.

¹⁹ Vgl. Blumenberg (1975), S. 638.

²⁰ Lambert (1761), S. VIII f.

²¹ Ebenda, S. XI.

²² Ebenda, S. VIII, XVI und XVIII.

²³ Vgl. Wertheim (1998), S. 90 f.

²⁴ Vgl. Wertheim (1998), S. 125.

felte an der Macht der natürlichen Sprache, naturwissenschaftliche und philosophische Fragestellungen exakt ausdrücken zu können.²⁵ Diese Sprachskepsis äußerte sich in der Frage, wie es gelingen könne, eine kosmologische Erkenntnis „in der Sprache des Himmels“²⁶ zu formulieren. Lamberts philosophisches Augenmerk richtete sich nicht zuletzt darauf, wie menschliche Erkenntnis angemessen formuliert werden könne.

3. Zum literarischen Vorbild

Lamberts kosmologische Hauptschrift umfasst zwanzig Briefe, die sich an einen fiktiven Adressaten richten. Die im 18. Jahrhundert äußerst beliebte Briefform wählte der Kosmologe in Anlehnung an Bernard Le Bovier de Fontenelle (1657-1757), dessen *Entretiens sur la pluralité des mondes* (1686) er gerne fortgeführt hätte.²⁷ In der Vorrede heißt es:

„Ich hätte gewünscht, die Betrachtungen in diesen Briefen zu einem zweyten Theile der Fontenellischen Gespräche von mehr als einer Welt zu machen, wenn ich ihnen in dem Vortrage die so schätzbare Lebhaftigkeit hätte geben können, und die sinnreichen Einfälle mir eben so fliegend und reich gewesen wären.“²⁸

Doch Lamberts *Cosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues* klingen eher wie ein wissenschaftliches Traktat als wie ein Lehrgespräch „zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten.“²⁹ Sie glänzen nicht durch Koketterie, Esprit und Ironie,³⁰ sondern sind schwerfällig und umständlich formuliert. Dies gestand sich Lambert in der Vorrede ein. Seine Briefe gleichen einem Zwiegespräch zwischen dem Autor und einem historisch nicht näher bestimmbar „Herrn“. Denkbar wäre das ‚Alter Ego‘ von Lambert selbst oder ein zeitgenössischer Gelehrter wie etwa Immanuel Kant (1724-1804).³¹

²⁵ Das dritte Buch seines philosophischen Hauptwerks, das im Jahre 1764 in Leipzig unter dem Titel *Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung von Irrthum und Schein* erschien, widmete Lambert sprach- und zeichentheoretischen Überlegungen. Er nannte sie *Semiotik oder Lehre von der Bezeichnung der Gedanken und Dinge*.

²⁶ Lambert (1761), S. 259.

²⁷ Fontenelle (1686/1994).

²⁸ Lambert (1761), S. XXV.

²⁹ Dieser Wortlauf entspricht der Erstübersetzung ins Deutsche durch Johann Christoph Gottsched (1700-1766): Fontenelle, Bernard le Bovier de: Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von Mehr als einer Welt zwischen einem Frauenzimmer und einem Gelehrten; Nach der neuesten Franzoesischen Auflage uebersetzt, auch mit Figuren und Anmerckungen erlaeutert von Joh. Chr. Gottscheden, Leipzig 1726.

³⁰ Fontenelles Witz besteht in den *Entretiens* z. B. in der gehäuften Verwendung des Wörtchens „tourbillon“ (es kommt 82-mal vor), was einer sorglosen Rezeption von René Descartes' (1596-1650) Wirbeltheorie entspricht.

³¹ Der Königsberger Meisterdenker veröffentlichte seine kosmologischen Gedanken sechs Jahre vor Lambert. Vgl. Kant (1755, 1977). Wie Hans Blumenberg an Hand von Briefwechseln nachwies, hat Lambert Kants kosmologische Schrift erst nach der Abfassung seiner kosmologischen Briefe zur Kenntnis genommen. Vgl. Blumenberg (1975), S. 666 ff.

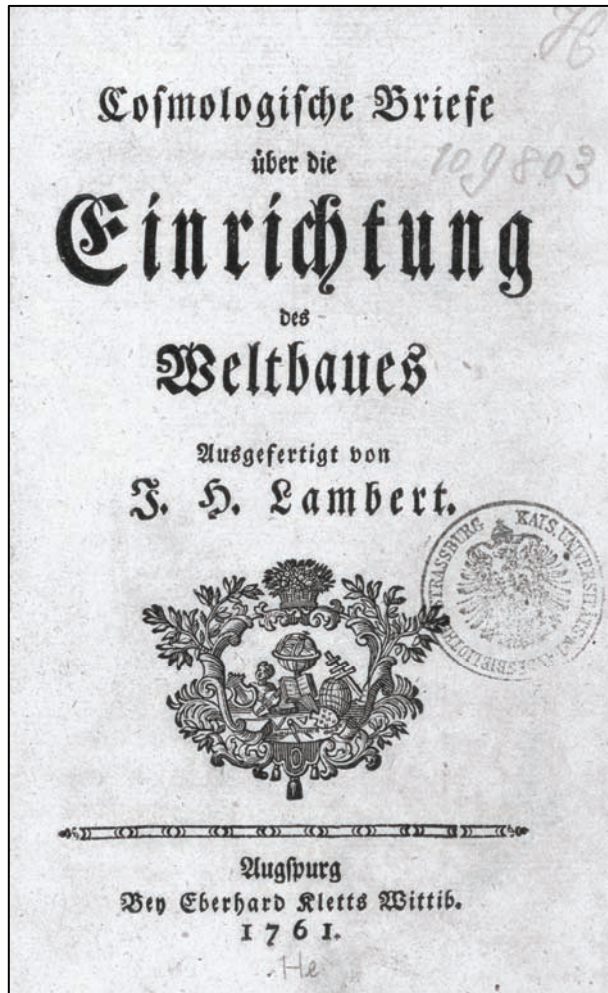


Abbildung 1: Titelblatt der Originalausgabe von Lamberts kosmologischen Briefen³²

Fontenelles und Lamberts kosmologische Schriften unterscheiden sich in einem weiteren Punkt: Das Zielpublikum war ein anderes. Während es dem Erfolgsautor Fontenelle mit seiner „Damenphilosophie“ gelang, die Aufmerksamkeit eines adligen Salonpublikums zu wecken, so zielte Lambert auf das Augenmerk hoch angesehener Wissenschaftler. Indem er die intellektuelle Elite beeindrucken wollte und sich bewusst von Populärliteratur abgrenzte, verweigerte er sich jedoch einer breiteren Rezeption.

³² Quelle: <http://imbase-scd-ulp.u-strasbg.fr/displayimage.php?album=156&pos=0> [26.02.2008].

4. Lamberts kosmologische Gedanken

Als Kosmologe seiner Zeit zeichnete sich Lambert dadurch aus, dass er sich der Kometenfrage widmete. Die Kometen³³ gewannen seit Tycho Brahe (1546-1601) an astronomischem Interesse, nachdem dieser endgültig bewiesen hatte, dass Schweifsterne extraterrestrische Gebilde sind. Nach Isaac Newton schrieb man den Kometen eine regelmäßige Umlaufbahn zu. Edmund Halley (1656-1742) wiederum berechnete die geschlossenen Bahnverläufe dieser Himmelserscheinungen und sagte dem Kometen von 1680/81 eine periodische Wiederkehr voraus.³⁴ Tatsächlich war der Halley'sche Komet im Jahre 1758 zurückgekehrt.³⁵ Es ist sehr wahrscheinlich, dass Lambert ihn beobachtete.³⁶



Abbildung 2: Samuel-Scott-Umkreis, *Halley's Komet über der Themse, 1759*³⁷

4.1 Über Kometen

Zur Zeit der Aufklärung galten Kometen als Sensation. An ihre Erscheinung knüpften sich abergläubische Ängste: Ob sie Unglück bringen oder mit der Erde zusammenstoßen würden? Nach der These des Astronomen William Whiston (1667-1752) galt es sogar zu befürchten, dass sie den Weltenbrand auslösen könnten. Angesichts solcher Spekulationen formulierte Lambert in der Vorrede seiner *Cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues* als erstes Ziel, seinen Zeitgenossen die Kometenfurcht nehmen zu wollen:

³³ Weiterführend dazu: Heitzer (1995) und (2000).

³⁴ Vgl. Briese (1998), S. 182.

³⁵ Man konnte ihn bereits 1531, 1607 und 1682 beobachten. Vgl. Jaki (1979), S. 299.

³⁶ Vgl. Jaquel (1986), S. 35 ff.

³⁷ Quelle: Heitzer (1995), Abb. 60.

„Die Absicht, so ich dabey hatte, geht dahin, dass ich zeigte, dass die Cometen lange nicht so fürchterlich seyen, als man sie seit einiger Zeit ausgeben wollte, dass unser Sonnensystem nicht so öde seye, als man es wegen Mangel genugsamer Observationen glauben möchte, und endlich, dass die Cometen den Planeten an Würde, wo nicht vorgehen, doch im geringsten nichts nachgeben.“³⁸

Lambert strebte es an, Kometen „ein für allemale in ihrer wahren Würde zu betrachten“³⁹, weil er sie für schöner und nützlicher hielt als Planeten. Insofern spielten sie in seiner Weltsicht auch eine eminent ästhetische Rolle. Seinen mathematischen Ehrgeiz verband er mit den Himmelsschweiften, weil er davon überzeugt war,

„dass sie zur Bewohnbarkeit des Sonnensystems viel nothwendiger und dienlicher sind, als die Planeten, und überdiß eine grössere Manigfaltigkeit in den Abwechslungen haben, und daher nicht nur zur Vollständigkeit, sondern auch zur Vollkommenheit des Sonnensystems, dieses Theils des ganzen, das meiste beytragen.“⁴⁰

Als sich die Bahnen der Kometen berechnen ließen, war die Furcht der Menschen vor einer Amok laufenden Naturerscheinung war gebannt. Diese Erkenntnis gilt als eine Glanzleistung der Aufklärung.⁴¹ In der Schrift *Insigniores orbitae cometarum proprietates* (1761), die zeitgleich mit den „*Cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues*“ erschien, stellte Lambert ein später nach ihm benanntes Theorem auf. Es lautete:

„In jeder parabolischen Bahnkurve hängt die Zeit, in welcher ein beliebiger Bogen beschrieben wird, nur von der entsprechenden Sehne und der Summe der Radiusvektoren der Bogenextreme ab.“⁴²

Mit dieser Formel erfüllte Lambert den Vorsatz, den Kometen ihre Schrecklichkeit zu nehmen, indem er zeigte, dass ihre Erscheinung berechenbar und vorhersehbar sei. Gleichzeitig ordnete er sie in die theoretische Vollkommenheit des Kosmos ein; er betrachtete sie als ein Zeichen kosmischer Vielfalt und von Leben. Dies entsprach dem teleologischen Ausgangsgedanken der vollkommensten aller Welten, denn Lambert beabsichtigte nicht, „eine neue Schöpfung anzunehmen, und noch viel weniger wollte [...] [er] ganze Weltgebäude öde und unbewohnt machen.“⁴³

Die Frage nach der Vollkommenheit des „Weltsystems“ stellte sich Lambert nicht wirklich, weil sie durch die teleologischen Prämissen vorausgesetzt war. Seine Aufmerksamkeit galt einem viel spezielleren Bereich: Er versuchte zu ergründen, „ob alle Cometen und Planeten einander auf immer ausweichen können?“⁴⁴ Sich mit einer rhetori-

³⁸ Lambert (1761), S. V.

³⁹ Lambert (1761), S. XIV f.

⁴⁰ Lambert (1761), S. XV.

⁴¹ Vgl. Blumenberg (1975), S. 642.

⁴² Ebenda (Zitat). Diese Funktion lässt sich wie folgt formalisieren: $6kt = (r_1 + r_2 + Q)^{3/2} \pm (r_1 + r_2 - Q)^{3/2}$. Ableitungen dazu finden sich bei Volk (1980).

⁴³ Lambert (1761), S. 31 f.

⁴⁴ Lambert (1761), S. 47.

schen Frage an seinen Brieffreund wendend, nahm er im fünften Brief eine schelle Antwort vorweg:

„Halten Sie sich immer an den grossen Satz [der Allwissenheit Gottes, C. C.]? Die ganze Welt ist eine fortdauernde Wirkung aller göttlichen Vollkommenheiten zusammengenommen, was werden Sie dabey anders als Liebe, Güte, Allmacht, Weisheit, Vorsicht und Erhaltung des Ganzen, Ordnung, Dauer und Vollkommenheit heraus bringen?“⁴⁵

Mit diesem Glaubensbekenntnis und teleologisch begründeten Erhaltungssatz schloss Lambert jede Möglichkeit aus, dass ein Komet je auf ein anderes Gestirn fliegen, mit ihm zusammentreffen und verbrennen könnte. Mit Staunen stellte Lambert fest:

„Wie wenig und wie selten stören sich die Cometen und Planeten unter einander, und wie sehr wird ihre Bewegung durch die kräftige Wirkung der Sonne einfach gemacht.“⁴⁶

Lambert war davon überzeugt, dass es im Universum zu keinen Zusammenstößen von unterschiedlichen Gestirnen komme. Dies entsprach seinen kosmologischen Grundsätzen der göttlichen Ordnung, Vollkommenheit und Harmonie. Er glaubte auch, dass die Sternene dauerhaft seien, weil sie sich um denselben Mittelpunkt drehten. Davon ausgehend, stellte Lambert seinem Korrespondenzpartner eine originelle Frage:

„Wäre es nicht möglich, daß ein Comet, der einmal sehr nahe bey dem Jupiter vorbey liefe, in seiner Bahn dergestalt abgelenkt würde, daß, da er vorhin rechter Hand um die Sonne gieng, er nunmehr linker Hand um dieselbe laufen würde?“⁴⁷

Der Kosmologe hielt es für möglich, dass ein Komet von einem Zentralkörpersystem in ein anderes fliegen könne, wenn seine Bahn von einer parabolischen in eine hyperbolische überginge. Die Kometen stellten einen Grenzfall für Lamberts ersten kosmologischen Hauptsatz dar, wonach sich die Gestirne innerhalb eines Systems immer um den zentralen Schwerpunkt bewegten. Doch im fünften Brief äußerte der Denker einen Zweifel, ob die Hypothese, dass alle Gestirne um einen Zentralkörper kreisten, auf alle Himmelskörper übertragen werden könne: „Glauben Sie, dass Cometen und Planeten Körper von verschiedener Art seyen, oder dass Sie [...] in eine Classe gehören?“⁴⁸ Dieselbe methodische Frage stellte sich Lambert auch in Bezug auf eine größere Dimension:

„Die Frage ist demnach nur, ob wir nicht einen erstaunlich grossen Sprung machen, wenn wir von dem Sonnen-System sogleich zu dem System des ganzen Weltbaues fortschreiten, und ob nicht die Fixsterne selbst noch müssen in Classen, und diese Classen stufenweise noch in allgemeinere Classen gebracht werden?“⁴⁹

⁴⁵ Lambert (1761), S. 48.

⁴⁶ Lambert (1761), S. 222.

⁴⁷ Lambert (1761), S. 11.

⁴⁸ Lambert (1761), S. 52.

⁴⁹ Lambert (1761), S. 136.

Im zweiten Teil der Frage deutete Lambert bereits eine Lösung an: Er dachte an eine begriffliche Neubestimmung bestimmter Sternklassen.

Für unwahrscheinlich hielt Lambert die Idee, dass ein Komet zu einem Satelliten werden könnte. Ebenso verwarf er es, „noch unwahrscheinlichere Umstände zusammen-[zu]träumen“⁵⁰: Dass ein Komet seine Bahn ändern könnte, bis sie plötzlich der Umlaufbahn eines Planeten gliche. Der Astronom lehnte es ab, „das Wahrscheinlichste mit dem Unwahrscheinlichsten zu bestreiten.“⁵¹ Für Lambert galt, „daß Satelliten immer Satelliten gewesen sind“⁵² und es immer bleiben würden. Ebenso stand für ihn fest, dass ein Komet immer ein Komet war und bleiben würde. Dies zeigte sich Lambert „sowohl in Ansehung der Richtung, als der Neigung und Ründung ihrer Bahnen“.⁵³ Diese Himmelsordnung bewies ihm, dass sie „ein Vorsatz des grossen Schöpfers, und nicht die Frucht von Zufällen und Verwirrung ist.“⁵⁴

Als originelles Detail der *Cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues* gilt Lamberts Versuch, die Vollzahl der Schweifsterne zu schätzen. Das Resultat lautete innerhalb des Sonnensystems: fünf Millionen Kometen.⁵⁵ Nachdenklich kommentierte Lambert diese Rechnung:

„Wo bleibt hier unsere Erde, die sich doch vormals als Königin auf den Thron geschwungen, Sonne und Mond als ihre zween Leuchter ansahe, und Planeten und Fixsterne als Trabanten um sich her wandeln ließen, und den Cometen kaum einen kurzen Aufenthalt in der Luft gönnete?“⁵⁶

4.2 Außerirdisches Leben

Lambert folgte der Überzeugung, dass sich Himmelskörper rechtfertigten, weil sie lebendigen Wesen dienten. Hiermit griff er einen Gedanken auf, der schon Fontenelle wichtig war: dass es außerirdische Lebewesen geben könnte. Wenn sich beim „ständigen Sekretär der *Académie royale des Sciences*“ jedoch theologische Schwierigkeiten aus der Idee ergaben, dass Bewohner des Mondes wohl nicht von Adam abstammten,⁵⁷ so zeichnete sich Lamberts Gedankenexperiment durch eine erkenntnistheoretische Herausforderung aus: In seinen Augen könnten Kometen von geradezu astronautisch begabten und astronomisch interessierten Bewohnern bevölkert sein, die den Vorzug hätten, „den Bau des Himmels, die Stellung jeder Sonne, die Lage und Laufbahn ihrer Planeten, Satelliten und Kometen in ihrem ganzen Zusammenhang zu betrachten.“⁵⁸

Auf Außerirdische projizierte Lambert ehrgeizige Wunschvorstellungen: Sie könnten unsterblich sein; sie müssten den Vorteil ihrer exzentrischen Bahnen theoretisch ausnützen: Aus den rasenden Standortverschiebungen heraus könnten sie sogar in

⁵⁰ Lambert (1761), S. 48.

⁵¹ Lambert (1761), S. 49.

⁵² Ebenda.

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Ebenda. Diese Zahl entspricht nach Jaki noch heutigen Schätzungen, vgl. Jaki (1979), S. 294.

⁵⁶ Lambert (1761), S. 51.

⁵⁷ Vgl. Fontenelle (1686/1994), S. 8 f.

⁵⁸ Nach Blumenberg (1975), S. 642 (Zitat).

andere Systeme hinüberwechseln. Schließlich könnten sie die Wahrheit dieses Universums aus verschiedenen, sich ständig verschiebenden Perspektiven erfahren. Diese Gedankenexperimente waren mehr als nur Illusionen; sie symbolisierten Lamberts Anliegen, dass ein weitergehender Erkenntnisgewinn nach kopernikanischem Vorbild nicht nur möglich, sondern erstrebenswert sei. Er gab zu bedenken,

„dass wir vielleicht noch nicht genug Copernicanisch sind, wiewohl ich gar nicht der Meinung bin, dass wir es dadurch werden könnten, wenn wir annähmen, die Erde werde mit der Zeit ein Satellit eines Kometen werden.“⁵⁹

Lamberts Andeutung, das Universums könnte endlich sein, stellte eine Lieblingsvorstellung der Aufklärung in Frage: die allseitige Bewohnbarkeit der Welt. Nach Lambert war sie auf „irgend eine endliche Zahl“⁶⁰ von Plätzen beschränkt. Immerhin dachte er großzügiger als Kant, der erklärte: „Ich bin der Meinung, dass es eben nicht notwendig sei, zu behaupten, alle Planeten müssten bewohnt sein.“⁶¹ Für Lambert bestand das Problem darin, dass er die Bewohnbarkeit des Himmels nicht mit Gewissheit berechnen könne, „und daher auch noch nicht sehen kann, ob die Summe ein ganzes ausmacht, welches die völlige Gewißheit erfordert.“⁶² Die Berechnung des Universums, des bewohnbaren Teils davon und von dessen möglichen Einwohnern müsste nach Lambert eine ganze Zahl ergeben. Die Prämisse, „die Bewohnbarkeit der Welt als eine Hauptabsicht der Schöpfung“⁶³ anzusehen, stellte Lambert nicht in Abrede, sondern er extrapolierte sie: „So weit das Weltgebäude reicht, ist es bewohnt.“⁶⁴

4.3 Vom Mittelpunkt des Weltenbaus

Wie ein monotheistisches Bekenntnis klingt Lamberts Idee, dass jeder Himmelskörper „um den Mittelpunkt der Schöpfung“⁶⁵ laufe. Lamberts Hypothese lautete, dass man eines Tages auf einen alles regierenden Zentralkörper stoßen werde. Weiterhin vertrat er die Meinung, man stelle sich das Zentrum des Universums sozusagen nicht exzentrisch genug vor. Sein Motto, „dass wir noch lange nicht genug Copernicanisch denken“,⁶⁶ bewährte sich auch in der Frage nach dem Mittelpunkt der Welt.

Für jede Milchstraße, für jedes Fixsternensystem und für alle größeren Systeme von Himmelskörpern nahm er einen gegen die Mitte jeweils schwerer werdenden Punkt an. Dieser musste genug Masse besitzen, um die Sternensysteme in Ordnung zu halten, denn die plural verschachtelte Sternordnung richtete sich jeweils auf ein gemeinsames Zentrum aus. Lambert schrieb seinem Briefpartner:

⁵⁹ Nach Blumenberg (1975), S. 647 (Zitat).

⁶⁰ Ebenda.

⁶¹ Kant (1755/1977), S. 377.

⁶² Lambert (1761), S. XII.

⁶³ Lambert (1761), S. X.

⁶⁴ Ebenda.

⁶⁵ Lambert (1761), S. 262.

⁶⁶ Lambert (1761), S. 134.

„So weit Sie nun hierinn gehen wollen, so kommen Sie doch endlich auf den Mittelpunkt des ganzen Weltbaues, und hier finde ich meinen letzten Körper, der die ganze Schöpfung um sich herum lenkt.“⁶⁷

Die Suche nach dem Mittelpunkt des Universums erinnert an die pythagoreische Vorstellung eines Zentralfeuers im Kosmos. Bei Lambert entsprach diese Idee dem Vorhaben „den Ort, wo wir uns in dem Weltgebäude befinden, einiger massen zu bestimmen.“⁶⁸ Da es ihm nicht gelang, den Mittelpunkt des Weltgebäudes festzustellen, bediente er sich eines Ausschlussverfahrens:

„Unsere Erde ist nicht im Mittelpunkte des Sonnensystems, sondern sie dreht sich um die Sonne. Die Sonne ist nicht im Mittelpunkte ihres Fixsternensystems, sondern dieser Mittelpunkt liegt in der Gegend des Orions oder des grossen Hundes. Endlich ist dieses System weder in der Fläche, noch in dem Mittelpunkte der Milchstrasse, sondern etwas über dieselbe hervor ragend.“⁶⁹

Im Zusammenhang mit der Suche nach dem Zentralkörper tauchte die Frage nach „dem dunkeln Körper“⁷⁰ auf. Lambert war unentschieden, wie er gestaltet sei, denn man sah ihn nicht und vielleicht gab es ihn nicht: „Nur darinn kann ich noch nicht auskommen, ob ich den gemeinsamen Mittelpunkt des Systems öde lassen, oder in denselben einen ungeheuer grossen dunkeln Körper setzen solle.“⁷¹

In einem ersten Gedankenexperiment malte sich Lambert aus, der Mittelpunkt der Welt sei ganz leer. Der Lauf der Fixsterne wäre verlangsamt, weil keine Anziehungskraft sie zum Mittelpunkt hin zöge (*vis centripeta*)⁷². Gemessen an den großen Distanzen zwischen den Fixsternen, wäre ihre Schwere sehr gering. Dies würde bedeuten, dass auch ihre gegenseitige Abstoßungskraft (*vis centrifuga*)⁷³ und ihre Geschwindigkeit verschwindend klein wären. Diese Konstellation hielt Lambert für möglich: „So würden die Planeten und Cometen unseres Systems sich um ihren gemeinsamen Mittelpunkt der Schwere bewegen, wenn auch gleich die Sonne nicht da wäre.“⁷⁴ Ihre Geschwindigkeit wäre sehr langsam, weil sich die Sterne sonst zerstreuen würden.

In einem zweiten Gedankenexperiment stellte sich Lambert das Gegenteil vor: dass der Mittelpunkt der Fixsterne von ungeheurer Masse wäre. Der Kosmologe ging davon aus, dass jedes Fixsternensystem Millionen von Sonnen, Planeten und Kometen zählte; ein Zentralgestirn, das allen Gestirnen ihre Laufbahn garantierte, müsste sich durch eine ungleich schwerere Masse auszeichnen. Er rechnete wie folgt:

⁶⁷ Lambert (1761), S. 239.

⁶⁸ Lambert (1761), S. 175.

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ Lambert (1761), S. 237 ff.

⁷¹ Lambert (1761), S. 221.

⁷² Lambert (1761), S. 122.

⁷³ Ebenda.

⁷⁴ Lambert (1761), S. 125.

„Nehmen Sie alle diese Körper zusammen, wie beträchtlich muß ihre gemeinsame Schwere werden, und wie unordentlich ihr Lauf, wenn nichts ist, welches allen gebietet, in einer sehr einfachen Laufbahn zu bleiben?“⁷⁵

Für diese Vorstellung glaubte Lambert einen Beweis gefunden zu haben: Denn nähme man einen Zentralkörper aus seinem System weg, so entfiel damit auch die gegen den Mittelpunkt ziehende Schwere. Ein solches System würde „nach und nach in ein Cahos[sic!] zusammen[stürzen]“.⁷⁶ Da dieses Szenario dem Erhaltungssatz widersprach, wollte Lambert den Mittelpunkt neu bestimmen. Doch die Antwort auf die Frage nach der Gestalt des Weltenzentrums ließ er letztlich offen:

„Ich lasse es demnach unentschieden, ob ein System von Fixsternen sich nur um einen gemeinsamen Mittelpunkt herum dreht, oder ob in diesem Mittelpunkt in der That ein Körper von einer ungeheuren Masse ist, gegen welche die Fixsterne schwer sind?“⁷⁷

4.4 *Die Bewegung der Fixsterne und der Sonne*

„Was bey der Schiffahrt die Ufer und Vorgebürge sind, das waren die Fixsterne in der Astronomie.“⁷⁸ Mit diesem Vergleich erinnerte Lambert an die im Altertum gültige Vorstellung, dass die Fixsterne an der kristallinen Himmelskugel befestigt seien. Doch seiner Sicht nach bewegten sich die Sterne! Sein Universum glich einem Perpetuum mobile. Im elften Brief heißt es:

„Kurz: die Ruhe ist aus der Welt verbannt, weil sie zu einförmig wäre. Die Mannigfaltigkeit fordert Abwechslungen, und diese können ohne Bewegung nicht vorgehen. Die Bewegungen sind demnach wesentlich [...]. Kein Punkt des ganzen Weltgebäudes bleibt, auch nicht einen Augenblick, in absoluter Ruhe.“⁷⁹

Lambert glaubte, das Gravitationsgesetz erkläre die durchgängige Bewegung der Gestirne. Er bestimmte sie auf eine doppelte Art und Weise: Erstens wirke „das Gesetz der Schwere“, womit er Newtons Gravitationsgesetz meinte. Es bewirke, dass sich die Fixsterne wie unser Sonnen-System um ihren gemeinsamen Mittelpunkt drehten. Zweitens konnte sich ein Fixstern entweder geradlinig oder gekrümmt bewegen.

Den ersten Vorschlag verwarf Lambert, weil „die geradlinichte Bewegung viel zu einförmig wäre, als dass sie in einer so sehr zusammengesetzten Maschine statt haben könnte.“⁸⁰ Klassisch mechanische Argumente sprächen ebenso gegen die Idee, dass sich ein bewegter Körper im Weltall endlos in dieselbe Richtung fortsetzen könnte, ohne je abgelenkt zu werden. Für den Fall, dass die geradlinigen Bewegungen der Fixsterne deckungsgleich seien, prognostizierte Lambert eine beispiellose Katastrophe: Das Weltall würde in sich zusammenstürzen und im Chaos enden.

⁷⁵ Lambert (1761), S. 238 f.

⁷⁶ Lambert (1761), S. 198.

⁷⁷ Lambert (1761), S. 126.

⁷⁸ Lambert (1761), S. 214.

⁷⁹ Lambert (1761), S. 134.

⁸⁰ Lambert (1761), S. 199.

Die umgekehrte Variante, wenn alle Kräfte auseinanderstreben würden, hielt Lambert für genauso zerstörerisch. Dazu schrieb er: „Das Ganze wird zertrümmert, sein gemeinsames Band fällt weg, die Ordnung verschwindet, kurz, die divergente Bewegung wird ungereimt.“⁸¹ Diese Szenarien widersprachen dem Satz der Erhaltung der Kräfte. Eine geradlinige Bewegung erwies sich also als ungereimt.

Ein Fixstern folgte demnach einer gekrümmten Laufbahn. Es bedurfte der Zentralkräfte sowie eines Gleichgewichtes unter ihnen, damit „auch hiebey die Welt nicht auseinander fahre“.⁸² Mit Zentralkräften meinte Lambert sowohl die Zentrifugal- als auch die Zentripetalkraft, die einen Stern im richtigen Abstand zu seinem Mittelpunkt halten. Diese entgegengesetzten Kräfte unterschied Lambert bereits im zehnten Brief: „Diese beyden Kräften halten einander ein gesetztes Gleichgewicht, und die Ordnung in den Weltkörpern wird dadurch beständig.“⁸³ Eine dieser Kräfte könne nicht ohne die andere wirken. Die Fixsterne müssten nach Lambert „durch eine zweyfache Kraft in Kreysen bewegt werden.“⁸⁴ Die Wirkung dieser Zentralkräfte beschrieb Lambert im 15. Brief ganz knapp: „Es muß bey jeden Sternen eine Kraft da seyn, die sie immer wieder dem Mittelpuncte näher bringt, von dem sie sich durch die Bewegung entfernen würden.“⁸⁵ Dies sicherte den Fixsternen, deren Eigenbewegung der Göttinger Astronom Johann Tobias Mayer (1723-1762) bestätigt hatte,⁸⁶ eine gesetzte Laufbahn. Lambert war der Überzeugung, dass die „Central-Kräfte“ dabei eine Rolle spielten. Er schrieb:

„Sie sind nicht gegen die Sonne, sondern zugleich mit der Sonne gegen den Mittelpunct des Systems schwer, und um diesen bewegen sie sich in Laufbahnen, die alle mögliche Lage unter einander haben.“⁸⁷

Diese Zentralkräfte leitete Lambert aus der Bewegung der Fixsterne ab. Sein teleologisch begründeter Gedankengang dazu lautete:

„Die Bewegung bringt diese Mannigfaltigkeiten hervor, die Gesetze der Veränderungen sind allgemein und einfach, und daher haben wir die Übereinstimmung des Mannigfaltigen, das ist, die Vollkommenheit.“⁸⁸

Die Bewegung verband Raum und Zeit. „[D]aß sie wirklich aller Orten da ist,“ bewies in Lamberts Augen das Gesetz der Schwere.⁸⁹ Aus der Bewegung der Fixsterne versuchte Lambert wiederum, die Bewegungsrichtung der Sonne zu berechnen. Er schrieb im 16. Brief:

⁸¹ Ebenda.

⁸² Ebenda.

⁸³ Lambert (1761), S. 122.

⁸⁴ Ebenda.

⁸⁵ Lambert (1761), S. 199.

⁸⁶ Vgl. Lambert (1761), S. 197.

⁸⁷ Lambert (1761), S. 219.

⁸⁸ Lambert (1761), S. 131.

⁸⁹ Lambert (1761), S. 154.

„Da indessen die scheinbare Verrückung der Fixsterne eben so wohl von der Bewegung der Sonne abhängt, so liesse sich vielleicht daraus herleiten, gegen welche Gegend die Sonne ihren Lauf nimmt.“⁹⁰

Künftige Beobachtungen, so hoffte Lambert, könnten helfen, genauere Zahlen zu ermitteln. Vorerst lasse sich nicht besser feststellen, „ob unsere Sonne in einer länglichten oder ründern Ellipse einhergeht, und ob ihre Bahn gegen die Fläche der Milchstrasse mehr oder minder inclinirt ist.“⁹¹ Die Sternordnung bestimmte Lambert nicht absolut „nach Maß, Zahl und Gewicht“, sondern relativ in Bezug zum Mittelpunkt der Welt, den man sich nicht genug weit weg denken könne. Der Kosmos erschien ihm als ein vollkommen geordnetes System, das in einer Fläche lag.

Lambert bezweifelte, dass sich die Systeme immer ähnlich seien. Er dachte, „die Lage der Systemen der Milchstrasse müsse eine andere Einrichtung haben, als die Weltkugeln unseres Sonnen-Systems.“⁹² So wie der Astronom verschiedene Sternbahnen, Flächen und gegenseitige Neigungen berechnen könne, stellte er in Frage, dass die Milchstraße das größtmögliche System darstelle. Im elften Brief schrieb er dazu:

„Ich weis wohl, daß dieser Schluß noch nicht nothwendig folgt, weil es unbekannt ist, wohin sich alle diese Systemen mit der Zeit durch ihren Kreyblauf wenden werden.“⁹³

Unklar bleibt, wie sich der Philosoph die Grenzen des Universums vorgestellt hat.

4.5 Mathematik am Himmel

Lambert verwarf die antike Vorstellung einer Kugel, deren Gestalt die verschiedenen Systeme von Satelliten und Planeten entsprechen könnten. Stattdessen stellte er sich vor, dass sich die Fixsterne zu einem Sternenband ordneten, das „nicht sphaerisch, sondern flach ist, ungefehr wie eine Scheibe, deren Durchmesser vielfach länger als die Dicke ist.“⁹⁴ Im elften Brief übertrug er diesen Gedanken auf ganze Sternensysteme:

„[D]as gesamte System von Sternen, die wir sehen können, müsse nicht sphaerisch, sondern flach seyn, und die Milchstrasse seye so zu reden die Eccliptic derselben.“⁹⁵

Lambert stellte sich diese Sternenmeere „als sehr flachen Cylinder, oder als einen Sphaerois“ vor: Die Breite von hundert Fixsternen würde er mit einer Länge von Abermillionen von Fixsternen multiplizieren. Dies ergäbe die Sternendichte einer Milchstraße. Was der Kosmologe für die Fixsterne und die Milchstraße feststellte, nahm er auch für Kometen an: Sie bewegten sich nicht kreisförmig. Der Philosoph begründete diese Idee in einem Vergleich:

⁹⁰ Lambert (1761), S. 217.

⁹¹ Lambert (1761), S. 218.

⁹² Lambert (1761), S. 146.

⁹³ Ebenda.

⁹⁴ Lambert (1761), S. 128.

⁹⁵ Lambert (1761), S. 140.

„Weil die Fixsterne sich bewegen, so haben sie auch einen ungleichen Abstand von uns. Denn sonst müssten sie sich auf der Fläche einer Sphaere bewegen. Dieses aber fällt eben so ins ungereimte, wie [...], dass die Laufbahnen der Cometen nicht gleichgrosse Circul seyn können.“⁹⁶

Lambert widerstrebte es, die Gestirne aus dem Blickwinkel einer blind übernommenen Denktradition zu betrachten. Er verwarf das Bild einer idealen Kugel und ersetzte es durch das Muster von Sternbändern. Auch die Laufbahn der Erde wollte er überprüfen und schlug vor, zu beobachten,

„ob sie in der That vollkommen elliptisch ist, oder ob sie an verschiedenen Orten davon abweicht, und entweder geschwinder oder langsamer läuft, als es das Keplerische Gesetz mit sich bringt?“⁹⁷

Die Kepler-Ellipsen stellte Lambert in Frage, weil diese rechnerische Konsequenzen nach sich zögen. Ein ästhetisch überzeugender Vorschlag hinderte den Kosmologen in der Regel nicht, sich der Schwierigkeit einer diffizilen Rechnung zu unterziehen.

Zu Beginn des 15. Briefes interessierte sich Lambert für die Schnittpunkte der Planetenbahnen mit der Ebene der Ekliptik. In Form eines Vergleichs erklärte er,

„dass wir auch hierinn noch nicht genug Copernicanisch dächten, wenn wir die Fläche der Erdbahn zur Grundlage von der Neigung der übrigen Planetenbahnen machen wollten, weil dieses ungefehr eben so wegen der Bequemlichkeit der Rechnung geschieht, wie wir in der sphärischen Astronomie annehmen, das ganze Firmament drehe sich in 24 Stunden um die Axe der Erde.“⁹⁸

Lambert bestätigte sein wiederholt formuliertes Motto nicht nur in spekulativem Sinne, sondern auch pragmatisch: rein rechnerisch.

4.6 Von der Unermesslichkeit des Weltraums

Die Endlichkeit der Welt stand für Lambert im Widerspruch zur Unendlichkeit Gottes, die er wie folgt charakterisiert: „Der Umfang der Allwissenheit und der Weißheit des Schöpfers ist unendlich, und ich werde mich immer hüten, derselben Schranken zu setzen.“⁹⁹ Wenn sich die Unendlichkeit allein auf den Allmächtigen bezog, ergab sich für die irdischen Verhältnisse ein Problem:

„Eine Hauptschwürigkeit, die den teleologischen Beweisen anhaftet, ist die Endlichkeit der Welt. So groß und ausgedehnt dieselbe auch seyn mag, so wird sie dadurch auf endliche Zahlen eingeschränkt, und von der Unendlichkeit der göttlichen Absichten fällt dadurch die Helfte weg.“¹⁰⁰

⁹⁶ Lambert (1761), S. 200.

⁹⁷ Lambert (1761), S. 190.

⁹⁸ Lambert (1761), S. 196.

⁹⁹ Lambert (1761), S. 35.

¹⁰⁰ Lambert (1761), S. IX f.

Der Kosmologe suchte nach derjenigen Himmelsdimension, die als eine Endliche berechnet werden konnte. Der Zeit nach sei die Welt unendlich, denn ihre Summe strebe ins unerreichbar Unendliche; dem Raume nach verhalte es sich jedoch anders:

„Das Ganze hat hier seine Schranken, welche der Allgemeinheit der teleologischen Sätze in so ferne Abbruch thun, daß man immer die Bedingung hinzusetzen muß: Soweit das Weltgebäude reicht.“¹⁰¹

Lamberts Vorgehen, das Weltgebäude gedanklich zu rekonstruieren, stieß an Grenzen. Ob es sich dabei nur um eine Grenze der Einbildungskraft oder um eine tatsächliche Grenze des Universums handelte, ließ Lambert im Vorwort noch offen.

Lambert schwebte das Kreisen immer komplexerer Sternensysteme vor. Deren Mittelpunkte sollten ihrerseits auf den Kreisbahnen eines größeren Zentralsystems liegen. So verschachtelt dachte sich Lambert die Sternenwelt! Die Frage nach den Grenzen des Weltbaus beantwortete er teleologisch. Im zehnten Brief heißt es:

„Ich will dabey anfangen, dass ich die Fixsterne aus ihrer Stelle rücke, und sie ungefehr eben so wie die Planeten und Cometen in gesetzte Bahnen einherwandeln mache.“¹⁰²

Das Gedankenexperiment führte zu dem Schluss:

„[U]nd ich schliesse mit Ihnen, die Fixsterne seyen lange nicht so unbewegt, als man sie ausgegeben, sondern es seyen Sonnen, die in geordneten Laufbahnen einher wandeln.“¹⁰³

Durch Analogie schloss Lambert, dass die Trabanten zu ihren Planeten gehörten, wie diese zur Sonne und dass die Sonne zu ihrem System gehörte, wie dieses zur Milchstraße. Doch Lambert gab die Begrenztheit dieser Ansicht wie folgt zu bedenken:

„Weiter reichen unsere Augen nicht, und ich lasse es unbestimmt, ob nicht die uns sichtbare Milchstrasse zu noch unzähligen andern gehört, und mit denselben wieder ein ganzes System ausmacht.“¹⁰⁴

Die astronomischen Dimensionen hielt Lambert für so unermesslich, dass ein irdischer Maßstab obsolet erscheine. Er hielt dazu fest:

„Ich finde überhaupt, dass wir uns in der Astronomie immer mehr zu grössern Dingen gewöhnen, und die Maaßstäbe weglassen müssen, die wir auf der Erde gebrauchen. Sie fallen ins unendlich Kleine, und verschwinden vor unsern Augen, wenn wir astronomische Blicke in das Firmament thun.“¹⁰⁵

Die Himmelskörper ordnete er nicht absolut, sondern nur graduell nach ihren Größen an. Er fing mit den Satelliten als den kleinsten Himmelskörpern an, ging dann zu den Hauptplaneten und Kometen über und zählte danach die Sonnen. „In der Sprache des

¹⁰¹ Lambert (1761), S. X.

¹⁰² Lambert (1761), S. 122.

¹⁰³ Lambert (1761), S. 123.

¹⁰⁴ Lambert (1761), S. 129.

¹⁰⁵ Lambert (1761), S. 259.

Himmels“¹⁰⁶ seien letztere nur noch Körper dritten Ranges. Körper, die ganze Fixsternensysteme regierten, sprach Lambert den vierten Rang zu. Sie bildeten die Grundlage zu den Milchstraßen, „deren jede sich um einen Körper vom fünften Range bewegt.“¹⁰⁷ Diese aufsteigende Rangordnung dachte Lambert weiter: „Und so weiter, bis wir endlich zu dem [Himmelskörper, C. C.] kommen, der die ganze Schöpfung als sein Gebiet beherrscht, und gegen sich schwer macht.“¹⁰⁸

Die Vorstellung eines hierarchisch geordneten und in sich verschränkten Sternensystems fasste der Kosmologe wie folgt zusammen:

„Unsere Erde gehört zu stufenweis grössern Systemen. Sie ist demnach in dem Wirkungskreise jeder Körper, so dieselbe regieren, daher in dem von der Sonne, in dem von dem Regenten unserer Milchstrasse, und so fort. Jeder dieser Körper sollte demnach einen noch kennbaren Raum an unserm Himmel einnehmen, und daher wenigstens durch Fernröhren sichtbar seyn, wenn keine andere Hindernisse dabey wären.“¹⁰⁹

Lambert äußerte die Vermutung, dass die einzelnen Sternensysteme in ihren jeweiligen Räumen beobachtet werden könnten. Doch mit bloßem Auge sah man nichts. Lambert bezweifelte sogar, dass man mittels eines Teleskops mehr erkennen könnte:

„Allein ich glaube nicht, dass wir mehr als einen davon werden sehen können, weil die Schwächung des Lichtes durch die Himmelsluft und die nächtliche Klarheit unserer Erdluft, ein Licht, das nur reflectirt ist, und einen so ungeheuren Weg zurücklegen muß, nothwendig unsern Augen entzieht, so gute Dienste auch die Fernröhre uns hiebey thun können.“¹¹⁰

4.7 Der Himmel als System

Lambert ging von einem mehrstufigen Weltbild aus: Es umfasste das System der Planeten, das System der Sonnen und das Weltsystem als Ganzes. Er gestand sich ein, dass diese Trias um „noch mehrere Stufen“ ergänzt werden müsste,

„wenn statt dieser drey Stufen unzählige wären, wenn diese drey die Subordination der Systemen nicht vollständig genug machten, wenn zwischen der Anzahl der Planeten und Cometen um eine Sonne und der Anzahl aller Sonnen keine Proportion wäre.“¹¹¹

Mit seinen Zweifeln rüttelte Lambert an seinem Weltgebäude; doch es wankte nicht. Selbstbewusst schrieb der Philosoph:

¹⁰⁶ Ebenda.

¹⁰⁷ Ebenda.

¹⁰⁸ Ebenda.

¹⁰⁹ Ebenda.

¹¹⁰ Ebenda.

¹¹¹ Lambert (1761), S. 136 f.

„Ich wenigstens trüge kein Bedenken, weil mir eine Kette von drey Gliedern viel zu kurz scheint, und aller Orten, wo wir Stufen in der Natur antreffen, da sind mehrere.“¹¹²

Der wahrscheinlichste aller Sätze war für den Kosmologen zugleich der weiseste und gütigste, weil er in der Allwissenheit Gottes lag.

Den Systemgedanken griff Lambert wiederholt auf. Er entlehnte ihn der Naturlehre seiner Zeit, die davon ausging, dass in der Natur alles nach Gesetzen eingerichtet sei. Diese Idee führte Lambert weiter. Im elften Brief schrieb er: „Sie [die Naturgesetze, C. C.] machen demnach aus dem ganzen Weltbaue ein ganzes System.“¹¹³ Der Astronom übertrug den Systemgedanken von der Natur auf den ganzen Kosmos. Von einem Gesamtsystem des Kosmos ausgehend, stellte er sich vor, dass es in immer kleinere Unter- oder Subsysteme aufgeteilt werden könnte:

„Dieses [System, C. C.] theilen Sie in einzele [sic!], und jedes derselben wieder in kleinere, bis sie endlich auf unser Sonnen-System, und auch noch von diesem auf die Systemen der Planeten kommen, welche nur wenige Trabanten um sich haben.“¹¹⁴

Der Systemgedanke diente dem Denker wie ein kleines Teil aus einem Bausatz. Den Weltenbau setzte er sich Stück für Stück aus kleineren Bausteinen zusammen, bis sie ein ganzes Weltsystem darstellten. Diese Denkweise führte Lambert im zehnten Brief vor: „So z. E. gehören die Trabanten zu den Haupt-Planeten, diese zur Sonne, die Sonne zu ihrem System, und dieses zum System der ganzen Milchstrasse.“¹¹⁵ Alles Weitere entziehe sich dem Blick. Für Lambert stellte jeder Himmelsabschnitt einen Teil eines besonderen Systems dar. Durch bloße Beobachtung glaubte er unterscheiden zu können, welche Teile zusammengehörten und von anderen Systemen abgesondert erschienen. Die Sub-Systeme innerhalb eines Sonnensystems waren sich alle darin ähnlich, dass sie sich um denselben Mittelpunkt drehten.¹¹⁶

Im Unterschied zu Kant sprach sich Lambert dagegen aus, den aus der Naturlehre entlehnten Gedanken der Evolution auf die Gestirne anzuwenden. Seine Vorstellung vom Kosmos war statisch. Wenn er bildhafte, spekulative und teleologische Gedanken miteinander verwob, verlor er dabei den Kosmos als ein Ganzes nicht aus dem Auge. Fast lapidar verwies er auf seinen Glaubenshintergrund, wenn er schrieb:

„Hierbey räume ich Ihnen ein, daß die Erde mit dem Monde, Jupiter und Saturn mit ihren Trabanten die einfachsten Systemen ausmachen, daß die Sonne mit allen ihren Weltkugeln ein merklich grösseres System ist, daß dergleichen grössere Systemen um jede Fixsterne herum sind, daß endlich die ganze Welt zusammen genommen ein ganzes oder das vollständigste System ist.“¹¹⁷

¹¹² Lambert (1761), S. 137.

¹¹³ Lambert (1761), S. 136.

¹¹⁴ Ebenda.

¹¹⁵ Lambert (1761), S. 129.

¹¹⁶ Zum Systembegriff bei Lambert vgl. Sutter (1988), S. 165-169.

¹¹⁷ Lambert (1761), S. 136.

4.8 *Das Himmelsystem als Uhr*

Lambert beschrieb das Universum zuweilen im bildhaften Vergleich: „Ich sahe wohl, dass ich den ganzen Weltbau überhaupt als eine sehr zusammengesetzte Maschine betrachten sollte.“¹¹⁸ Diese Metapher hatte bereits Fontenelle in seinen *Entretiens* aufgegriffen:

« On veut que l'Univers ne soit en grand, que ce qu'une Montre est en petit, et que tout s'y conduise par des mouvements réglés qui dépendent de l'arrangement des parties. »¹¹⁹

Lambert reihte sich in eine längere kulturelle Tradition ein, wenn er sich den Kosmos als eine hochkomplizierte Räderuhr¹²⁰ vorstellte, worin jedes der unzähligen Zahnrädchen sich um den eigenen Mittelpunkt drehe, gleichzeitig in die anderen Rädchen greife und dadurch den Mechanismus der ganzen Uhr in Gang halte. Im bildhaften Vergleich schrieb er: „[U]nd ohne eine durchgängige Bewegung wäre die Welt eine Maschine, die nicht gebraucht würde, eine abgelaufene Uhr.“¹²¹

Übertragen auf das Universum schien sich Lambert die großräumigen Bewegungen des Sonnensystems wie einen von vielen Umläufen vorzustellen, die sich innerhalb des größeren Milchstraßensystems vollzogen. Seine kosmologischen Briefe beendete er mit einer mechanistischen Vorstellung:

„Wir können auch hieraus schliessen, das Firmament [...] sollte ein Uhrwerk seyn, welches für jede Zeiträume neue Triebräder und Zeiger hätte, und jedem Weltkörper sollte dieses Uhrwerk auf eine ihm angemessene Art dienen.“¹²²

Angesichts der geringen Einsicht, wie dieses Uhrwerk wirklich tickte, gab Lambert zu bedenken: „Wir kennen noch höchstens nur den Sekunden- und Minutenzeiger dieses Uhrwerkes.“¹²³ Tage und Jahre hielt er in Bezug auf diese Himmelsmechanik noch für viel nichtssagender. Mit einem Vergleich, welcher das fehleranfällige Präzisionshandwerk des Menschen mit der Vollkommenheit Gottes kontrastierte, betonte Lambert seine Glaubensüberzeugung: „[Es] werde an diesem Werke des Allerweisesten kein Triebrad ins Stecken kommen, wie es nur zu oft an unsern Uhren geschieht.“¹²⁴

4.9 *Das Himmelsystem als Monarchie*

In einem weiteren Gedankenexperiment entfernte Lambert die Sonne kurzerhand aus dem Sternenhimmel. Die große Unordnung ließ sich vermeiden, weil sich die Sternensysteme nach und nach um Jupiter ringen würden, bis dass ihr Mittelpunkt mit demjenigen Jupiters zusammenfiel. Diesen Gedankengang weiterführend, rückte

¹¹⁸ Lambert (1761), S. 25.

¹¹⁹ Fontenelle (1686/1994), S. 20: „Man möchte, dass das Universum im Großen nichts anderes sei als eine Uhr im Kleinen, und dass sich alles nach geregelten Bewegungen verhalte, die von der Anordnung der Teile abhängen.“ [Übers.: C. C.]

¹²⁰ Zur Tradition dieses Metaphernkomplexes vgl. Mayr (1987).

¹²¹ Lambert (1761), S. 134.

¹²² Lambert (1761), S. 316.

¹²³ Ebenda.

¹²⁴ Ebenda.

Lambert auch Jupiter aus dem Zentrum. Infolgedessen würde Saturn „das Recht zur Regierung“ erlangen. Lamberts Grundannahme lautete, dass immer die nächst mächtigen Gestirne „die Oberherrschaft“ erringen würden und die Sternensysteme im Ganzen an Unordnung, Größe und Geschwindigkeit zunähmen. Er resümierte:

„So viel ist gewiß, daß unter der Regierung des Jupiters Saturn ein sehr mächtiger Vasall wäre, welchem eine ziemliche Anzahl von kleinern Fürsten das Gleichgewicht halten müsste, damit er keine Unruhe anrichte.“¹²⁵

Im Verlauf dieses Experiments jedoch würde der Kosmos seine Schönheit einbüßen. Lambert bedauerte dies: „Allein durch solche Veränderungen würde das System viel unansehnlicher, und die güldene Zeit würde mit der Sonne aufhören.“¹²⁶ Dieser Gedanke widerstrebte Lambert nun so, dass er sich verbesserte:

„So wenig ich demnach dem Jupiter oder Saturn die Regierung unseres Systems lassen würde, so unschicklich scheint es mir, dass ein Fixsternensystem von einem Fixstern regiert werde. [...] Die Oberherrschaft muß despotischer seyn, weil sie mächtiger seyn muß.“¹²⁷

Die Vorstellung der hierarchisch ineinander verschachtelten Gestirnsysteme verglich Lambert mit einer Staatsordnung; umgekehrt galt ebenso, dass er das Bild einer Monarchie auf den Himmel übertrug. Im 18. Brief heißt es:

„Sie sehen, mein Herr, hierinn einen kurzen Entwurf von der Subordination, die in der Welt herrscht. Hatte ich Unrecht, zu sagen, dass alles einfacher werde, je näher es dem Ganzen kömmt? Oder solle ich meine dunkeln Körper, die ich zu Regenten der Fixsternensystemen, der Milchstrassen, der Systemen von Milchstrassen etc. gesetzt hatte, wieder abschaffen, und in dem Weltbaue eine Demokratie einführen?“¹²⁸

Die Frage, ob sich dieser Kosmos demokratisch umordnen ließe, verneinte Lambert: Er sei viel zu groß dazu. Die Subordination lasse sich nicht aufheben, weil sie „für die Einrichtung des Weltbaues viel zu nothwendig“¹²⁹ sei. Bemerkenswert ist an dieser Stelle, dass der an eine demokratische Staatsform gewöhnte Elsässer keine egalitäre, sondern eine dezidiert hierarchische Sternenordnung annahm. Lamberts indirekt teleologische Überlegung dazu lautete:

„[U]nd wenn nicht jeder Teil ohne Ordnung thun solle, was er will, so müssen kräftigere Gründe da seyn, ihn in gesetzter Ordnung zu halten, und den Weltbau zu einem durch viele Stufen durch wohleingerichteten und harmonischen Ganzen zu machen.“¹³⁰

¹²⁵ Lambert (1761), S. 242.

¹²⁶ Lambert (1761), S. 241 f.

¹²⁷ Lambert (1761), S. 243.

¹²⁸ Lambert (1761), S. 263.

¹²⁹ Lambert (1761), S. 256.

¹³⁰ Lambert (1761), S. 263.

Doch indem Lambert seine kosmologischen Einsichten politisch umformulierte, fiel er hinter seinen selbst gesetzten Anspruch des „kopernikanischen Komparativs“ zurück, denn bereits Kopernikus hatte in seinem Hauptwerk *De revolutionibus orbium coelestium* (1543) festgehalten, man solle dem Himmel keine irdischen Eigenschaften zuschreiben: „[N]e [...] quae telluris sint, attribuamus caelestibus.“¹³¹

5. Von der kosmologischen Erkenntnis

In einem seiner letzten Briefe reflektierte Lambert, was die kopernikanische Revolution für seine kosmologische Arbeitsweise bedeutete. Im 18. Brief heißt es:

„So unerschöpflich ist die Astronomie, das wir uns nothwendig mit Hypothesen begnügen müssen, und nur so viel einsehen, wie diese Hypothesen nach und nach weiter ausgebreitet und zusammengesetzter gemacht werden müssen.“¹³²

Lambert verdeutlichte an dieser Stelle seine Vorgehensweise: Zur Strukturierung seiner Beobachtungen formuliere er Hypothesen, die er der Reihe nach aufstellte:

„[Sie] gehen durch unzählige Stufen näher zum Wahren, und mit jeder Stufe fängt ein neuer Maaßstab von Raum und Zeit an. Unser dermaliger Maaßstab ist für den Raum der Halbmesser der Erdbahn in der Copernicanischen Hypothese, für die Zeit aber ein Jahr, oder die Dauer des Umlaufes der Erde.“¹³³

Auf die erste Hypothese folgte eine zweite, etc. Ein Ende war nicht abzusehen und jede Hypothese setzte neue Maßstäbe. Der kopernikanische Anspruch erwies sich als kaum erfüllbares und relatives Prinzip. Dem Kosmologen schwebte es vor, seine Arbeits-hypothesen nur solange zu benutzen, „bis wir zu dem Körper kommen, der die ganze Schöpfung um sich lenkt.“¹³⁴ Von diesem Punkt ausgehend, ließe sich nach Lambert auf eine Theorie des ganzen Himmels schließen.

Lambert ging astronomische Fragen perspektivisch an. Er drehte und wendete sie in seiner Vorstellung, bis sie an Raum und Tiefe gewannen und in der Komplexität eines Kunstwerks erschienen. Er nahm das Denken in Lichtjahren und in Lichtgeschwindigkeit vorweg. Im ersten Brief schrieb er:

„Ich gebe dem Licht Jahrhunderte Zeit, bis es von denselben zu uns komme, und setze, dass es Fixsterne gebe, von welchen das Licht in den nächsten 6.000 Jahren noch nicht angelangt ist, und die folglich erst unsere Nachkommen werden zu sehen haben.“¹³⁵

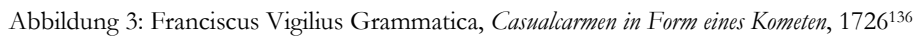
¹³¹ Blumenberg (1964), S. 354 (Zitat). „[D]amit wir nicht [...], was der Erde zugehört, den himmlischen Dingen zuordnen.“ (Übers.: C. C.).

¹³² Lambert (1761), S. 264.

¹³³ Ebenda.

¹³⁴ Lambert (1761), S. 261.

¹³⁵ Lambert (1761), S. 3.



¹³⁶ Quelle: Funk/Mono (1988), S. 50.

Das abstrakte Denken bezüglich der Distanzen und der Gestirnstellungen ergänzte Lambert um eine skeptische Reflexion über den eigenen Standort. Selbstkritisch dachte er über die Bedingungen seines Philosophierens nach, wenn er im 19. Brief fragte, welche Sprache den astronomischen Problemen gerecht werde. Er rekapitulierte die „Astronomiegeschichte als eine Sprachgeschichte“¹³⁷:

„Aber ich kehre wieder auf meine erste Frage zurück, ob wir nun Copernicanisch sind, oder wie es damit gehe? Wenn ich mir die Sache recht vorstelle, so wird es dahinaus laufen. Ptolomäus bliebe bey der popularen oder gemeinen Sprache. Copernicus fieng an, den ersten Schritt zu thun, und lehrte uns die Buchstaben der ersten astronomischen Sprache kennen. Aber er wusste nicht, dass sie nur hypothetisch ware, und uns durch viele Stufen erst zu der wahren führen würde.“¹³⁸

Lambert stellte fest, dass die kopernikanische Revolution an der Sprache Halt gemacht hatte. Sie hatte mit den neuen Ideen nicht Schritt gehalten, sondern war dieselbe geblieben wie vor zweihundert Jahren; sie schien überholt zu sein.

Im 20. Brief, den Jaki zu einem Klassiker der Astronomieliteratur erklärte,¹³⁹ reflektierte Lambert, wie sich sein Welt- und Selbstbewusstsein durch das Phänomen der Kometen verändert hatte:

„Ich kann demnach meine Schlüsse als ein Muster einer nicht geringen Verwegenheit ansehen [...] Und ich richte nicht etwann einzelne Theile, sondern die ganze Natur, den ganzen Umfang der Schöpfung nach meinem Sinne ein! [...] Mag der Grund, dass wir nicht wissen, was gross oder klein ist, das Recht geben, Körper von jeder Grösse dahin zu setzen, wo man sie nöthig hat, um das System vollends aufzufüllen? [...] Muss das Gebäude der Welt solche Ecksteine und Pfeiler haben, um durch jede Zeiten durch dauerhaft zu seyn? [...] Wer ist jenseits der Milchstrasse gewesen, um sie in Augenschein zu nehmen, und das Maass davon zurück zu bringen?“¹⁴⁰

Seine Forscherperspektive problematisierte Lambert, die nicht außerirdisch, ubiquitär oder mit dem Auge Gottes vergleichbar war und gab die Beschränktheit der menschlichen Beobachtungsgabe zu bedenken.

Lamberts *Cosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues* legen ein beredtes Zeugnis ab von der Begeisterung, die einen Kosmologen für den Sternenhimmel ergreifen konnte. Der bestirnte Nachthimmel erfüllte Lambert mit Glaubensgewissheit. In der Weite des Universums nahm er das Wirken Gottes an. Im 13. Brief schrieb er:

„Ungeachtet es in den kältesten Nächten am hellsten funkelt, so beschau ich es [das Sternbild des Orion, C. C.] doch jeden Winter mit neuer Lust, und ich ge-

¹³⁷ Blumenberg (1975), S. 649-656, hier S. 651.

¹³⁸ Lambert (1761), S. 274.

¹³⁹ Jaki (1979), S. 299.

¹⁴⁰ Lambert (1761), S. 297 f.

denke mit Vergnügen an die Abendstunden, die ich mit Ihnen, mein Herr, in Betrachtung dieser prächtigsten Gegend des Himmels zugebracht habe.“¹⁴¹

Lambert hatte versucht, die Struktur des Schöpfungsplanes zu berechnen, da er glaubte, dass jede erkannte Tatsache einem Zweck diene. Diese teleologische Ansicht rief jedoch schon seit dem Mittelalter Widerspruch hervor.

6. Fazit

Lambert stand in einer anderen Traditionslinie als Rudjer Boškovič (1711-1787). Dieser zeitgenössische Kosmologe veröffentlichte sein Hauptwerk, die „*Theoria philosophiae naturalis*“ im Jahre 1758. Boškovičs Lebenstraum lautete, dass er eine einheitliche und universelle Kraft der Natur finden und nachweisen wollte. Es sollte sich um eine ausgebaute Variante der Newton'schen Gravitation handeln, die auch für den atomaren Bereich gültig wäre.¹⁴²

Der Gedanke, die Himmelsordnung auf eine einzige Formel zu reduzieren, lag Lambert fern. Er fand in den „*Cosmologischen Briefen über die Einrichtung des Weltbaues*“ keinerlei Widerhall. Für den Kosmologen gab es nie nur eine einzelne Kraft, die wirkte, sondern immer mehrere, die sich gegenseitig beeinflussten. Die Wechselwirkungen waren im Systementwurf des Weltenbaus aufgehoben.

Den Himmel teilte Lambert in verschiedene Sternensysteme ein: Das einfachste System war ein Planet, den Satelliten umkreisten. Das nächste stellte das Sonnensystem dar; hier kreisten die Planeten mit ihren Trabanten um die Sonne. Jeder Fixstern wiederum befand sich in einem Zentrum, das andere Gestirne umkreisten. Die verschieden großen Systeme waren ineinander verschränkt und verschachtelt. Für Sternbänder wie die Milchstraße postulierte Lambert, dass sie die Form der Kugel nicht erfüllten; stattdessen nahm er scheibenförmige Gestirnskonstellationen an.

Teleologische und astronomische, mathematische und metaphorische Argumente arbeiteten bei Lambert Hand in Hand. Das Weltgebäude stellte ein zweckmäßiges Ordnungsgefüge dar, weil es nach dem Willen Gottes eingerichtet war. Der Kosmologe stellte sich den Weltraum zuweilen in sprechenden Bildern vor. Dass er astronomische und teleologische Gedankengänge miteinander verband und in weltlichen Analogien über die Himmelsordnung sprach, zeigt, dass Lambert nicht zuletzt um eine Sprache rang, die einer kosmologischen Erkenntnis angemessen wäre.

Bildlich stellte sich Lambert vor, das Universum gleiche einer Maschine. Sie funktionierte nach Gesetzen, die Gott ihr auferlegte. Dieser wirkte wie ein kosmischer Uhrmacher, der den himmlischen Mechanismus regelte. Das in sprechenden Bildern vorgestellte Universum diente Lambert nicht allein dazu, kosmologische Fragen zu veranschaulichen, sondern half ihm auch, sie begrifflich zu klären. Die Maschine, das Zeitmessgerät oder das Staatswesen dienten als Sinnbilder, die den theoretischen Blick schärfen sollten. Das Maschinen- und Staatsmodell erklärten Zustands- oder Bewe-

¹⁴¹ Lambert (1761), S. 175 f.

¹⁴² Vgl. Wertheim (1998), S. 279 ff.

gungsänderungen;¹⁴³ der Systembegriff bezeichnete ein organisiertes Gebilde. Der Kosmologe drückte dadurch die Zweckgerichtetheit eines Modells aus.

Lamberts konstruktive Vorgehensweise vereinte geometrische Vorstellungskraft und teleologische Sätze miteinander. Der Zukunft seiner astronomischen Einsichten gewiss, schrieb er, „dass das meiste davon früher, oder späther durch die Erfahrung und genauer Observationen wird erörtert werden können.“¹⁴⁴ Die klassische astronomische Erwartung, dass eine Erklärung des Kosmos sich als einfach herausstellen müsste, erfüllte Lambert nur bedingt.

Auch wenn sich Lambert aus heutiger Sicht in einigen Punkten geirrt haben mag (was z. B. die Annahme eines Zentralgestirns oder den vermuteten Trabanten der Venus anbelangte), so sei abschließend an Friedrich den Großen erinnert, der den Gelehrten im Jahre 1764 mit folgenden Worten für die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften empfohlen haben soll:

„Man muss bei diesem Manne auf die Unermeßlichkeit seiner Einsichten und nicht auf Kleinigkeiten sehen.“¹⁴⁵

¹⁴³ Vgl. Wertheim (1998), S. 271 sowie Mayr (1987).

¹⁴⁴ Lambert (1761), S. 94.

¹⁴⁵ Vgl. Blumenberg (1975), S. 612 f. (Zitat).

Literatur

1. Bauer (2006): Friedrich L. Bauer, Johann Heinrich Lambert (1728-1777), Akademie aktuell – Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1 (2006), 15, S. 12-15.
2. Benz (1997): Arnold Benz, Die Zukunft des Universums. Zufall, Chaos, Gott? Düsseldorf 1997.
3. Blumenberg (1975): Hans Blumenberg, Die Genesis der kopernikanischen Welt, Frankfurt am Main 1975.
4. Blumenberg (1964): Hans Blumenberg, Kopernikus im Selbstverständnis der Neuzeit, Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse (1964), 5, S. 339-368.
5. Briele (1998): Olaf Briele, Die Macht der Metaphern. Blitz, Erdbeben und Kometen im Gefüge der Aufklärung, Stuttgart u. a. 1998.
6. Dijksterhuis (1956): Eduard Jan Dijksterhuis, Die Mechanisierung des Weltbildes, Berlin u. a. 1956.
7. Fontenelle (1686/1994): Bernard Le Bovier de Fontenelle, Entretiens sur la pluralité des mondes, herausgegeben von François Bott, La Tour d'Aigues 1994.
8. Funk/Mono (1988): Julika Funk, Karola Mono, Text als Figur. Visuelle Poesie von der Antike bis zur Moderne, Konstanz 1988.
9. Heitzer (1995): Elisabeth Heitzer, Das Bild des Kometen in der Kunst. Untersuchungen zur ikonographischen und ikonologischen Tradition des Kometenmotivs in der Kunst vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, Berlin 1995 (= Studien zur profanen Ikonographie, 4).
10. Heitzer (2000): Elisabeth Heitzer, Kometen, in: Hans Holländer (Hrsg.), Erkenntnis, Erfindung, Konstruktion. Studien zur Bildgeschichte von Naturwissenschaften und Technik vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Berlin 2000, S. 449-462.
11. Huber (1829): Daniel Huber (Hrsg.), Johann Heinrich Lambert nach seinem Leben und Wirken, Basel 1829.
12. Jackisch (1979): Gerhard Jackisch, Einleitung, in: Ders. (Hrsg.), Johann Heinrich Lamberts „Cosmologische Briefe“ mit Beiträgen zur Frühgeschichte der Kosmologie, Berlin 1979, S. [9]-83.
13. Jaki (1979): Stanley L. Jaki, The cosmological letters of Lambert and his cosmology, in: Colloque International et Interdisciplinaire Jean-Henri Lambert, Mulhouse 1977, Paris 1979, S. 291-300.
14. Jaquel (1986) : Roger Jaquel, Edmond Halley, la comète de Halley et le savant-philosophe Jean-Henri Lambert, in: Actes du 111^e Congrès National des Sociétés Savantes, Poitiers, Paris 1986, S. 35-46.
15. Kant (1755/1777): Immanuel Kant, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt, in: Ders., Vorkritische Schriften bis 1768, Bd. 1, herausgegeben von Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main 1977, S. 225-405.

16. Lambert (1761): Johann Heinrich Lambert, *Cosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues*, Augspurg 1761, Online verfügbar unter: <http://imgbase-scd-ulp.u-strasbg.fr/displayimage.php?album=156&pos=0> [29.02.2008].
17. Lichtenberg (1778): Johann Christoph Lichtenberg, Johann Heinrich Lambert, in: Christoph Martin Wieland (Hrsg.), *Der Teutsche Merkur*, Weimar 1778, S. 259-278.
18. Löwenhaupt (1943): Friedrich Löwenhaupt (Hrsg.), *Johann Heinrich Lambert. Leistung und Leben*, Mülhausen 1943.
19. Mayr (1987): Otto Mayr, *Uhrwerk und Waage. Autorität, Freiheit und technische Systeme in der frühen Neuzeit*, München 1987.
20. Metz (1943): Rudolf Metz, *Johann Heinrich Lambert als deutscher Philosoph*, in: Löwenhaupt (1943), S. 7-22.
21. Siegwart (1988): Geo Siegwart, *Einleitung*, in: Johann Heinrich Lambert, *Texte zur Systematologie und zur Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnis*, Hamburg 1988, S. VII-XCVII.
22. Strub (1998): Christian Strub, „System“ II (Neuzeit), in: Joachim Ritter u. a. (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 10, Basel 1998, Sp. 825-856.
23. Sutter (1988): Alex Sutter, *Göttliche Maschinen. Die Automaten für Lebendiges bei Descartes, Leibniz, La Mettrie und Kant*, Frankfurt am Main 1988.
24. Volk (1980): Otto Volk, *Johann Heinrich Lambert and the determination of orbits for planets and comets*, *Celestial Mechanics* 21 (1980), 2, S. 237-250, Online verfügbar unter: www.springerlink.com/content/nvv37686u0jr2397/fulltext.pdf [21.04.2008].
25. Wertheim (1998): Margaret Wertheim, *Die Hosen des Pythagoras. Physik, Gott und die Frauen*, Zürich 1998.
26. Zöller (1998): Günther Zöller, *Lambert, Johann Heinrich*, in: Edward Craig (Hrsg.), *Routledge Encyclopedia of Philosophy*, Bd. 5, London, New York 1998, S. 350-352.

Medizin, Philosophie und Literatur im Dialog

Medizinisch-naturwissenschaftliches Wissen in Georg Forsters *Reise um die Welt*: Das Beispiel Skorbutprophylaxe

Jan Steinmetzer und Dominik Groß

1. Einleitung: Zur Rezeption Georg Forsters

Bis zum Jahr 2007 traf die Feststellung noch zu, dass Georg Forster vornehmlich „Literaturwissenschaftlern und Völkerkundlern und dem einen oder anderen, der gern Reisebeschreibungen oder etwas über die Südsee liest“,¹ bekannt sei. Allerdings hat die Rezeptionsgeschichte von Georg Forsters *Reise um die Welt* in den letzten Monaten eine entscheidende Wendung genommen. Von einem geheimen Wissensschatz, der nur wenigen Eingeweihten – allerdings aus vielen unterschiedlichen Disziplinen² – bekannt war, wurde das Werk zu einem „atemraubenden Überraschungserfolg“.³

Die Rezeptionsgeschichte des Werkes seit seiner Wiederveröffentlichung⁴ im Herbst 2007 lässt eine weite Verbreitung beim Laienpublikum sowie eine intensive wissenschaftliche Auseinandersetzung erwarten. Während bisher die Germanistik innerhalb der Forster-Forschung dominiert und der Geschichtswissenschaft immerhin eine Nebenrolle zukommt, müssen Ethnologie, Naturwissenschaften, die Kunstgeschichte und andere Georg Forster zum Teil erst (wieder)entdecken. Tatsächlich war das Interesse dieses aufklärerischen Naturwissenschaftlers, Kunsthistorikers, Anthropologen, Orientalisten, Philologen, Kulturkritikers, Politikers und Politologen – kurzum ‚Gelehrten‘ – weit gespannt. Unseres Erachtens hat vor allem die Wissenschaftsgeschichte – und hier besonders die Medizingeschichte – noch überraschende Entdeckungen zu machen.

Mit dem vorliegenden Artikel möchten wir dementsprechend zu einer intensiveren medizinhistorischen Auseinandersetzung mit Georg Forsters Werk *Reise um die Welt* anregen: Nach einer kurzen biografischen Einführung zu Forsters Jugendjahren werden wir in einem zweiten Kapitel natur- und wissenschaftshistorische Aspekte seines Hauptwerks in den Blick nehmen. Im Hauptteil soll der Fokus vor allem auf das in seinem Reisebericht enthaltene medizinische Wissen gerichtet werden. Besonderes Augenmerk soll dem Thema Skorbut in Forsters *Reise um die Welt* gelten: Nach einer kurzen Darstellung des Krankheitsbildes und dessen medizinhistorischer Relevanz wird zu zeigen sein, dass Forsters Werk eine sorgfältige, detailreiche, aber bisher weitgehend verkannte Dokumentation der von Kapitän James Cook geplanten und auf seiner zweiten Weltumsegelung vorgenommenen Skorbutprophylaxe bietet. Die Gesundheitsregeln auf See und an Land werden dabei ebenso analysiert wie das Verhalten der Besatzungen auf vergleichbaren Expeditionsschiffen am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Am

¹ Völkerkunde (1976), S. 10.

² Vgl. dazu Kapitel 2.

³ „Die Prominenz steht ihm gut. Denn Georg Forster gehört, obwohl weder Romancier noch Dramatiker oder Lyriker, zu den faszinierendsten Autoren der deutschen Literatur.“ Erenz (2008).

⁴ In der Anderen Bibliothek im Eichborn-Verlag 2007.

Schluss unserer Ausführungen steht der Versuch, Forsters Empfehlungen und Überlegungen, die für das Leben und die Gesundheit vieler hundert Männer entscheidende Bedeutung haben sollten, in den zeithistorischen Kontext einzubetten und abschließend zu analysieren.

2. Georg Forster (1754-1794): Eine biografische Annäherung

Wer sich mit Georg Forsters Biografie beschäftigt, wird zunächst den ungewöhnlichen Ausbildungsweg des 1754 geborenen Reiseliteraten bemerken. Tatsächlich konnte Forster nicht auf eine umfassende Schulbildung verweisen: Als Sohn des Naturforschers und evangelisch-lutherischen Pastors Johann Reinhold Forster ging er vielmehr bereits in seinen frühen Lebensjahren auf Reisen: Sein Vater nahm den erst zehnjährigen Georg 1765 mit auf eine Expedition nach Russland, die ihn bis in die Kirgisensteppe am Unterlauf der Wolga führte. Die von Zarin Katharina II. initialisierte Kolonialisierungsbewegung, die aufgrund der widrigen Lebensumstände an der unteren Wolga ins Stocken geraten war, sollte von einem unabhängigen Experten begutachtet werden.⁵

Johann Reinhold Forster, der seit jeher stärker an Philosophie und Naturwissenschaften interessiert war als an Theologie, wurde dieser Auftrag auf Initiative des russischen Gesandten in Stettin, von Rehbinden, übertragen. Georg Forster sollte den Vater begleiten, um an kartografischen Studien und an Bodenuntersuchungen teilzunehmen. Zudem lernte er bei dieser Gelegenheit die russische Sprache. Weil sich die Anstrengungen des Vaters, auf der Basis der Untersuchungen in ein geregeltes Arbeitsverhältnis in russischen Diensten zu gelangen, zerschlugen, siedelte der Vater 1766 mit dem Sohn nach London über, um sich dort eine Existenz als Lehrer und Übersetzer zu sichern. Georg gab 1767 eine Übersetzung der *Kurzen Russischen Geschichte* von Lomonossow vom Russischen ins Englische heraus, die in wissenschaftlichen Kreisen auf Anerkennung stieß.

Nach schweren Jahren in materieller Unsicherheit erhielt Georg 1771 von seinem Vater den Auftrag, Louis Antoine de Bougainvilles Reisebericht über Tahiti *Voyage autour du monde par la frégate du roi La Boudouse et la flûte L'Étoile* ins Englische zu übersetzen – ein Werk, das ihn nachhaltig beeindruckte.⁶ Nur wenige Monate später erhielt sein Vater das Angebot, als Ersatzmann für Joseph Banks als wissenschaftlicher Begleiter an Kapitän James Cooks zweiter Weltumsegelung teilzunehmen. Dieser setzte durch, dass er als Autor der offiziellen Reisebeschreibung benannt wurde und dass sein damals erst 17-jähriger Sohn Georg als Zeichner mitkommen durfte.

Am 13. Juli 1772 stachen Vater und Sohn Forster an Bord der HMS Resolution in Plymouth in See. Die aus zwei Schiffen bestehende Expedition – als zweites Schiff nahm die HMS Adventure unter Commander Tobias Furneaux teil – führte zunächst in den Südatlantik, dann durch den Indischen Ozean und antarktische Gewässer in den Südpazifik und zu den Inseln Polynesiens und schließlich um Kap Hoorn herum wieder zurück nach England, wo die Weltreisenden am 30. Juli 1775 eintrafen.

⁵ Prinz (2008), S. 32.

⁶ Prinz (2008), S. 50.



Abbildung 1: Johann Reinhold Forster

Auf ihrer dreijährigen Reise hatten die Forsters mit Cook unter anderem Neuseeland, die Tonga-Inseln, Neukaledonien, Tahiti, die Marquesas-Inseln und die Osterinsel erkundet und waren weiter nach Süden vorgedrungen als jemals Menschen vor ihnen. Cooks zweite Reise widerlegte endgültig die Theorie von einem großen, bewohnbaren Südkontinent. Sie brachte den Europäern einige wichtige Erkenntnisse: Nach den von Cook gelieferten Daten war es nun absolut unwahrscheinlich, einen nutzbaren Südkontinent zu entdecken. Wenn es einen solchen Kontinent gab, so lautete das damalige Urteil schon vor der endgültigen Entdeckung der Antarktis, so lag er unter einer dicken Eisschicht.

Den Verlauf und die Umstände der Reise schilderte Forster ausführlich in 26 „Hauptstücken“ seines Werks, das gegenwärtig in der bereits erwähnten Ausgabe sowie in einer Taschenbuchausgabe⁷ aus dem Insel-Verlag zur Verfügung steht.

⁷ Forster (1983). Darüber hinaus wird an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften die *Historisch-kritische Ausgabe der Werke Forsters in zwanzig Bänden mit Kommentar, Register und Bibliographie* erarbeitet.

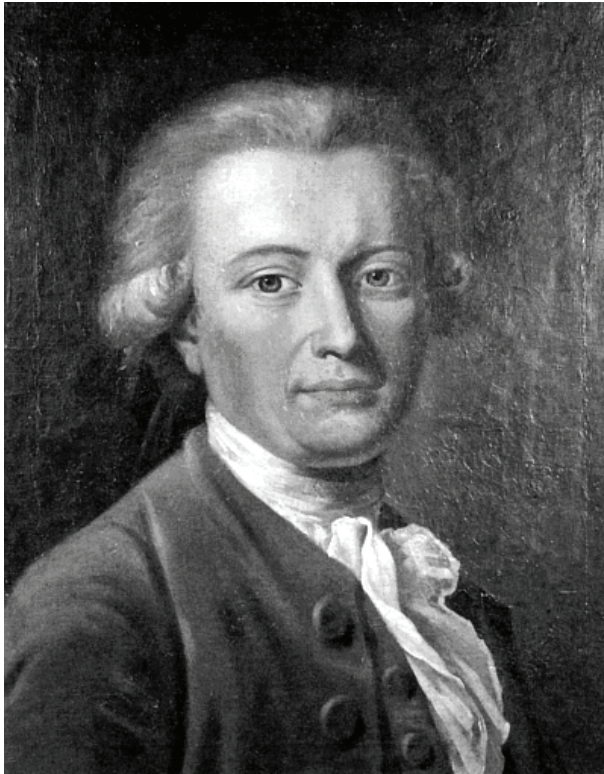


Abbildung 2: Georg Forster, Gemälde von J. H. W. Tischbein⁸

3. Die Reise um die Welt und die Naturgeschichte

Georg Forsters *Reise um die Welt* verdankt ihre Entstehung – überspitzt ausgedrückt – vor allem dem streitlustigen Naturell seines Vaters. Johann Reinhold Forster, der sich vom Ertrag der Reise nicht zuletzt eine Besserung seiner stets prekären Finanzlage erhofft hatte, sah sich von der Admiralität getäuscht: Sein Streit mit dem Earl of Sandwich um die Veröffentlichung der offiziellen Reisenotizen führte schließlich dazu, dass er unwiderruflich von deren Publikationen ausgeschlossen blieb.⁹ In dieser Situation musste Georg einspringen. Auf der Grundlage des ausführlichen Reisetagebuchs seines Vaters und gestützt auf Abschriften aus Kapitän Cooks Aufzeichnungen der Fahrt, aber in der sprachlichen Gestaltung ganz auf sich gestellt, begann Georg Forster, die Beschreibung der Reise in englischer Sprache zu verfassen. Um dem Werk einen guten Absatz zu sichern, musste es vor dem offiziellen Reisebericht von Cook, der den Vor-

⁸ Foto des Gemäldes von J. H. W. Tischbein, um 1785, www.payer.de/religionskritik/forster0101.gif [24.06.2008].

⁹ Vgl. dazu u. a. den Titel von Hoare (1975): *Der taktlose Philosoph*.

teil vieler – vor allem von Georg selbst erstellten – Abbildungen haben würde, auf den Markt kommen.¹⁰

Es galt deshalb, unter Aufbietung aller Kräfte in größter Eile zu arbeiten. In nur acht Monaten verfasste er ein Werk in zwei Quartbänden. Im März 1777 erschien schließlich *A Voyage round the World*. Die Schrift fand zunächst wenig Beachtung, wurde allerdings in der deutschen Fassung (1778-1780 erschienen) zum Klassiker, wobei sie von Christoph Martin Wieland als „eines der merkwürdigsten Bücher unserer Zeit“¹¹ charakterisiert wurde. Goethe merkte 1792 dazu an: „Man mag, wenn man geendigt hat, gerne wieder von vorne anfangen.“¹²

Forsters Werk verblüfft durch eine geschliffene, gleichermaßen wissenschaftlich exakte und sachlich fundierte Prosa. Seine Werke reichen über die bis dahin übliche Reiseliteratur hinaus, weil sie keine bloße Aneinanderreihung von Daten darstellten, sondern zusammenhängende, anschauliche und verlässliche ethnografische Fakten boten, die durch eingehende und teilnehmende Beobachtungen zustande gekommen waren und vielfach interpretiert wurden.

Vater und Sohn hatten im Rahmen der zweiten Cookschen Südsee-Expedition die Aufgaben der Naturkundler übernommen. Folglich zählten Botanik,¹³ Zoologie, Geologie, Bodenkunde und Meteorologie zu ihren Betätigungsfeldern. Ganz wesentlich waren auch ihre Fortschritte auf dem Gebiet der Ornithologie, denn Vater und Sohn Forster gelang es, fast alle antarktischen Vögel zu beschreiben und Federn zu asservieren. Daneben profitierte auch die Botanik enorm.¹⁴ Das größere Augenmerk der Forsters galt jedoch den Menschen, denen sie begegneten, ihrem Verhalten, ihrem Wissen, ihren Bräuchen, Sitten und Religionen sowie ihren sozialen Umgangsformen. Forsters Berichte über die Polynesier sind bis heute anerkannt und spiegeln sein Bestreben wider, den Bewohnern der Südsee-Inseln mit Einfühlung, Sympathie und weitgehend ohne christlich-abendländische Vorurteile zu begegnen. Georg Forster ist einer der ersten wirklichen Empiriker aus dem Bereich der Anthropologie.

Beispielsweise distanziert sich Forster aufgrund eigener Anschauung vom klimattheoretischen Ansatz von Buffons *Histoire naturelle*,¹⁵ der vor allem klimatische Bedingungen für den körperlichen Unterschied zwischen Menschenarten verantwortlich machte. Die „Klimatheorie“ stößt nämlich dann empirisch an ihre Grenzen, wo, wie im Falle der Melanesier und Polynesier der Südsee, zwei sehr verschieden aussehende Gruppen in einer klimatischen Region leben. So kommt Forster zu einer empirischen Widerlegung oder zumindest Relativierung der Klimatheorie zugunsten der These, dass

¹⁰ Lepenies (1983).

¹¹ Wieland (1857), S. 355.

¹² Leuschner et al. (1982), S. 540.

¹³ Sie veröffentlichten gemeinsam *Johann Reinhold Forster's [...] und Georg Forster's, Beschreibungen der Gattungen von Pflanzen, auf einer Reise nach den Inseln der Südsee gesammelt, beschrieben und abgezeichnet, während den Jahren 1772 bis 1775* (London 1776, in Latein).

¹⁴ Über den engen Bezug der Forsters mit Linné und seinen Schülern vgl. Uhlig (2004), S. 33 ff.

¹⁵ Georges Louis Leclerc, Comte de Buffon, verfasste seine *Histoire naturelle générale et particulière* in Zusammenarbeit mit Louis Jean-Marie Daubenton. Sie erschien in 36 Bänden in den Jahren 1749 bis 1788.

die Varietät der Population in einer Region durch Wanderung und demnach phänotypische Unterschiede durch unterschiedliche Abstammung erklärbar ist.¹⁶



Abbildung 3: Johann Reinhold und Georg Forster bei der Arbeit auf Tahiti¹⁷

Zu Forsters vorrangigen Interessen zählten die vergleichende Länder- und Völkerkunde – hier stellte er bald selbstständige Forschungen an. Forster lernte schnell die Sprachen der polynesischen Inseln. Andererseits hütete er sich vor einer Idealisierung der „edlen Wilden“. Mit der ihm eigenen Balance zwischen einführender Beobachtung und kritischer Distanz war Forster anderen Völkerkundlern seiner Zeit weit voraus.

¹⁶ Hoorn (2004), S. 79 sowie Garber/Hoorn (2006).

¹⁷ Foto des Gemäldes von John Francis Rigeaud, 1780, <http://hera.geschkult.fu-berlin.de/~zeichnen/Projektvorstellung.htm> [24.06.2008].

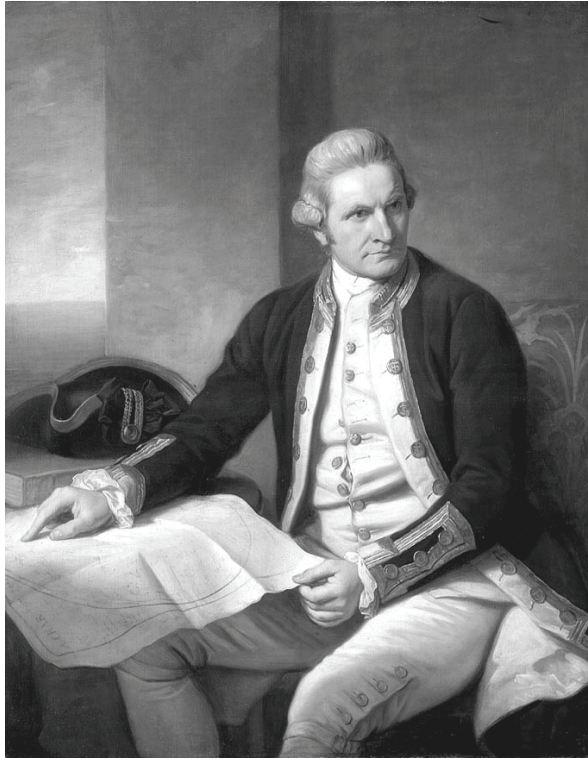


Abbildung 4: Kapitän James Cook¹⁸

4. Das medizinische Wissen in Forsters *Reise um die Welt*

In medizinhistorischer Sicht wurde Forsters Werk bisher nur unzureichend erforscht.¹⁹ Vor allem die Aspekte gesunder Lebensführung sowie die vielfältig enthaltenen Hinweise auf präventive und therapeutische Maßnahmen, die in Forsters Werk enthalten sind, fanden nur wenig Beachtung.

Dabei sind insbesondere zwei Aspekte maßgeblich: Einerseits ist die erfreuliche Tatsache, dass auf der drei Jahre währenden Reise an Bord der *Resolution* nur vier Mann zu Tode kamen (davon nur einer durch Krankheit, zwei durch Ertrinken, einer durch einen Unfall an Bord), auf die umfangreiche und gewissenhafte Planung, Vorbereitung und Durchführung der Reise durch Kapitän Cook zurückzuführen. Georg Forster bezieht sich dementsprechend in seinen Ausführungen auf Rahmenbedingungen, auf die er keinen Einfluss nehmen konnte, und beschränkt sich daher auf den nüchternen Blick des externen Beobachters. Andererseits ist auffällig, dass er das wis-

¹⁸ Foto des Gemäldes von Nathaniel Dance, um 1775, <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/76/Captainjamescookportrait.jpg> [24.06.2008].

¹⁹ Vgl. dazu Steinmetzer (2006), S. 77 f.

senschaftliche Schreiben nahezu ausschließlich auf den möglichen praktischen Nutzen bezieht. Diesen sieht Forster dabei – ganz der Aufklärung verpflichtet – in der Weitergabe neuer Erkenntnisse:

„Ein hervorstechender Zug [...] ist die komplexe Wirklichkeitserfassung, die seinem Natur- und Weltbild zugrunde liegt und seinen naturwissenschaftlichen, anthropologischen, völker-, siedlungs- und sprachkundlichen sowie kultur- und sozialgeschichtlichen Studien einen enzyklopädischen und polyhistorischen Charakter verleiht.“²⁰

Bisher wurde weitgehend verkannt – so die erste These dieses Beitrages –, dass Forsters Werk Hinweise auf ein systematisches, vielgliedriges und umfassendes Gesundheitsprophylaxeprogramm bietet, das insbesondere ein schlüssiges und für die damalige Zeit innovatives Konzept zur Skorbutprävention enthält – wenngleich nicht alle Annahmen unserem heutigen medizinischen Wissen entsprechen.

Das Ausbleiben krankheitsbedingter Ausfälle während der Reise ist eher als Glücksfall zu bezeichnen, da es Unwägbarkeiten gab, denen man kaum hätte präventiv begegnen können. Nichtsdestotrotz ist festzuhalten, dass auf Cooks Initiative hin zahlreiche vorbeugende und für ihre Zeit bemerkenswert weitsichtige Maßnahmen getroffen worden waren. Beispielsweise war für die ärztliche Betreuung der Besatzung ausnehmend gut gesorgt: An Bord beider Schiffe befand sich ein Arzt, dem zwei Gehilfen oder Unterärzte zur Seite standen und der über ein ausreichend mit Instrumenten und Arzneimitteln ausgestattetes Kranken- und Verwundetenrevier verfügte. Zu Recht spendeten vor allem Cook und die beiden Forster James Patton, dem Wundarzt der Resolution, uneingeschränktes Lob. Patton besaß vielseitige medizinische Kenntnisse und Erfahrungen und war in der Lage, die im rauen Klima der Antarktis zahlreichen Fälle von Rheumatismus ebenso erfolgreich zu behandeln wie die verwundeten Opfer blutiger Auseinandersetzungen mit den Bewohnern der Neuen Hebriden oder die auf Neukaledonien an Fischvergiftung Erkrankten. Erwähnenswert ist weiterhin, dass Patton 1773 dem an einer Gallenblaseninfektion erkrankten Cook mutmaßlich das Leben rettete.²¹

Forster führt daneben zahlreiche allgemeine Gesundheitsregeln auf, die an Bord der beiden Expeditionsschiffe galten, aber ebenfalls für ihre Zeit nicht selbstverständlich waren. Forsters Buch kann zugleich als Dokumentation einer „empirischen Studie“ gelten, denn er berichtet nicht nur über die Aufstellung derartiger Regeln, sondern auch über deren praktische Umsetzung, bei denen Kapitän Cook sowie die Offiziere an Bord der Resolution mit gutem Beispiel vorangingen. Die Ermahnungen zu gesunder Lebensführung wurden etwa in abgesprochener Einmütigkeit durch die Offiziere, durch Wundarzt Patton und Johann Reinhold Forster durchgeführt:

„[...] der Wundarzt, mein Vater und einige andere Personen im Schiff hatten den fleißigen Gebrauch derselben [Hilfsmittel (d. Verf.)] unaufhörlich angeraten. [...] Unter göttlicher Führung blieben wir auf diese Art, ohnerachtet aller Beschwer-

²⁰ Völkerkunde (1976), S. 125.

²¹ McGovern (1994).

lichkeiten, einer harten, ungewohnten Lebensart, und öfterer Abwechslung des Clima's bey guter Gesundheit.“²²

Dabei stand die Aufforderung an die Mannschaft, regelmäßig *Frischwasser* zu trinken, im Zentrum der Bemühungen:

„Die wichtigste und nützlichste war, daß man die Leute bey ihrer gesalzenen Speise, so viel Wasser trinken ließ, als sie nur mochten. [...] Zu dem Ende ward auch keine Gelegenheit versäumt, frisches Wasser zu füllen, wenn wir gleich noch Vorrath davon hatten.“²³

Damit maß Cook – und mit ihm Forster – der Trinkwasserversorgung erstrangige Bedeutung bei. Bereits unmittelbar nach Verlassen des Kaps wurde an den Fässern eine Wache postiert, die auf strikte Einhaltung der Rationierungs-Vorschriften zu achten hatte. Den Offizieren und Wissenschaftlern war es gestattet, täglich ein Quart Wasser zusätzlich für die Zubereitung von Tee zu verwenden. Cook begann, sich mit Seewasser zu waschen, und er erwartete, dass man es ihm gleichtat. Allerdings gab es in den hohen Breiten eine gute Möglichkeit, das Problem der hinreichenden Versorgung mit Süßwasser zu lösen: durch die Verwendung von Eis. So wurden z. B. am 9. Januar 1773 unter 61°36' Süd drei Boote zu Wasser gelassen, um Eis zu brechen: Innerhalb von sechs Stunden wurde eine Eismenge abgebaut, die, an Bord geschmolzen, 15 Tonnen Trinkwasser ergab. Diese Erkenntnis war der Niederschrift Forsters zufolge bis dahin neu gewesen:

„Zu gleicher Zeit hatten wir die für die Wissenschaft wichtige Entdeckung gemacht, daß die Natur mitten im großen Weltmeer Eisschollen bildet, die kein Salz enthalten, sondern alle Eigenschaften des reinen und gesunden Wassers haben.“²⁴

Neben dem reichlichen Trinken von Frischwasser stand die Körperhygiene im Mittelpunkt der präventiven Maßnahmen. Forster liefert auch hierfür Argumente, die sich auf das Waschen mit Salz- oder aufgefangenem Regenwasser bezogen und von Kapitän Cook gegenüber der Besatzung vorgebracht wurden:

„Die Ursache hiervon läßt sich auch leicht erklären: Wenn es reichlich getrunken und auch zum Waschen des Körpers und des leinenen Zeuges gebraucht wird, so verdünnt es nicht nur das Blut, sondern durch die Reinlichkeit bleiben auch die Schweißporen der Haut stets offen. Auf diese Weise wird die zur Gesundheit nötige Ausdünstung nicht unterbrochen. Solchergestalt wird der Gefahr fauler Krankheiten auf zwiefache Art vorgebeugt.“²⁵

²² Forster (1983), S. 36 f.

²³ Forster (1983), S. 36.

²⁴ Forster (1983), S. 997.

²⁵ Forster (1983), S. 74.



Abbildung 5: Einsammeln von Eisschollen durch die Besatzung der Resolution²⁶

Großen Wert wurde des Weiteren auf die sonst eher unübliche Maßnahme der Kleiderreinigung gelegt. Darüber hinaus wurden die Küchengeräte stets auf Krankheitserreger untersucht. Auch mussten die Betten bei trockenem Wetter tagsüber an Deck gebracht werden. Als zusätzliche präventive Maßnahme ließ Cook das Lüften und Ausräuchern aller Decks einführen:

„Am wichtigsten aber war das Räuchern mit einer Mischung aus Schießpulver und Essig oder auch Wasser, und die fast wöchentlichen Feuer, die im Schlafraum des Schiffsvolks, in den Kajüten der Offiziere und selbst im unteren Raum, wohin die Pumpen reichten, angezündet wurden. Ungesunde, faule Ausdünstungen und Feuchtigkeiten wurden auf diese Weise zerteilt und unschädlich gemacht und die Luft gereinigt.“²⁷

Die Einteilung der Mannschaft in drei (statt der sonst auf Kriegsschiffen üblichen zwei) Wachen bot der Besatzung längere Erholungspausen. Dies hatte zudem den Vorteil, dass durchnässte Kleidung besser trocknen konnte.

Anders als bei früheren Expeditionen, etwa der des Franzosen Bougainville, war für den Kälteschutz der an vereisten Takelage arbeitenden Matrosen, ja der gesamten Mannschaft, gesorgt. In kalten Gegenden wurden auch warme Kleidungsstücke ausgeteilt:

„Ein jeder, der, im Dienst des Schiffs, dem Ungestüm des südlichen Klimas ausgesetzt seyn mußte, vom Lieutenant an bis zum gemeinsten Matrosen, bekam ein Wamms und ein Paar lange Schifferhosen vom dicksten wollnen Zeuge oder starken Flannel, fearnought genannt, welche die Nässe lange abhielten, und eben

²⁶ Nach einem Gemälde von William Hodges, dem Schiffsmaler an Bord der Resolution, Quelle: Völkerkunde (1976), S. 127, Abb. 47.

²⁷ Forster (1983), S. 36.

so wie alle übrigen Artikel, welche die Admiralität von Lieferanten schaffen läßt, nur den einzigen Fehler hatten, daß sie fast durchgehends zu kurz und zu knapp waren.“²⁸

Forster lobt diese Vorsorge, welcher sich die englischen Seeleute gegenüber denen anderer Nationen erfreuten, und stellt auch deutlich die positiven psychologischen Konsequenzen heraus:

„Von ihrer billig und menschenfreundlich gesinnten Landesregierung, können sie sich überall, besonders bey gefährlichen Expeditionen darauf verlassen, mit allem versorgt zu werden, was sie gegen die Gefahren der See schützen und was in Widerwärtigkeiten ihren Muth aufrecht erhalten kann.“²⁹

Ebenfalls unüblich war für das 18. Jahrhundert die Versorgung kranker Crewmitglieder in der Sonne, wann immer sich die Gelegenheit dazu ergab. Forster betont mehrfach die Bedeutung kräftigender Spaziergänge und die Abkehr von dem in dieser Zeit verbreiteten Prinzip, die Kranken tief im Schiffsinnen zu lagern, wo die hygienische Situation meist katastrophal war:

„Doch auch dieser Mann und auch die skorbutkranken Leute von der ‚Adventure‘ erholten sich außerordentlich geschwind durch bloßes Spazierengehen am Ufer und durch den täglichen Genuß von frischer Kräuterkost.“³⁰

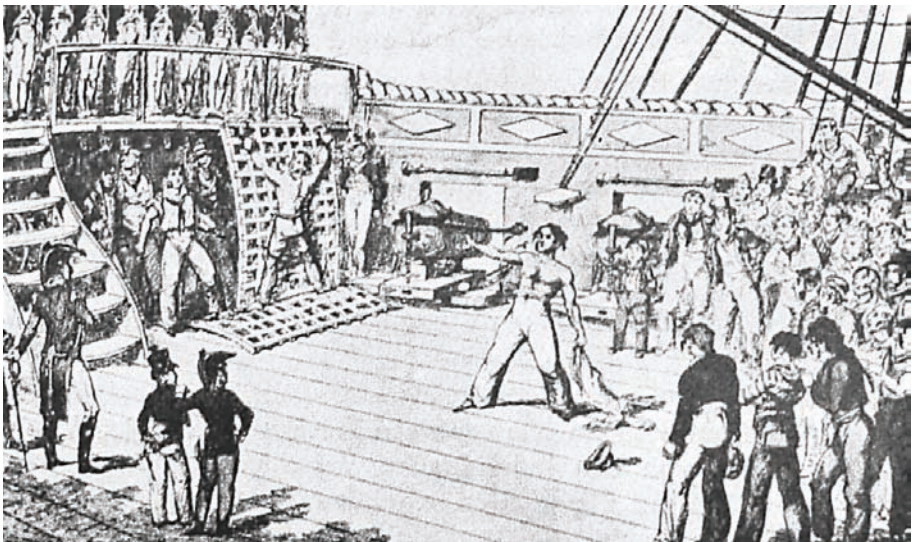


Abbildung 6: Auspeitschen eines Matrosen³¹

²⁸ Forster (1989), S. 96.

²⁹ Ebenda.

³⁰ Forster (1983), S. 259.

³¹ Quelle: Völkerkunde (1976), S. 126, Abb. 45.

Auf die Einhaltung der Gesundheitsregeln wurde besonderes Augenmerk gelegt. Cook achtete dabei streng auf die Ernährung seiner Besatzung. Offenbar griff er auch auf drakonische Maßnahmen zurück, um die Gesunderhaltung der Seeleute zu sichern: Bereits im ersten Abschnitt der Reise ließ er zwei Leute auspeitschen, die sich geweigert hatten, in Madeira an Bord genommenes Frischfleisch zu essen.³²

5. Die Skorbutprophylaxe als besonderer Schwerpunkt

Die weithin bekannte Tatsache, dass an Bord beider Expeditionsschiffe trotz der dreijährigen Schiffsreise keine Toten durch Skorbut zu beklagen waren, wurde aus medizin-historischer Sicht bisher noch kaum adäquat aufgearbeitet. Dabei hat Georg Forster die von Kapitän Cook und der Crew getroffenen Vorbereitungen und Befehle zu einem speziell auf Skorbut ausgerichteten „Präventionsprogramm“ verdichtet, auf das nachfolgend besonders eingegangen werden soll.

Skorbut als Mangelkrankung galt seit den ersten portugiesischen Entdeckungsexpeditionen als ständige Bedrohung auf Kriegs- und Handelsschiffen, die weite Reisen unternahmen, oft sogar als die wichtigste Todesursache bei Seeleuten. Die Sterblichkeitsrate bei langen Seereisen betrug etwa 30 %, in Einzelfällen sogar bis zu 60 %. Vasco da Gama etwa verlor auf einer Reise von 160 Mann Besatzung etwa 100 Mann durch Skorbut.³³

Grund für das häufige Auftreten von Skorbut auf See war die einseitige Ernährung, die mangels Konservierungsmöglichkeiten meist aus Pökelfleisch und Schiffszwieback bestand. Dadurch entstand ein Mangel an Vitamin C (Ascorbinsäure), der zahlreiche Symptome hervorrief, so etwa Zahnfleischbluten, verbunden mit späterem Zahnausfall, Erschöpfung und Müdigkeit und Hautentzündungen. Lebensbedrohliche Folgeerscheinungen waren eine große Anfälligkeit gegenüber Infektionskrankheiten, eine schlechte Wundheilung sowie eine terminal auftretende Herzschwäche.

Der britische Schiffsarzt James Lind hatte 1754 in einer für damalige Verhältnisse sehr modernen Studie zeigen können, dass Zitrusfrüchte gegen Skorbut halfen. Die *therapeutische* Wirkung von Zitronen war zum Zeitpunkt der Expedition also bereits nahezu 20 Jahre lang bekannt, dennoch war diese Kenntnis noch nicht weit verbreitet. Auch der Wundarzt der Resolution führte Zitronensaft in geringen Mengen mit.

Cook hatte als erfahrener Expeditionsleiter auf seiner ersten Weltumsegelung auch mit den Folgen von Skorbut zu kämpfen. Forster zufolge räumte er dem Thema Gesundheit auf seiner zweiten Weltumsegelung bereits in der Planung oberste Priorität ein, auch wenn die Teilnehmer über die Ursache und Hintergründe des Krankheitsbildes noch keine Kenntnisse hatten:

„Das gewöhnlichste und zugleich das schrecklichste Uebel, welches auf langen Reisen unter dem Schiffsvolke wüthet, ist der See-Scharbock [= Skorbut (d. Verf.)], der, nach den Beobachtungen des D. Macbride, und des Sir John Pringle, unter die faulen Krankheiten gehört [Fußnote]. Einige Schriftsteller halten die Seeluft für eine mitwirkende Ursach dieser Krankheit; allein diese Behauptung ist

³² Völkerkunde (1976), S. 135.

³³ Vgl. dazu Giertz (1990).

unerweißlich, indem die Bewohner der Seeküsten, und kleiner ganz von Seeluft umschlossener Eilande, eben so gesund sind, als die mitten im Lande wohnen. Gesalzene Speisen hingegen tragen unstreitig vieles zur Ausbreitung dieser Krankheit auf den Schiffen bey.“³⁴

Es lassen sich in Forsters *Reise um die Welt* drei unterschiedliche Prophylaxe-Ansätze gegen Skorbut unterscheiden: (1) Prophylaxe bei Reiseplanung und Vorratshaltung, (2) Verhalten auf See und (3) Verhalten an Land.

5.1 Prophylaxe bei Reiseplanung und Vorratshaltung

Forster betont gleich in der Einleitung der *Reise um die Welt* die besonderen präventiven Maßnahmen, die sich bereits bei der Ausstattung der beiden Expeditionsschiffe zeigten. Die *Resolution* und die *Adventure*, beides wegen ihrer besonderen Tragfähigkeit umgebaute Kohlentransporter, wurden mit besonderer Fracht bestückt:

„Die Gesundheit des Schiffsvolks ist bei langen Seereisen so wichtig, daß man zu ihrer Förderung und Erhaltung diesmal auf außerordentliche Mittel bedacht war. Hierzu hatte man verschiedene Lebensmittel ausfindig gemacht und vor allen Dingen unser deutsches Sauerkraut nebst eingekochter gallertiger Fleischbrühe in großer Menge an Bord geschafft. Wir hatten in der ‚Resolution‘ sechzig große Fässer Sauerkraut, die bei unserer Rückkehr am Kap der Guten Hoffnung gänzlich geleert wurden. [...] Dem deutschen Leser die guten Eigenschaften dieses Gerichts darzulegen, wäre überflüssig, doch kann ich nicht umhin zu sagen, daß es vielleicht das beste Mittel gegen den Skorbut ist.“³⁵

Besondere Bedeutung maß Cook zu Recht dem Sauerkraut bei: bereits auf seiner Fahrt mit der „*Endeavour*“ hatte er dieses erprobt (mit ca. einem Drittel der auf der *Resolution* gebunkerten und verbrauchten Menge) und als taugliches Mittel gegen Skorbut zu schätzen gelernt. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran, wenn es darum ging, Offizieren und Besatzung dessen Verzehr nahe zu bringen.

Als besonders gesundheitsfördernd lobte Forster auch die Mitnahme von eingekochter Fleischbrühe und 31 Fässern fester Biermaische. Die Fleischbrühe diente zwar de facto nicht der Skorbutprophylaxe, führte aber zu einer Verbesserung des Nahrungsmittelangebots. So erhielt jedermann an den sogenannten *Banian*-Tagen, den in der Seefahrt üblichen fleischfreien Tagen, zu seiner Erbsen- oder Weizenration eine Unze Fleischbrühe. Aus heutiger Sicht falsch lagen Cook und mit ihm Forster, als sie dem mitgeführten Malz und dessen Verzehr als Malztrunk bzw. Umschläge eine Wirkung gegen Skorbut zuschrieben. Um so mehr interessieren diesbezügliche Aufzeichnungen des Schiffs-Wundarztes:

„Ich habe, sagt er, die Malz-Infusion (Wort, Würze, Maische) auf der ganzen Reise, in allen scorbutischen Fällen, äusserst nützlich befunden. Zwar habe ich sie nur selten recht auf die Probe stellen können, weil viele sie tranken, um die Krankheit zu verhüten; allein schon die wenigen Fälle, in welchen sie mir gute

³⁴ „Bemerkungen ... auf seiner Reise um die Welt gesammelt“ von Johann Reinhold Forster.

³⁵ Forster (1983), S. 33.

Dienste geleistet hat, sind meines Erachtens hinlänglich, jedem Unpartheyischen zu beweisen, daß dies das beste bisher erfundene Mittel gegen den See-Scharbock ist.“³⁶

Nach relativ kurzer Zeit konnte diese Nahrungsergänzung nicht mehr eingesetzt werden, da die Bierwürze bald nicht mehr zu gebrauchen war:

„Allein, aus Mangel an Vorsichtigkeit, verloren wir diesen Vorrath, der im heißen Clima in Gährung gerieth und die Fässer sprengte.“³⁷

Für bereits Erkrankte stellte man – allerdings nur in ganz geringen Mengen – Salup und den Saft von Zitrusfrüchten bereit:

„Salup, aus der Wurzel einer Orchis (Zweiblatt) bereitet, wurde dem Wundarzt für die skorbutischen Kranken anvertraut. Robb, ein dick eingekochter Saft von Zitronen und Orangen, wurde als Arznei mitgegeben, da das Mittel aber sehr teuer war, wurde es in zu geringen Mengen gegeben und hatte keine vollständige Wirkung.“³⁸

Art	„Resolution“	„Adventure“
Zwieback	27 003 kg	18 139 kg
Mehl	7 909 kg	5 791 kg
Pökelfleisch, Rind, 7637 Stücke à 4 lb. bzw. 4300	13 856 kg	7 801 kg
Pökelfleisch, Schwein, 14 214 Stück à 2 lb. bzw. 8820	12 895 kg	8 002 kg
Bier	19 304 l	9 810 l
Wein	2 917 l	1 817 l
Spirituosen (Rum, Brandy, u. ä.) ..	6 347 l	1 363 l
Erbsen	13 013 kg	7 203 kg
Weizen	6 833 kg	3 726 kg
Hafermehl	1 363 kg	2 090 kg
Butter	890 kg	453 kg
Käse	361 kg	544 kg
Zucker	888 kg	653 kg
Olivöl	954 l	1 076 l
Essig	1 176 l	1 454 l
Fett	861 kg	574 kg
Rosinen	1 407 kg	1 259 kg
Salz	3 671 kg	1 853 kg
Malz ²⁾	2 908 kg	2 181 kg
Sauerkraut ²⁾	8 771 kg	5 335 kg
Eingesalzener Kohl ²⁾	2 165 kg	1 829 kg
Fleischbrühe ²⁾	1 360 kg	907 kg
Gallert aus Orchideen-Wurzel-Extrakt ²⁾	31 kg	21 kg
Senf ²⁾	181 kg	136 kg
Karotten-Marmelade ²⁾	136 kg	99 kg
Trinkwasser	47 720 l	40 640 l
Speziell präpariertes Rindfleisch ..	627 kg	540 kg
Eingedickter Malzsaft	19 Halbfäß	12 Halbfäß

Abbildung 7: Verpflegungsliste der beiden Expeditionsschiffe³⁹

³⁶ Forster (1983), S. 35.

³⁷ Forster (1983), S. 34.

³⁸ Ebenda.

³⁹ Quelle: Völkerkunde (1976), S. 128.

5.2 Verhalten auf See

Wann immer es möglich war, wurde auf See Frischkost gereicht. Diese an sich wenig erstaunliche Tatsache, die auch auf anderen Schiffen zur Aufrechterhaltung der Motivation notwendig war, wurde indessen auf den beiden Expeditionsschiffen zu einem regelrechten Programmplan weiterentwickelt, der neben dem ersehnten Frischfleisch vor allem aus frischem Obst, Gemüse und Kräutern bestand. Als besonders gesundheitsfördernd und heilsam wurden dabei wilder Sellerie und das Löffelkraut (*Cochlearia officinalis*) geschätzt:

„Ein anderer Mangel der Dusky-Bai ist, daß es hier weder wilde Sellerie, noch Löffelkraut, noch andere antiskorbutische Kräuter gibt, die in anderen Gegenden Neuseelands so häufig zu finden sind.“⁴⁰

Forster erwähnt gerade diese beiden Pflanzenarten, deren Vitamin C-Gehalt tatsächlich überdurchschnittlich ist,⁴¹ sehr häufig:

„Bei unserem diesmaligen zweiten Aufenthalt in Charlotten-Sund war es ohne Zweifel dem häufigen Genuß der Sellerie und des Löffelkrauts beizumessen, daß wir von den üblen Folgen der eingesalzenen Speisen verschont blieben und bei unserer nunmehrigen Abreise allerseits in guter Gesundheit zu sein schienen.“⁴²

Dass ihre Verwendung in der Skorbutprophylaxe allerdings nicht zum allgemeinen Wissensbestand der Zeit gehörte, zeigt folgendes Zitat:

„Wir brachten bald einen großen Vorrat von Wilder Sellerie und Löffelkraut zusammen, und beides wurde hernach in einer Suppe von Habermehl oder reichlich in der Erbsensuppe gegeben. Die Leute von der ‚Adventure‘, die bisher nicht gewußt hatten, daß diese Kräuter zu genießen wären, wußten sich diese bald wie wir zunutze zu machen.“⁴³

Forsters Absicht – dies zeigt sich bei der Lektüre des Werks immer wieder – bestand darin, mit seiner Niederschrift die Kenntnis und die weite Verbreitung gerade dieser beiden gesundheitsfördernden Kräuter zu fördern.

Ebenfalls überdurchschnittlich oft beschreibt Forster die Verköstigung mit Sauerkraut: Dieses wurde meist zweimal die Woche, auf See aber und in südlicheren Breiten auch öfter gereicht. Die Portion betrug ein Pfund je Kopf, also eine erstaunliche Menge. Cook ging auch hier mit gutem Beispiel voran und aß selbst die gleiche Menge; wiederum wurden Matrosen mit Leibstrafen gezüchtigt, wenn der Verzehr verweigert wurde. Auch die Besatzung der *Adventure* wurde erst während der Reise mit dem Verzehr dieses Lebensmittels vertraut gemacht. Cook und die Offiziere gingen aber noch darüber hinaus und verbreiteten die Nützlichkeit und Schmackhaftigkeit dieses Gerichts auch in den Häfen:

⁴⁰ Forster (1983), S. 188 f.

⁴¹ www.wuerzkraut.de/inhalt/sellerie.htm bzw. www.awl.ch/heilpflanzen/cochlearia_officinalis/index.htm [03.04.2008].

⁴² Forster (1983), S. 453.

⁴³ Forster (1983), S. 197.

„Vierzehn Tage vor unserer Ankunft in England fanden wir die letzte Tonne, die man bis dahin übersehen hatte, und auch diese enthielt so frisches und schmackhaftes Sauerkraut, daß verschiedene portugiesische Herren, die auf der Reede von Fayal mit uns speisten, nicht nur mit großem Appetit davon aßen, sondern sich den Rest ausbaten, um ihre Freunde an Land damit bewirten zu können.“⁴⁴

Als weitere, *vermeintlich* wichtige Säule der Prophylaxe und der Behandlung des Skorbut, führt Forster Malzinfusionen und -umschläge an:

„Nur zwei bis drei von unseren Leuten, die eine ungesunde Anlage hatten, konnten dem Skorbut nicht entgehen, insbesondere wurde ein Zimmermann, namens Georg Jackson, schon am zehnten Tage unserer Reise davon befallen. Das Zahnfleisch ging bei ihm in Fäulnis über, und die Zähne saßen so locker, daß sie seitwärts lagen. Man machte mit einer Marmelade von Rüben und Karotten einen Versuch bei ihm, allein sie half zu weiter nichts, als daß sie den Leib offen hielt. Unser Wundarzt Patton machte darauf eine Kur mit der Malzinfusion, und diese brachte den Kranken nach wenigen Wochen wieder zurecht. Seine Zähne wurden wieder fest, und er bekam gleichsam ganz neues Zahnfleisch. Da aber seine kränkliche Anlage blieb, mußte er mit dem Gebrauch der Bierwürze fortfahren.“⁴⁵

Die Kranken erhielten zudem täglich Sauerkraut, so dass davon ausgegangen werden muss, dass die Sauerkrautgaben letztlich ihre Heilung bewirkten. Gleichwohl orientierte sich die Behandlung an einem ausgearbeiteten Programm, das im Hinblick auf die Verwendung von Malz von Kapitän und Schiffswundarzt verantwortet wurde.

5.3 Verhalten an Land

Zentral für das neuartige Gesundheitsregime an Bord der Resolution war – wie erwähnt – die starke Betonung vegetabiler Kost. So lag der Schwerpunkt der Skorbutprophylaxe an Land auf der regelhaft durchgeführten Suche und dem Ankauf von frischen Lebensmitteln. Cook betont in seinem eigenen Reisebericht, dass er bei vielen Gelegenheiten Beiboote an Land geschickt habe, um dort „so viel Sellerie und Skorbutgras [...] wie das Boot nur fassen konnte“ aufzunehmen.

Immer wieder kam es bei Landgängen darauf an, frische Nahrung zu finden. Man war bei der Suche von geeigneten Kräutern und als Gemüse zu verwendenden Gewächsen in unerforschtem Terrain auf augenscheinliche Ähnlichkeiten mit bekannten Pflanzen und auf Versuche angewiesen. So schildert Georg Forster z. B. ausführlich die Herstellung von Tee aus den aromatischen Blättern eines Myrtengewächses und die Verwendung einer Fichtenart zum Brauen schmackhaften „Bieres“:

„Bei dem Überfluß an Fischen und Wasservögeln [...] fehlte es auf unserer Tafel nur noch an frischem Gemüse. Diesem Mangel suchten wir daher auf unseren botanischen Spaziergängen abzuhelpen und fanden gleich am ersten Tage einen zur Myrthenfamilie gehörigen Baum, der gerade in Blüte stand, und davon auf Captain Cook's erster Reise eine Infusion, statt Thees, war getrunken worden.

⁴⁴ Forster (1983), S. 33.

⁴⁵ Forster (1983), S. 121 f.

[...] Die Blätter waren angenehm aromatisch und gaben beim ersten Aufguß dem Wasser einen angenehm aromatischen Geschmack, der aber beim zweiten Aufguß einer ungemainen Bitterkeit wich.⁴⁶

Die „Verproviantierung“ auf bewohnten Inseln erstreckte sich aber auch auf Kulturpflanzen und Nutztiere, die möglichst frisch an Bord genommen wurden: angekaufte Lebensmittel waren unter anderem Kokosnüsse, Brotfrüchte, Obst und Knollenfrüchte sowie Schweine und Geflügel. So führt Forster die bis dahin in Europa unbekannten Pampelmusen als „Shaddocks“ ein und verweist auf den ungewohnten Verzehr von nahrhaften Yam-Wurzeln:

„Den Insulanern gab man zu verstehen, daß sie Kokosnüsse, Brotfrucht, Yams, Bananen, Schweine und Hühner herbeischaffen möchten. Die guten Folgen zeigten sich schon am nächsten Morgen, als gleich bei Tagesanbruch ganze Bootsladungen von Früchten und Hühnern anlangten.“⁴⁷

Immer wieder werden derartige Passagen von Landgängen berichtet: dabei wird nicht nur betont, dass das Erreichen von Land (insbesondere Tahiti und die Gesellschaftsinseln) für Schiff und Besatzung eine Wohltat gewesen sei – was in Anbetracht der mehrwöchigen eintönigen und kräftezehrenden Routen über Indischen und Pazifischen Ozean gut nachvollziehbar ist –, sondern auch, welchen hohen Anteil die gesunde Kost daran gehabt habe:

„Obschon es nicht länger als einen Monat her war, seit wir zu Tahiti angekommen, fanden wir uns doch von den Folgen jener langen und beschwerlichen Reise, die wir während der schlimmsten Jahreszeit im kalten Klima zugebracht hatten, allseits wiederhergestellt. An dieser schleunigen Kur hatten die Kräuter und Früchte der Gesellschafts-Inseln wahrscheinlich den größten Anteil.“⁴⁸

Insgesamt betrachtet erfolgte auf James Cooks zweiter Weltumsegelung die konsequente Umsetzung eines durchdachten (und erfolgreichen) Skorbut-Präventionsprogramms, welches dabei gleichzeitig einer empirischen Erprobung unterzogen wurde: Georg Forsters *Reise um die Welt* stellt die erste (und weit verbreitete) Verschriftlichung eines derartigen Projekts dar. Anlässlich der Verleihung der von der Royal Society gestifteten Copley'schen Gedenkmünze an James Cook aus der Hand ihres Präsidenten John Pringle greift Forster dieses Thema noch einmal explizit auf:

„Die Lobsprüche, die er unserm geschickten und berühmten Seemann giebt und die Verschenkung der Denkmünze selbst [...] sind mehr als hinreichend die Wichtigkeit der von Cook befolgten Gesundheitsregeln darzuthun.“⁴⁹

⁴⁶ Forster (1983), S. 140.

⁴⁷ Forster (1983), S. 391 f.

⁴⁸ Forster (1983), S. 370 f.

⁴⁹ Forster (1983), S. 37.

6. Zur Rezeptionsgeschichte des Werks

Die gesellschaftliche Lage des bürgerlichen Gelehrten im 18. Jahrhundert prägte auch das Leben Georg Forsters: Sein Vater hatte von der britischen Admiralität und der Royal Society den offiziellen Auftrag bekommen, eine wissenschaftliche Reisebeschreibung von Cooks Weltreise anzufertigen. Allerdings war ihm der Auftrag wieder entzogen worden, weil er eine geforderte Überarbeitung des Textes entrüstet ablehnte. Georg vermutete hierin einen Akt der Zensur; das entsprechende Statement seines Vaters lautete:

„Leider hat Lord Sandwich den Vertrag gebrochen, den er als Zeuge unterzeichnet hat, aber ich kann mich nicht einer solchen Schmach fügen, meine Darstellung wie einen Schuljungenaufsatz behandeln zu lassen.“⁵⁰

Damit wandten sich die einflussreichen britischen Institutionen von der Veröffentlichung der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Reise ab; zur Stabilisierung der angeschlagenen finanziellen Situation musste Georg sogar seine Zeichnungen verkaufen.⁵¹ Das erstaunliche Frühwerk des jungen Autors, dem keine institutionellen Beschränkungen auferlegt waren, erfuhr aus diesem Grund bei seiner Fertigstellung im englischen Königreich zunächst nur geringen Widerhall. Angesichts der geringen Verkaufszahlen kann – wenn überhaupt – nur eine oberflächliche und selektive Rezeption des Werks innerhalb der britischen Admiralität und der Royal Society erfolgt sein. Dies erklärt, warum die medizinischen Erkenntnisse (insbesondere die Skorbutprophylaxe) in Forsters Werk in der Folgezeit weitgehend ignoriert wurden. Es steht fest, dass in den Folgejahren die britische Royal Navy das Präventionsprogramm Cooks nicht übernahm. Auch die folgenden britischen Expeditionsreisen anderer Kapitäne verzichteten auf den vorbeugenden Verzehr von Löffelkraut,⁵² wildem Sellerie und Sauerkraut, obgleich deren Lagerung auf dem Schiff ohne Schwierigkeiten möglich war. Erst 1788, zehn Jahre nach Erscheinen des Werks, erfolgte eine öffentliche Empfehlung durch den subalternen Marinearzt Gilbert Blane, auf langen Seereisen genügend Sauerkraut mitzunehmen.⁵³

Als Beleg für die These, dass die Skorbut-Prävention erst mit deutlicher Verzögerung Eingang in die britische Seefahrt hielt, kann ein Rechenschaftsbericht der königlichen Kriegsmarine aus dem Jahr 1780 gelten: Bei einer Gesamtbesatzung aller Schiffe von 12.000 Mann musste die Marine einen Verlust von 1.600 Menschenleben verkraften, wovon allerdings lediglich 60 in Folge von Feindeinwirkung gestorben waren. Dass ein Großteil der genannten Marinesoldaten dem Skorbut zum Opfer fiel, lässt sich aus den Aufstellungen des Marinelazaretts Haslar in Portsmouth aus demselben Jahr folgern: Allein 1.457 Mann wurden dort innerhalb jenes Jahres wegen Skorbut behandelt.⁵⁴

⁵⁰ Zitiert nach Völkerkunde (1976), S. 438.

⁵¹ Diese finden sich – mittlerweile im Besitz des Natural History Museums in London – in der erwähnten Neuausgabe; vgl. dazu auch Spreckelsen (2007).

⁵² Im Deutschen auch „Scharbockskraut“ genannt.

⁵³ Auf Deutsch erschien sein Werk „Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute“ ebenfalls 1788.

⁵⁴ Vgl. dazu Carpenter (1986) sowie Cuppage (1994).

Daneben sind weitere Gründe für die mangelnde Akzeptanz der Erkenntnisse aus Forsters Werk in Großbritannien zu nennen: James Lind, der spätere Leitende Arzt des Marinelazaretts Haslar, hatte – wie erwähnt – bereits 1754 die Wirkung von Zitronensaft bei Skorbut nachgewiesen.⁵⁵ Allerdings hatte Lind für den Fall, dass Zitronensaft nicht verfügbar wäre, völlig untaugliche Kräuter empfohlen.⁵⁶ Dass Skorbut jedoch eine Mangelkrankung ist, blieb noch lange Zeit unbekannt: Der Begriff „Vitamin“ wurde 1912 geprägt, das Vitamin C erst 1928 isoliert.⁵⁷ Darüber hinaus blieb Linds Schrift selbst in Medizinerkreisen aufgrund ihrer schwer nachvollziehbaren Abfassung weitgehend unrezipiert. Das Mitführen von Orangen und Zitronen wurde von der Navy aus Kostengründen nur für die Schiffsapothekenzugelassen, die Mengen waren deshalb vielfach zu gering bzw. nur für schwere Fälle gedacht. James Cook war der erste Schiffsführer, der überhaupt eine Skorbutprävention an Bord einführte, während Lind die Mitnahme von Zitronensaft lediglich als Therapeutikum vorsah.

Die Abneigung der britischen Admiralität, Ratschläge aus dem Werk eines jungen deutschen Autors zu übernehmen, hatte daneben auch politische Gründe: Durch den Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wurden Ausländer grundsätzlich als potenzielle Spione und Agenten betrachtet.

Erst 1795 erging, wiederum durch Blane, der inzwischen zum obersten Marinearzt avanciert war, die Order, dass auf allen Schiffen der königlichen Kriegsmarine Zitronen, Orangen oder deren Säfte mitzuführen seien.⁵⁸

7. Zusammenfassung und Schlussbemerkungen

Der vorliegende Beitrag machte deutlich, dass Georg Forsters *Reise um die Welt* eine bisher wenig beachtete, aber aus medizinhistorischer Sicht bedeutende Quelle für das ausgehende 18. Jahrhundert darstellt. Insbesondere galt es anhand zahlreicher Textbelege zu zeigen, dass das Werk an vielen Stellen gezielt die von James Cook durchgeführten gesundheitsfördernden Maßnahmen an Bord eines lange auf See befindlichen Hochseeschiffes erklärt und weiterträgt. Es handelt sich damit um die – literarisch wie medizinisch – bemerkenswerte Dokumentation eines medizinischen Präventionsprogramms, das sich aufgrund der strikten Einhaltung der skorbutprophylaktischen Regeln bei der Reiseplanung, auf See und an Land als erfolgreich erwies.

Die zweite These lautete, dass trotz der offiziellen Unterstützung der Edition des Werks durch Royal Navy und Royal Society Georg Forsters ausführliche Beschreibung der Skorbutprophylaxe nur unzureichend rezipiert wurde, wie der Tod vieler hunderter englischer Seeleute in den Folgejahren belegt. Erst einige Jahre nach dem Erscheinen des Werks wurden aufgrund eigener Studien der betreffenden Marineärzte Empfehlun-

⁵⁵ *A Treatise on the Scurvy* (1754). Erstmals hatte Jacques Cartier 1534 eine derartige Entdeckung beschrieben, die aber unbekannt blieb.

⁵⁶ Vgl. dazu Brockliss/Cardwell/Moss (2005), S. 10 (insbes. Anm. 17).

⁵⁷ Moss (1988).

⁵⁸ Gerabek (2005), S. 1338.

gen zur Skorbutprävention veröffentlicht, und noch deutlich später wurden Maßnahmen zur Prophylaxe und Behandlung der Mangelkrankheit implementiert.

Georg Forsters *Reise um die Welt* hätte – bei frühzeitiger und weitgehender Rezeption – nicht nur als Fundgrube für zahlreiche natur- und kulturwissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch als seemedizinisches Handbuch wertvolle Dienste leisten können. Der aktuelle Überraschungserfolg des Reprints kann vor diesem Hintergrund als späte Wiedergutmachung interpretiert werden – Fortsetzung garantiert.

Literatur

1. Brockliss/Cardwell/Moss (2005): Lawrence Brockliss, John Cardwell, Michael Moss, Nelson's Surgeon. William Beatty, Naval Medicine and the Battle of Trafalgar, Oxford 2005.
2. Carpenter (1986): Kenneth J. Carpenter, The History of Scurvy and Vitamin C, New York 1986.
3. Cuppage (1994): Francis E. Cuppage, James Cook and the Conquest of Scurvy, Westport 1994.
4. Enzensberger (1996): Ulrich Enzensberger, Georg Forster. Ein Leben in Scherben, Frankfurt am Main 1996.
5. Erenz (2008): Benedikt Erenz, Forsters Stunde. Deutschland liest die „Reise um die Welt“, Die Zeit (2008), 5, S. 47, online unter: www.zeit.de/2008/05/Glosse-Literatur-Forster [18.04.2008].
6. Forster (1983): Georg Forster, Reise um die Welt, Frankfurt am Main 1983.
7. Forster (1989): Georg Forster, Werke II. Reise um die Welt, bearb. v. Gerhard Steiner, Berlin 1989.
8. Garber/Hoorn (2006): Jörn Garber, Tanja van Hoorn (Hrsg.), Natur – Mensch – Kultur. Georg Forster im Wissenschaftsfeld seiner Zeit, Hannover 2006.
9. Gerabek (2005): Werner Gerabek, Enzyklopädie Medizingeschichte. Artikel „Skorbut“, Berlin 2005, S. 1338 f.
10. Giertz (1990): Gernot Giertz (Hrsg.), Vasco da Gama. Die Entdeckung des Seewegs nach Indien. Ein Augenzeugenbericht 1497-1499, Berlin 1990.
11. Harpprecht (2007): Klaus Harpprecht, Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biographie, Reinbek 2007.
12. Hoare (1975): Michael E. Hoare, The Tactless Philosopher. Johann Reinhold Forster (1729-1798), Melbourne 1975.
13. Hoorn (2006): Tanja van Hoorn, Eine Forster-Linie der Moderne? Wissenschaft und Darstellung bei Georg Forster und Matthias Jakob Schleiden, Georg Forster-Studien 9 (2006), 1, S. 300-320.
14. Lepenies (1983): Wolf Lepenies, Georg Forster, Die Zeit (1983), 9, S. 44, online unter: www.zeit.de/1983/09/Georg-Forster [30.03.2008].
15. Leuschner et al. (1982): Brigitte Leuschner, Siegfried Scheibe, Horst Fiedler, Klaus-Georg Popp, Annerose Schneider (Hrsg.), Briefe an Forster. Georg Forsters Werke, Bd. 18, Berlin 1982. S. 540.
16. McGovern (1994): Kieran McGovern, Surgeon James Patten (1744-1797). Part 1&2, Cook's Log 17 (1994), S. 978-984 (Part 1), S. 1013-1019 (Part 2).
17. Moss (1988): Ralph Moss, Free Radical Albert Szent-Gyorgyi and the Battle over Vitamin C, St. Paul 1988.
18. Prinz (2008): Alois Prinz, Das Paradies ist nirgendwo. Die Lebensgeschichte des Georg Forster, Frankfurt am Main 2008.
19. Spreckelsen (2007): Tilman Spreckelsen, Der Zeichner des Captain Cook, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 23.09.2007, S. 72-73.

20. Steinmetzer (2006), Jan Steinmetzer, Georg Forster (1754-1794). Medizin auf Reisen, in: Dominik Groß, Florian Steger (Hrsg.), Das Aachener Kompetenzzentrum Wissenschaftsgeschichte, Aachen 2006, S. 75-78.
21. Uhlig (2004): Ludwig Uhlig, Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers (1754-1794), Göttingen 2004.
22. Völkerkunde (1976): Museum für Völkerkunde Frankfurt am Main (Hrsg.), Georg Forster (1754-1794). Südseeforscher, Aufklärer, Revolutionär. Ausstellungskatalog, Museum für Völkerkunde Frankfurt am Main und Übersee-Museum Bremen, Frankfurt am Main 1976.
23. Wieland (1857): Christoph Martin Wieland, Sämtliche Werke. Bd. 29, Leipzig 1857.

Die Seele als „Führerin und Lenkerin des ganzen Leibes“: Der badische Hofarzt Max Dressler (1863-1936) unter besonderer Berücksichtigung seines philosophischen Œuvres

Martin Slapar, Gereon Schäfer und Dominik Groß

1. Einführung

Der vorliegende Beitrag beleuchtet das Leben und Werk des bisher wenig bekannten badischen Arztes, Dozenten und Philosophen Max Dressler (1863-1936).¹ Dressler stand über nahezu drei Jahrzehnte als Hofarzt im Dienst der Badischen Großherzoglichen Familie; gleichzeitig war er als Professor für Anatomie an der Staatlichen Akademie für bildende Künste in Karlsruhe tätig. Daneben hielt er auf Initiative der Großherzogin Luise Fachvorträge zu den Themenbereichen Krankenpflege, Erziehung, Psychologie, Körperpflege und Krankenernährung. Besonders bemerkenswert sind die Arbeiten Dresslers auf dem Gebiet der Philosophie. Seine Publikationen *Vorlesungen über Psychologie* und *Die Welt als Wille zum Selbst* sind gleichwohl bisher weitgehend unbeachtet geblieben. Das philosophische Traktat *Die Welt als Wille zum Selbst*, das 1904 im Verlag Carl Winter in Heidelberg erschien, behandelt im Kern die Frage, wie das menschliche Individuum die Wahrheit, die Welt und das eigene Selbst erkennen und verstehen kann.² Im vorliegenden Aufsatz soll allerdings ein besonderes Augenmerk auf Dresslers *Vorlesungen über Psychologie* gerichtet werden, die – entgegen der durch den Titel erzeugten Erwartungshaltung – weniger als psychologische Abhandlung denn als Beitrag zum philosophischen Idealismus gelten können. Vorangestellt wird der betreffenden Analyse eine konzise biografische Einführung, in der Dresslers Leben in groben Zügen nachgezeichnet und zugleich sein besonderes Interesse an den Geisteswissenschaften erklärt werden soll.

2. Max Dressler – Eine Kurzbiografie

Max Dressler wurde am 12. Juni 1863 in Karlsruhe als Sohn des Medizinalrats Dr. Theodor Dressler und dessen erster Ehefrau Anna Dressler, geb. Harrer, geboren.³ Über seine frühe Kindheit ist wenig bekannt; selbst in Dresslers handgeschriebenen Memoiren findet sich der Hinweis, „die erste Jugend“ sei ihm „nur in ganz verschwommenen Zügen“ erinnerlich.⁴ Relativ konkret sind allerdings seine Kindheitserinnerungen an den Deutsch-Französischen Krieg:

¹ Dem vorliegenden Buchbeitrag liegt die von D. Groß betreute Promotionsschrift von Slapar (2006) zu Grunde.

² Dressler (1904); vgl. hierzu auch Slapar (2006), S. 101-121.

³ Promotionsakte Freiburg.

⁴ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 14.

„Die vollkommene Zuversicht und das sichere Vertrauen in unsere ausgezeichneten Führer [...] Wie Onkel Edmund dafür war, den Weinkeller auszutrinken, dass die Franzosen nichts fänden. Besuche meines Vaters im Kriegslazarett; ein dortiger gutmütiger Militärarzt: N'avez pas peur, ne fait pas mal. [...] Endlich die Heimkehr der siegreichen [...] Truppen, auch wir hatten 2 Soldaten als Einquartierung; wie wir Kinder mit ihnen und ihren Waffen spielten. Namen wie Wörth, Weisenburg, Spiehern, Gravelotte etc. gruben sich tief ein; auch Bruchstücke von Spottliedern auf Napoleon.“⁵

Dressler besuchte das humanistische Gymnasium in der Bismarckstraße in Karlsruhe.⁶ Die humanistische Ausbildung sowie die damalige Blütezeit der Oper, des Schauspiels und der bildenden Künste dürften seinem jungen und bildungshungrigen Geist viele Anregungen gegeben haben. Dresslers frühes Interesse an humanistischer Bildung findet in seinen *Lebenserinnerungen* wiederholte Erwähnung. So schrieb er beispielsweise:

„Mein Sinn, meine Veranlagung und Begabung drängten mich zu den Geisteswissenschaften. So führte ich bei Ausflügen mit Vorliebe meinen 100 Jahre alten kleinen Virgil mit, aus dem ich die *Georgica* freiwillig las und übersetzte. Wie ich auch [...], während des Sommeraufenthaltes mit meinem Vater, mehrere Bücher Herodot mitschleppte und freiwillig übersetzte; dasselbe tat ich mit Caesars *bellum gallicum*.“⁷

Während seiner Gymnasialzeit war Dressler Mitglied der *Silenia*, einer Gemeinschaft, die „als die erste Verbindung“⁸ galt und der später auch seine beiden Söhne angehörten.⁹ Die *Silenia* wurde zu Dresslers Gymnasialzeit im wesentlichen von Beamtenstöhnen gegründet¹⁰ und war für ihn in der Retrospektive „so etwas wie Vorstadium der Heidelberger Rupertia, der wesentlich Beamte entspringen“.¹¹ In der Verbindung „wurde Wert gelegt auf tadellose Formen, geordnete correcte Erscheinung“ sowie auf „bürgerliche Tugenden“.¹²

1877, im Alter von 13 Jahren, verlor Max Dressler seine Mutter; sie starb infolge „einer Erkrankung an Gelenkrheumatismus nach einigen Wochen“.¹³ Über den Tod seiner Mutter schrieb Dressler:

„Eines morgens in der Frühe weckte mich mein Vater mit der Nachricht: Deine Mutter ist gestorben. Wenn ich auch als 13jähriger Bub die Tragweite dieser Worte noch nicht ermessen konnte, so sprang ich doch aus dem Bett und zu

⁵ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 15.

⁶ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 19.

⁷ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 27.

⁸ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 22.

⁹ Ebenda.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Ebenda.

¹² Ebenda.

¹³ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 29.

dem Bett meiner Mutter hin, die tot da lag. Erst im Lauf der Jahre sollte ich die Grösse des Verlusts einer Mutter fühlen.“¹⁴

Ab diesem Zeitpunkt kümmerten sich verschiedene Hausdamen um die Erziehung der Kinder Max und Elisabeth Marie,¹⁵ ehe Theodor Dressler zwei Jahre später Bertha Wagner heiratete.¹⁶

Nach dem Tod der Mutter unternahm der Vater Theodor Dressler viele Reisen mit seinen Kindern, die ihn u. a. nach Frankreich und in die Schweiz, aber auch in den Harz führten.¹⁷ Späterhin sollte Max Dressler immer wieder in europäische Länder auf Reisen gehen – ein Umstand, mit dem er einen weit reichenden Einblick in alte Kulturen zu verdanken hatte.

Zum Abschluss der Gymnasialzeit wurde Dressler der Goldenen Fichtepreis¹⁸ als „äußere Anerkennung seines Bildungsdranges“ verliehen.¹⁹ Diesen Preis erhielt er für einen Vortrag, der der Erinnerung an die Staufer gewidmet war, der schwäbischen Adels- und deutschen Königsfamilie, deren Territorialherrschaft in Deutschland und Italien im 13. Jahrhundert zerbrach. Auf eindruckliche Weise beschrieb Dressler den Niedergang des Adelgeschlechts sowie die Zerstörung ihres Schlossgebäudes.²⁰ Weiterhin legte er am Beispiel der bedeutenden Geschichte der Staufer dar, dass alles menschliche Streben der Vergänglichkeit zum Opfer fällt.²¹ In seiner Dankesrede brachte Dressler sowohl sein Interesse an Bildung als auch seine Verbundenheit gegenüber Deutschland und dessen Geschichte zur Geltung.

Seine Abiturprüfung dürfte Dressler im Jahr 1881 abgelegt haben, zumal er im Herbst 1882 das Medizinstudium begann²² und zuvor freiwillig ein Jahr lang eine militärische Ausbildung absolviert hatte.²³ Dresslers Erinnerungen an seine Militärzeit waren durchweg negativ; so schrieb er in seinen *Lebenserinnerungen*:

„Für die Politik, für die Grösse des Exerzierreglements hatte ich nie Verständnis gehabt; ich sah während meiner Dienstzeit nicht über die Compagnie hinaus und empfand nur den Drill und die Unmenschlichkeiten der Unteroffiziere. Ich hasste sie alle [...]. Ich war überhaupt ziemlich unverfroren, ja unverschämt gegenüber den Vorgesetzten.“²⁴

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Lebenserinnerungen (1928/29), S.29 f.

¹⁶ Familiengeschichte (undatiert) S. 5.

¹⁷ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 30 ff.

¹⁸ Frommel (1936), S. 85.

¹⁹ Ebenda.

²⁰ Fichtevortrag (1881), S. 12.

²¹ Fichtevortrag (1881), S. 15 f.

²² Personalakte Heidelberg.

²³ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 34 ff.

²⁴ Ebenda.

Vom einjährigen Dienst des Leibgrenadierregiments Nr. 109 brachte Dressler es 1897 militärisch bis zum Stabsarzt der Landwehr und war später als solcher während des Ersten Weltkriegs leitender Arzt eines Reservelazarets.²⁵

Dass Dressler freiwillig ein Jahr gedient hatte, war, wie er selbst in seinen *Lebenserinnerungen* erwähnte,²⁶ darauf zurückzuführen, dass er bezüglich seiner Berufswahl noch unsicher war. Eine „innere Rebellion“ gegen seinen Vater hatte ihn zunächst von der Entscheidung zum Medizinstudium abgehalten:

„Das Einjährige Jahr selbst hat mich geistig zurückgebracht, einen gewissen Idealismus vernichtet, meinen inneren Widerstand gegen die Wahl des Berufs als Arzt vollends gebrochen, wenn er sich überhaupt gegen die imponierende Sicherheit meines Vaters zu erheben wagte. Von Jugend an hatte ich nichts andres gehört, als dass der ärztliche Beruf der erste aller Berufe sei, der Beruf ferner, der einen Mann zu ernähren imstande sei, während ich über andere Berufe, Philologie, oder gar Philosophie nur verächtliche Schmähungen und Verlästerungen gehört hatte. Und ich hatte nicht den Willen, die Festigkeit, gegen diese väterlichen Überzeugungen aufzutreten.“²⁷



Abbildung 1: Max Dressler

Wenngleich Dressler für seine spätere Tätigkeit als Arzt einige Anerkennung erhielt und vielfach geehrt wurde, und obwohl er über ein weit reichendes Fachwissen verfügte,

²⁵ Buzengeiger (1933), S. 14.

²⁶ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 40.

²⁷ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 40.

blieb er dennoch stets der festen Überzeugung, seinen Beruf verfehlt zu haben. Seine eigentliche Leidenschaft galt den Geisteswissenschaften:

„Für practische Tätigkeit fehlt mir jeder Sinn – und doch wurde ich practischer Arzt. Allerdings lediglich unter dem überwiegenden Einfluß meines Vaters, der mir von jeher höchste Autorität war, der innerlich ganz im Practischen aufging, aber nicht einsah, dass es ausser dem Beruf des practischen Arztes auch andere wichtige Berufe gab. [...] Für mein philosophisches Bestreben hatte er nicht das geringste Verständnis. Und ich war nicht mit der nötigen Energie ausgestattet, den Ansichten meines Vaters damals zu widersprechen, sondern liess mich willenlos führen. Hätte ich damals einen weisen, verständnisvollen Freund gehabt, der in mir lesen konnte, so wäre ich auf eine andere Bahn gekommen. Es rührt mich heute noch, wie in Paris eine arme kleine Französin, die Maitresse des Malers [...], bei dem wir einmal zu Abend waren, mir sagte: Vous n'avez pas l'air de médecin, vous avez plutôt l'air de poète.“²⁸

Über den Beginn seines Studiums schreibt Dressler in seinen *Lebenserinnerungen*:

„Der Anfang war nicht sehr ermutigend. Eines Mittags etwa um ½ 2 Uhr, warf ich einen ersten Blick in den Präpariersaal, in dem kein Mensch gegenwärtig war, auf dessen vielen Tischen abscheuliche Leichenteile verstreut waren, und in dem es furchtbar stank. Ich drehte mich, vor Ekel der Ohnmacht nahe, wieder um und ging fort. Erst nach Tagen versuchte ich es noch einmal, vormittags. Einer der freundlichen Assistenten des berühmten Gegenbaur²⁹, ich glaube, es war Ruge, nahm mich mit feinem Verständnis für meinen Zustand in eine Ecke, setzte mich, dem Saal abgewandt, an ein Tischchen, legte mir reinliche Wickel vor und schlug das Buch auf, mit dessen Angaben ich die Tatsachen vergleichen sollte. So gewöhnte ich mich allmählich an den Geruch des Aufenthalts und später auch an die schöne, dann geliebte Arbeit des Präparierens.“³⁰

An der Königlich Bayerischen Julius-Maximilians-Universität Würzburg war Max Dressler im Wintersemester 1883/84 sowie im darauf folgenden Sommersemester 1884 immatrikuliert.³¹ Danach schrieb er sich vom 21. Oktober 1884 bis zum 4. März 1885 an der

²⁸ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 30.

²⁹ Carl Gegenbaur wurde am 21. August 1826 in Würzburg geboren. Er studierte 1845 Medizin und Naturwissenschaften, wurde 1851 zum Dr. med. promoviert und nahm eine Assistenzstelle am Würzburger Juliusspital an. 1854 habilitierte er sich an der Medizinischen Fakultät in Würzburg und hielt Vorlesungen über Zoologie, Anatomie und Physiologie. 1855 wurde er außerordentlicher Professor der Zoologie an der Universität Jena, 1858 ordentlicher Professor der Anatomie und Zoologie; den Fachbereich Zoologie gab er 1862 ab. 1857 erfolgte die Aufnahme in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina. Seit 1873 war Gegenbaur ordentlicher Professor der Anatomie und der vergleichenden Anatomie an der Universität Heidelberg und gründete 1874 das „Morphologische Jahrbuch“, welches er bis zum Bd. 29 leitete. Seine Autobiografie „Erlebtes und Erstrebtes“ erschien 1901. Das „Lehrbuch der Anatomie“ von 1883 wurde 1909 in 8. Auflage gedruckt. Gegenbaur verstarb am 14. Juni 1903 in Heidelberg, vgl. DBE (1996), Bd.3, S. 598.

³⁰ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 41.

³¹ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 50 ff.

Universität Leipzig ein.³² Zu seiner kurzen Studienzeit in Leipzig äußerte sich Dressler in seinen *Lebenserinnerungen* ebenso zurückhaltend wie über seine Studienerfahrungen in Würzburg. In Freiburg blieb Dressler sodann während seines gesamten restlichen Studiums, das er nach dem 8. Semester abschloss. Im Winter 1886/87 bestand Dressler in Freiburg das Staatsexamen mit der Note Zwei.³³ Er schrieb seine Dissertation in Freiburg – Doktorvater war der Geh. Hofrat und ordentliche Professor Rudolf Maier³⁴ –, und im Frühjahr 1887 durfte sich Dressler schließlich Arzt und „Dr. med.“ nennen.³⁵

Der Bau des menschlichen Körpers zählte später zu seinen beruflichen Hauptinteressen, die er geschickt mit seinen geisteswissenschaftlichen und künstlerischen Ambitionen zu verbinden verstand. Dies zeigte sich an seinen späterhin in Karlsruhe abgehaltenen Anatomievorlesungen für Künstler. Dementsprechend erwähnt Dressler seine Dissertation in einem Abschnitt seiner *Lebenserinnerungen*:

„Der pathologische Anatom, Geh. Hofrat Maier, Bruder des Karlsruher Augenarztes, Geh. Hofrat Maier, also mit meiner Familie bekannt, brachte mir herzliche Zuneigung und wärmstes Interesse entgegen. Er ermöglichte mir meine Doktorarbeit [...], indem er mir seine ausgezeichnete Sammlung von Gehirn- und Rückenmarksschnitten zur Durchsicht und Erläuterung zur Verfügung stellte. So eingeführt, musste die Sache gelingen und es war das mündliche Doktorexamen eine harmlose Formalität.“³⁶

Dressler absolvierte einen Teil seiner ärztlichen Weiterbildung in Wien und gewann hier einen tieferen Einblick in die klinische Tätigkeit. Er beendete seinen Wienaufenthalt im Frühjahr 1888, kurz nach dem Tod des Kaisers, und zog nach Karlsruhe.³⁷ Hier eröffnete er seine erste kleine Privatpraxis,³⁸ und hier machte er bald Bekanntschaft mit Anna Knittel, seiner künftigen Ehefrau:

³² Studentenlisten Leipzig.

³³ Promotionsakte Freiburg.

³⁴ Rudolf Maier (1824-1888) studierte Medizin in Freiburg i. B. und war von 1850 bis 1861 Prosektor am dortigen anatomischen Institut. Nachdem er im Jahr 1849 die Staatsprüfung glänzend bestanden hatte, erwarb er sich im Jahr 1851 die Doktorwürde und habilitierte sich 1853 als Privatdozent an der Universität Freiburg. 1851 machte er einen Aufenthalt in Wien, um unter der Leitung von Rokitsky und Hyrtl anatomische Studien zu betreiben. 1859 wurde er zum außerordentlichen, 1864 zum ordentlichen Professor der pathologischen Anatomie, der allgemeinen Pathologie und der Staatsarzneikunde ernannt. 1877 erhielt er den Titel eines Hofrathes, 1887 den eines Geheimen Hofrathes. Im Jahre 1878/79 war er Prorektor der Universität Freiburg. Maiers wissenschaftliche Arbeiten lagen auf verschiedenen Gebieten, doch hat er sich mit Vorliebe mit anatomisch-histologischen Untersuchungen beschäftigt, ohne sich indessen von experimentellen fernzuhalten. So hat er im Jahr 1882 eine experimentelle Untersuchung über Bleivergiftung veröffentlicht. Ebenso nahm er auch an den Untersuchungen über die Ätiologie der Infektionskrankheiten lebhaften Anteil, und dass er auch in diesem Gebiet sehr bald eine richtige Stellung einzunehmen wusste, zeigte seine im Jahre 1874 erschienene Arbeit über diphterische Endocarditis: vgl. Ziegler (1888).

³⁵ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 66.

³⁶ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 64.

³⁷ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 80.

³⁸ *Lebenserinnerungen* (1928/29), S. 82.

„Im Herbst 1890 lernte ich auf Privat- und Museumsbällen Anna Knittel kennen, die mir gleich ausgezeichnet gefiel, deren ernstes schönes Gesicht und jugendlich schlanke Gestalt mich einnahm und deren nachdenkliche Art mich fesselte und mit der ich mich am 31ten Januar 1891 verlobte.“³⁹

Die Ehe wurde am 19. September 1891 geschlossen.⁴⁰ In den ersten beiden Ehejahren wohnte Dressler mit seiner Frau in der Kriegsstraße,⁴¹ wo er von 1892 bis 1894 auch seine Praxis unterhielt.⁴² In seiner Freizeit beschäftigte sich das Ehepaar sehr viel mit Kunst und Philosophie. So pflegte es beispielsweise den Umgang mit bekannten Malern aus dieser Zeit, insbesondere Carlos Grethe.⁴³ Auch mit Arthur Drews⁴⁴ trafen sich die Dresslers häufiger und pflegten mit ihm einen philosophischen Gedankenaustausch.

Max Dresslers Interessen waren zu jener Zeit also hauptsächlich auf Philosophie und Kunst gerichtet. Dabei legte seine Bekanntschaft mit Carlos Grethe den Grundstein für seine spätere berufliche Tätigkeit: „Meine Beschäftigung mit Kunst brachte übrigens unseren Freund Grethe auf die Idee, mich seinen Kollegen der Kunstakademie als Kunstanatomen vorzuschlagen.“⁴⁵ Dressler erhielt 1895 einen Lehrauftrag an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, den er bis 1924 behielt.⁴⁶

Dresslers Anstellung an der Akademie für bildende Künste legte den Grundstein für seine Tätigkeit am Hofe:

„Damals 1896/97 kam die Entscheidung für mein Leben, die Berufung zu Großherzog Friedrich als dessen Hofarzt. Die Zusammenhänge: Freundschaft mit

³⁹ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 91.

⁴⁰ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 93.

⁴¹ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 94.

⁴² Stadtarchiv Karlsruhe, schriftliche Mitteilung.

⁴³ Carlos Grethe wurde am 25. September 1864 in Montevideo, Uruguay, geboren. Er studierte 1882 bis 1884 an der Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, besuchte die Academie Julian in Paris und war 1886 bis 1890 Meisterschüler Ferdinand Kellers in Karlsruhe. 1890 wurde Grethe Professor an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, 1893 Professor an der dortigen Akademie der bildenden Künste. 1899 folgte er einem Ruf an die Akademie der bildenden Künste in Stuttgart, wo er 1905 den Verein württembergischer Kunstfreunde gründete und die Einrichtung von Lehr- und Versuchswerkstätten anregte. Als Maler wurde Grethe durch sein Gemälde „Lustige Matrosen auf einem Walfischfänger“ (1887), das 1888 in München ausgestellt wurde, bekannt. In seinem künstlerischen Schaffen thematisierte er häufig das Verhältnis des Menschen zum Meer, das er auf zahlreichen Reisen in Küstenregionen in Deutschland, Großbritannien, Italien und Belgien studierte. Grethe starb am 24. Oktober 1913 in Nieuport, Belgien: vgl. DBE (1996), Bd. 4, S. 158.

⁴⁴ Arthur Drews wurde am 1. November 1865 in Uetersen (Holstein) geboren. Er studierte zunächst Sprach- und Literaturwissenschaften, später Philosophie an den Universitäten München, Berlin, Heidelberg und Halle (Promotion 1889), habilitierte sich 1896 an der TH Karlsruhe für Philosophie und war dort seit 1898 außerordentlicher Professor. Drews entwickelte einen konkreten Monismus im Sinn einer pantheistischen Metaphysik und lehrte als einer der ersten die Philosophie Schopenhauers, Nietzsches und Hartmanns an der Hochschule. Drews verneinte die historische Existenz Jesu und erklärte die christliche Überlieferung als „Christusmythe“. Er starb am 19. Juli 1935 in Illenau bei Brühl (Baden): vgl. DBE (1995), Bd. 2, S. 617.

⁴⁵ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 97.

⁴⁶ Buzengeiger (1933), S. 15.

Seeligmann; der macht mich mit Grethe bekannt. Durch Grethe kam ich an die Akademie. Meine begeisterte Rede über die Akademietätigkeit gefiel offenbar dem Großherzog persönlich sehr und bestimmte seine Wahl.⁴⁷

Zum anderen war der bisherige Leibarzt des Großherzogs verstorben; mit diesem hatte Dressler einen freundschaftlichen Kontakt gepflegt, wodurch er auch mit dem Großherzog bekannt wurde.⁴⁸

Am 1. Februar 1897 trat Dressler seinen Dienst an.⁴⁹ Von diesem Zeitpunkt an war er ständiger ärztlicher Begleiter und Berater des Großherzogspaares. Diese Arbeit hatte große Bedeutung für ihn – nicht allein aus dem Grund, dass sich sein Verhältnis zu diesen Persönlichkeiten immer mehr vertiefte, sondern vor allem insofern, als ihm sein Amt viele Einblicke gestattete. Während der Ausübung des ärztlichen Berufes am Hof blieb ihm zudem genug Muße, seinen philosophischen Interessen nachzugehen. Seine Anstellung als Hofarzt hielt ihn oft fern von seiner Heimatstadt Karlsruhe. So verlebte der badische Hof die Herbstmonate alljährlich auf der bei Konstanz gelegenen Bodenseinsel Mainau.⁵⁰ Er besaß bald in Egg bei Konstanz ein Landhaus, in dem er regelmäßige Ferien mit seiner Familie machte.⁵¹

Es waren insbesondere die Reisen des Großherzogspaares an die Riviera, nach St. Moritz, Schweden und Berlin zur Feier der Konfirmation des deutschen Kronprinzen und später zu dessen Vermählung,⁵² die Dressler mit etlichen Kulturstätten in Berührung brachten. Er hielt seine vielseitigen Reiseeindrücke in einer großen Sammlung von handgeschriebenen, farbigen und mit eigenen Zeichnungen versehenen Tagebuchblättern und Skizzen fest, die später zumeist in der Zeitschrift *Die Pyramide* oder im *Karlsruher Tageblatt* erschienen.

Da er seine eigenen gesellschaftspolitischen Anschauungen am ehesten in einer demokratischen Staatsform verwirklicht sah, widerstrebte ihm zunächst die Lebensart der Aristokraten; letzten Endes konnte er sich dem Einfluss, die diese auf ihn hatte, aber nicht entziehen:

„Ich fühlte mich während der ganzen Zeit meines Hoflebens im Gegensatz zu den umgebenden Aristokraten als Demokrat; ich fühlte, dass die Menschen, mit denen ich lebte, mir fremd waren und blieben; und ich hasste sie damals heimlich. Heute, wo wir in einer demokratischen Republik leben, wo das Volk, die Meinen, sich [...] gemein hervortat, bin ich Aristokrat geworden, indem ich bei der Aristokratie doch eine gewisse Pflege der Umgangsformen und Lebensgewandtheit anerkenne, die dem Volke ganz fehlt. Doch würde ich mich, wenn jene herrschten, alsbald unterdrückt, verschmäht und zurückgesetzt fühlen. Dagegen ich heute unter der noblesse obligée leide. Und im Ganzen meine ich, dass die Vorfahren, die Züchtung doch über den Wert des Menschen entscheide.

⁴⁷ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 109.

⁴⁸ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 117 ff.

⁴⁹ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 113.

⁵⁰ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 129.

⁵¹ Frommel (1936), S. 86.

⁵² Ebenda.

Der Adel, den sich ein Mensch in seinem kurzen Leben durch eigenen Fleiss, ontogenetisch aneignet, kann doch nicht das Fehlen des phylogenetisch erworbenen, konstitutionellen Adels ersetzen.“⁵³

1904 wurde ihm der Titel „Professor“, 1905 der Titel „Geheimer Hofrat“ verliehen,⁵⁴ so dass er sich fortan „Geheimer Hofrat Prof. Dr. Max Dressler“ nannte. Im Jahre 1908 ernannte Großherzogin Luise⁵⁵ ihn unmittelbar nach dem Tod ihres Gatten zu ihrem beratenden Arzt.⁵⁶ Gleichzeitig wurde ihm die Behandlung ihrer Bediensteten übertragen, wie er auch zu Lebzeiten des Großherzogs seit 1900 sämtliche Hofbedienstete behandelte.

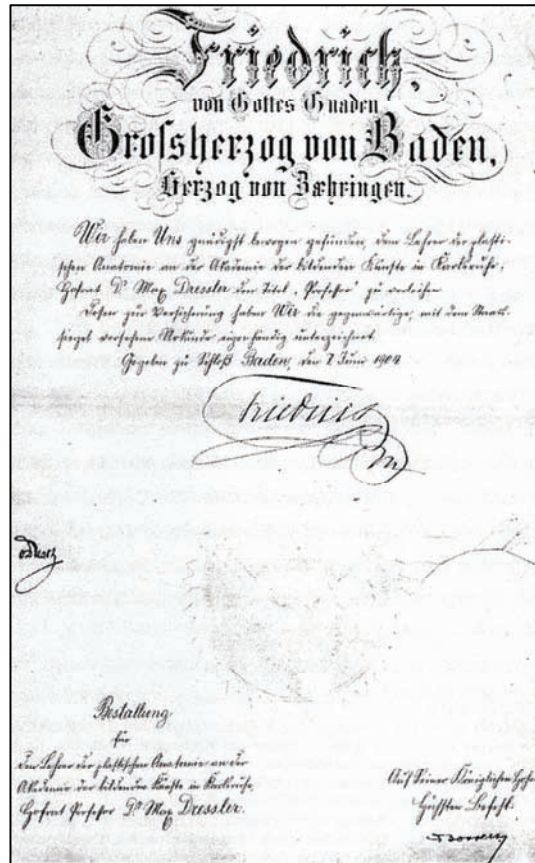


Abbildung 2: Urkunde über die Verleihung des Titels „Professor“ durch Großherzog Friedrich I. am 7. Juni 1904

⁵³ Lebenserinnerungen (1928/29), S. 121.

⁵⁴ Personalakte Karlsruhe.

⁵⁵ Oncken (1923).

⁵⁶ Personalakte Karlsruhe.

Was Dresslers Privatpraxis betrifft, ließen sich innerhalb der verfügbaren Quellen zwei Angaben finden: So heißt es in dessen Nachruf, Dressler sei seiner Praxis zeitlebens treu geblieben, auch in den Jahren, in denen er durch besondere berufliche Pflichten wie seine Tätigkeit als Hofarzt für viele Monate von Karlsruhe anwesend sein musste.⁵⁷ In einem Schreiben an das Karlsruher Finanzministerium formulierte Dressler dagegen Folgendes:

„Die Übernahme der Hofstellung, durch welche ich mehrere Monate des Jahres von Karlsruhe abwesend sein musste, brachte es mit sich, dass ich meine Privatpraxis allmählich bis auf geringe Reste verlor; sie machte es mir auch unmöglich, als Erbe in die grosse Praxis meines Vaters, Geh. Med. Rats Dr. Dressler, einzutreten, wie sie mir auch sonst mehrfache Gelegenheiten, eine grössere Privatpraxis zu begründen, abschnitt, wie sie angebahnt waren durch Stellvertretungen der Herrn Dr. v. Seyfried, Dr. Baur u. a.“⁵⁸

Letztlich dürfte es insbesondere durch Dresslers Anstellung als Hofarzt ein schwieriges Unterfangen gewesen sein, die Privatpraxis über die vielen Jahre aufrecht zu erhalten.

Max Dressler starb am 20. Januar 1936 im Alter von knapp 73 Jahren in Karlsruhe. Im Karlsruher Tagblatt erschien am 22. Januar 1936 folgender Nachruf:

„Im Alter von 72 ½ Jahren ist gestern Geheimer Hofrat, Professor Dr. Max Dressler in Karlsruhe nach längerem Kranksein aus dem Leben geschieden. Mit ihm ist einer der markantesten Erscheinungen aus dem geistigen Leben unserer Stadt und weit darüber hinaus, dahingegangen. Als Arzt und vornehmlich als Schriftsteller, als Gelehrter und Philosoph, als Kritiker, als ein Polyhistor von selten gewordenem Maß war Max Dreßler jahrelang Mitarbeiter an zahlreichen Zeitschriften, sowie an der „Karlsruher Zeitung“ und an der „Pyramide“ des Karlsruher Tagblatts. [...] Heute gilt es nun, der tiefen und aufrichtigen Trauer um diesen bedeutenden Mann und liebenswerten Menschen auszusprechen.“⁵⁹

⁵⁷ Frommel (1936), S. 85.

⁵⁸ Dressler an das Finanzministerium in Karlsruhe, 10.10.1923, in: Personalakte Karlsruhe.

⁵⁹ Karlsruher Tagblatt (1936), S. 5.

In Sam. ging auf die Universität.
 Zuerst nach Hersfeldberg.
 Aber ich, als Mediziner, ein ganzes Jahr geübt
 hatte, mag vollen auf eine gewisse Universität
 in der Wahl des Englischen Staats gründlich sein.
 Das Englische Jahr selbst hat mich sehr gut
 gebracht, einen gewissen Johannes Mündel, dessen
 V. Zustand gegen die Wahl des Staats als Engländer
 gebracht, kam es mir sehr gegen die Importen
 Schickel des Vaterland zu erheben. Von Jugend
 an hatte ich nichts anderes schenkt, als dass ich
 durch die erste aller Dörfer zu, die Dorf selber, der
 sein Mann zu erröten im Stande zu, während ich
 Dörfer, Philologen, die für Philosophie und vor
 Schenkungen schenkte. Ich hatte mich den Väter,
 die Festigung, gegen den Vaterland
 aufgeführt.
 Warum wurde ich die Wahl eines
 Mannes, schenkte,
 da ich sehr mit Mediziner, in allen
 nach. Ich hatte mich
 geübt, dass ein klarer
 Auge hatte gesehen, dass
 mich zu
 nachdenklich alle
 Anlage & Freude
 hatte.

Abbildung 3: Auszug aus den handgeschriebenen Lebenserinnerungen von Max Dressler

3. Der philosophische Idealismus Max Dresslers im Spiegel seiner *Vorlesungen über Psychologie*

Im Rahmen des Vortragszyklus für den Badischen Frauenverein entstand ein Werk, das Dresslers Nähe zum philosophischen Idealismus preisgibt: seine philosophisch anmutenden *Vorlesungen über Psychologie*, erschienen 1900 im Verlag von Carl Winter, Heidelberg. In diesem Buchband wird eine „vortreffliche Einführung in den gesamten Aufbau des menschlichen Seelen- und Geisteslebens“⁶⁰ gegeben, die stark vom philosophischen Idealismus geprägt scheint. Dabei verstehen wir im Folgenden unter dem Begriff Idealismus eine philosophische Anschauung, die in Ideen, im Geist oder im Bewusstsein das eigentlich Wirkliche sieht, während die Materie bzw. die Körperlichkeit nur als deren Erscheinungsform zu verstehen ist.⁶¹ So interpretiert Dressler den Körper als „räumlich entfalteten Ausdruck“ der Seele,⁶² und diesselbe wiederum als „Führerin und Lenkerin des ganzen Leibes.“⁶³

Im Vorwort legt Dressler das Ziel seiner Vorlesungen dar, indem er zunächst eine im Herbst 1899 veröffentlichte Bekanntmachung des Viktoriapensionats zitiert:

„Es wird beabsichtigt, durch diese Veranstaltung der Frauenwelt geistige Anregung und die Gelegenheit zur Vertiefung ihres allgemeinen Wissens zu bieten. Demgemäß ist der Besuch nicht auf die vorgeschrittenen Schülerinnen des Viktoriapensionats beschränkt, sondern stehen allen gebildeten Damen hiesiger Stadt frei.“⁶⁴

Darüber hinaus schreibt Dressler, dass seine Psychologie „auf den Boden einer allgemeinen Weltanschauung gründen müsse“,⁶⁵ da nur auf diese Weise eine „praktische Anwendung der Ergebnisse auf das Leben“,⁶⁶ Vertiefung und Förderung der Persönlichkeit erzielt werden könne.

Die Auffassung, dass Körper und Geist als Ganzes zu betrachten sind, erhebt Dressler bereits im *ersten Kapitel* zum Dogma:

„Körper und Geist sind nicht zu trennen; man kann nicht den Körper behandeln, ohne nach dem Geist zu fragen; man kann den Geist nicht bilden, ohne die körperliche Natur zu berücksichtigen.“⁶⁷

Es sei der Mensch selbst, von dem „alles Denken und Thun, Erkennen und Handeln“ abhängt.⁶⁸ Dressler setzt das Menschsein dem Denken, dem Geist gleich.⁶⁹ Den Ge-

⁶⁰ Frommel (1936), S. 86.

⁶¹ Für Details zu den verschiedenen historischen Ausprägungen und Strömungen des Idealismus vgl. Willmann (1973–79).

⁶² Dressler (1900), S. 89.

⁶³ Dressler (1900), S. 91.

⁶⁴ Dressler (1900).

⁶⁵ Ebenda.

⁶⁶ Ebenda.

⁶⁷ Dressler (1900), S. 2.

⁶⁸ Dressler (1900), S. 3.

⁶⁹ Ebenda.

danken führt er weiter, indem er den Geist als ein von der Natur bestimmtes Wesen definiert und somit auch mit der Natur gleichsetzt: „Wir nennen diese Bestimmtheit unseres Geistes mit einem Wort Natur. [...] Wir sind natürlich bestimmter Geist.“⁷⁰ Das Wesen des menschlichen Geistes sei auf das Irdische beschränkt:⁷¹

„Für uns bleibt die Thatsache bemerklich, daß der menschliche Geist eine natürliche Bestimmtheit erfährt, die in einem hohen Grad abhängig ist von der natürlichen Eigenart seines irdischen Wohnsitzes; zu diesen rein natürlichen Bestimmungen kommen dann die Einflüsse der ihn umgebenden Menschen, also des Nationalgeistes, des Provinzialgeistes, des Städtegeistes, endlich des eigenartig gefärbten Familiengeistes hinzu.“⁷²

Dem stellt Dressler das ursprüngliche, von den irdischen Einflüssen unvorbelastete Wesen des Menschen entgegen: „Das Stückchen Erde, was er am eigenen Leib mit sich trägt, bleibt ihm unverlierbar treu, als unveräußerliche Naturbestimmtheit seines Geistes.“⁷³ Dieser Geist sei als „Form der Individualität“⁷⁴ zu verstehen. Sein eigenes Naturell anzuerkennen, es bestmöglich zu nutzen und sich dabei seiner eigenen Grenzen stets bewusst zu bleiben, erhebt Dressler letztlich zum Lebensprinzip:

„Nur dann, wenn der menschliche Geist sich der ihm individuell gesetzten Schranken und bestimmten Richtungen klar bewußt geworden ist, wird er im Frieden mit seiner Natur leben und nützlich leisten können; in Verkennung der natürlichen Mittel wird er vielleicht zeitlebens sich abquälen, Rosen zu ziehen, wo nur Gras wachsen kann; so aber versäumt er alles, bringt weder Gras noch Rosen hervor und bleibt innerlich zerrissen, im Gefühl seiner Unnützigkeit.“⁷⁵

Zu den „Naturanlagen“, die der Mensch zur vollen Entfaltung bringen soll, zählt Dressler u. a. die vier Temperamente; das sanguinische, melancholische, cholerische und phlegmatische Temperament.⁷⁶ Diese werden im Folgenden von ihm sehr detailliert beschrieben und auf die Lebens- und Selbstentwicklung des Menschen projiziert. So setzt Dressler das begeisterungsfähige, flatterhafte und für jegliche Sinneseindrücke empfängliche Wesen des Sanguinikers mit dem Kindesalter gleich,⁷⁷ das Ernstnehmen äußerer Eindrücke, die Schwermut und die Sensibilität des Melancholikers hingegen mit dem Jugendalter,⁷⁸ das durch Temperament und Tat gekennzeichnete Wesen des Cholerikers wiederum mit dem Erwachsenenalter, in dem der Mensch zu vollendeter Reife gelange,⁷⁹ und das Phlegma letztendlich mit dem hohen Alter, in dem jede leidenschaftliche

⁷⁰ Dressler (1900), S. 4.

⁷¹ Dressler (1900), S. 5.

⁷² Dressler (1900), S. 8.

⁷³ Ebenda.

⁷⁴ Ebenda.

⁷⁵ Dressler (1900), S. 9.

⁷⁶ Dressler (1900), S. 10.

⁷⁷ Dressler (1900), S. 12.

⁷⁸ Dressler (1900), S. 13.

⁷⁹ Dressler (1900), S. 14.

Anteilnahme auf ein bestimmtes Maß reduziert sei.⁸⁰ Als Fazit ergibt sich die Entwicklung des Lebens demnach aus dem Übergang der Begeisterungsfähigkeit zur Leidenschaft, von dieser weiterhin zur Tatkraft bis hin zur Weisheit des Alters. Neben der Entfaltung der natürlichen Anlagen sieht Dressler in der Vereinigung gegensätzlicher Polaritäten die Bestimmung des Menschseins – eine Anspielung auf die Vereinigung von Mann und Frau:

„[...] die Geschlechter sollen sich nicht einander nachahmen wollen; vielmehr hat jedes das Recht und die Pflicht, seine eigene Bestimmung zu erfüllen, damit sie sich ergänzen zur höchsten Menschlichkeit, in der der Mann denkt, wie die Frau fühlt, in der die Frau aufgeklärt und belehrt durch den Mann, diesen erzieht und bildet durch ihr lebendiges Sein und die Offenbarungen ihres Gefühls.“⁸¹

Zum Schluss des Kapitels geht Dressler noch darauf ein, was den Unterschied zwischen Mensch und Tier ausmache, nämlich die Fähigkeit des Menschen zu selbst bestimmtem Handeln:

„[...] aus eigener bewußter Kraft tut das Tier nichts hinzu zu dem, was die Gattung ihm verliehen hat; der Mensch schafft aus dem Anlagekapital ein eigenes Vermögen. Trotz der ererbten seelischen Anlage ist der Mensch kein Sklave blinder Naturbestimmtheiten. Im Licht seines höheren Bewußtseins reißt er die natürlichen Keime freieren Zielen entgegen.“⁸²

Vom Begriff der „natürlichen Bestimmtheit des Geistes im Menschen“ geht Dressler im *zweiten Kapitel* zu den physiologischen Zuständen über, denen die Natur den menschlichen Geist unterwirft. Er beschreibt in diesem Zusammenhang den Schlaf und ihm verwandte Zustände, von denen im Folgenden nur auf den Traum und das Nachtwandeln eingegangen werden soll. So sind nach Dresslers Aufzeichnungen „Wachen und Schlafen gleich notwendige Zustände alles Lebenden“⁸³ und der Schlaf im engeren Sinne „die Grundlage des wachen Lebens“;⁸⁴ darüber hinaus „vermindertes, herabgesetztes waches Leben“.⁸⁵

Der Traum stelle einen Zustand des Schlafes dar; diesen deutet Dressler als ein Phänomen, welches „von der Willkür des herrschenden Ich befreit“⁸⁶ sei, was den entscheidenden Unterschied zum normalen Gedankenablauf des Tages darstelle.⁸⁷ Empfindungen und Impulse würden im Traum nicht mehr kontrolliert; das Traumbewusstsein äußert sich nach Dressler also „als ein Phantast, der aus unbedeutenden Anlässen wunderbare Geschichten künstelt, einfache Empfindungen in komplizierte Bilder umformt.“⁸⁸ Dabei bezeichnet Dressler den Traum als „subjektivitätsverankert“;

⁸⁰ Dressler (1900), S. 15.

⁸¹ Dressler (1900), S. 24.

⁸² Dressler (1900), S. 29.

⁸³ Dressler (1900), S. 33.

⁸⁴ Ebenda.

⁸⁵ Dressler (1900), S. 34.

⁸⁶ Dressler (1900), S. 35.

⁸⁷ Ebenda.

⁸⁸ Dressler (1900), S. 36.

Träume seien Enthüllungen des eigenen Wesens, der Subjektivität,⁸⁹ und so liefere der Traum letzten Endes einen entscheidenden Beitrag zur Selbsterkenntnis.⁹⁰

Auch dem Phänomen des Nachtwandels schenkt Dressler Beachtung. Dieser Zustand sei im übertragenen Sinne mit dem eines Künstlers vergleichbar, der sich ganz versunken seiner Innenwelt hingibt und dieser durch tätiges Schaffen Ausdruck verleiht:

„Der Nachtwandler ist auf die Sache konzentriert, er geht auf in der einen Tätigkeit, ist versunken in ihr, ganz ihr hingegeben. Die völlige Hingebung aber an den Gegenstand ist eben die Vorbedingung zu jeder wahren künstlerischen Tätigkeit. Hat man doch gehört, daß große Künstler, während die Idee des Kunstwerks sich in ihrem Innern zur Wirklichkeit durchringt, gleich Nachtwandlern umhergehen, der Welt entrückt, unzugänglich äußeren Reizen, wie geistesabwesend, in einer Art Halbschlaf.“⁹¹

Ausgehend vom Zustand des Schlafes, kommt Dressler auf den Begriff des Zusammenhangs des Ganzen zu sprechen. Der Geist sei das „All-Eine“, welches wiederum „in der Welt [...] in die unzähligen Dinge“ zerteilt sei.⁹² Diese Einzelbestandteile seien wiederum in einem großen Gewebe miteinander verflochten, und „jeder Punkt dieses Gewebes ist ein Individuum, das daher einerseits, d. h. in Wahrheit unmittelbar im Zusammenhang des Ganzen lebt, andererseits, d. h. in seiner Vorstellung, ein Individuum eigener Art, allen anderen fremd sich weiß oder glaubt.“⁹³ Im Schlaf sei die Grenze zwischen Fremd- und Ich-Bezogenheit aufgehoben. Die Entwicklung zu dieser höchsten Form der Erkenntnis unterteilt er in drei Stadien:

„Der Geist nimmt natürliche Existenz an, indem er sich in unendlich viele Einzelgeister ausstrahlt. Das wäre der erste Naturzustand, indem die Einzelgeister noch in tatsächlicher Verbindung mit dem Ganzen bleiben [...]. Es folgt der Zustand der egoistischen Ablösung aller Einzelgeister von einander, indem das Selbstbewußtsein in dem einzelnen erwacht und damit die anderen von sich ausschließt; das Stadium des Kampfs aller gegen alle. Endlich faßt der höchstentwickelte Einzelgeist, der Einheit aller Dinge bewußt, alle anderen wieder in sich oder sich in ihnen zusammen, im Stadium der Versöhnung und Erlösung.“⁹⁴

Im dritten Kapitel kommt Dressler auf den Zusammenhang von Körper und Geist bzw. Leib und Seele, zu sprechen. In seinen Überlegungen geht er von einem Harmonisieren des Körperlichen und Geistigen aus, da beides Eigenschaften „eines absolut wirklichen Dritten“ seien.⁹⁵ Bei der Frage, inwieweit Körper und Geist aufeinander einwirkten, ob die Körperlichkeit das Denken erzeuge oder umgekehrt, stellt Dressler

⁸⁹ Dressler (1900), S. 38.

⁹⁰ Ebenda.

⁹¹ Dressler (1900), S. 43.

⁹² Dressler (1900), S. 45.

⁹³ Dressler (1900), S. 46.

⁹⁴ Dressler (1900), S. 47.

⁹⁵ Dressler (1900), S. 63.

sich gegen die Auffassung des Materialismus, „der den Stoff, die Körperwelt als das einzig Wirkliche ansieht.“⁹⁶ Dressler vertritt die Auffassung,

„daß gerade das Denken, das Fühlen das einzig unmittelbar Wirkliche ist, was uns bekannt ist, und daß die scheinbar so wirkliche Wirklichkeit der Körper uns ja nur durch Vermittlung unserer geistigen Thätigkeit zugänglich ist, nur in der Form der Vorstellung uns der Körper bekannt ist.“⁹⁷

Im Körper sieht Dressler die „Erscheinung der Kraft, des Geistes“.⁹⁸ Das Wesen des Körpers sei „nicht seine Ausgedehntheit im Raum, sondern seine Wirklichkeit, seine Wirksamkeit“,⁹⁹ wobei das Wirken als das „in die Erscheinung Treten von Kraft“¹⁰⁰ zu verstehen sei. Damit lehnt sich Dressler an die Vorstellung des Idealismus an, „daß in Wahrheit nur ein Geist ist“,¹⁰¹ aus welchem die Körperlichkeit erklärbar sei.¹⁰²

Im Folgenden bietet Dressler eine Interpretation von Körperlichkeit, die sehr idealistisch anmutet. Es müsse davon ausgegangen werden, „daß der All-Eine Geist sich in die Vielheit selbstbewußter, individueller Geister zersplittert hat.“¹⁰³ Demnach führe der „Eine Geist“ „eine vertausendfachte Existenz in den tausend abgegrenzten Seelen der Individuen“.¹⁰⁴ Von diesem Grundgedanken ausgehend könne man die Körperlichkeit erklären, wenn man den Gedanken des Goethe'schen Faust folge und die Vielsinnigkeit des griechischen Wortes Logos übersetze:

„Im Anfang war das Wort, der Sinn, die Kraft – kurz der Geist – und endlich: Im Anfang war die That – d.h. die in Erscheinung tretende, die wirkende, eine Welt erzeugende Geisteskraft. Das Eingehen in das Gewand der Natur, der Vielheit individueller Körperlichkeit ist That des Geistes.“¹⁰⁵

Demnach habe sich der Geist in freier Selbstbestimmung allein zur Natur, zu Welt bestimmt – dies kennzeichne die „Naturbestimmtheit des Geistes“.¹⁰⁶

Von der Beschreibung der angeborenen Naturbestimmtheiten des menschlichen Geistes geht Dressler im Weiteren auf die Beschreibung „der reinen Geistigkeit desselben“ über, „seinem letzten wahren und echten Wesen, das über die Natur hinaus liegt, der Erlösung von den Schranken der Natur, und der Versöhnung aller scheinbaren Gegensätze.“¹⁰⁷ Den Übergang von der Naturgesetzlichkeit zu freiem Selbstbewusstsein erklärt Dressler mit dem Entwicklungsgesetz der Natur, welches besagt, dass „das verhältnismäßig Unbestimmte, Unzusammenhängende, Einfache, Eingestaltige, Gleich-

⁹⁶ Dressler (1900), S. 65.

⁹⁷ Ebenda.

⁹⁸ Dressler (1900), S. 69.

⁹⁹ Ebenda.

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ Dressler (1900), S. 71.

¹⁰² Dressler (1900), S. 70 f.

¹⁰³ Dressler (1900), S. 72.

¹⁰⁴ Ebenda.

¹⁰⁵ Ebenda.

¹⁰⁶ Dressler (1900), S. 73.

¹⁰⁷ Dressler (1900), S. 77 f.

artige“ übergehe „in das mehr und mehr Bestimmte, Zusammengesetzte, Zusammenhängende, Vielgestaltige, Ungleichartige.“¹⁰⁸ Das Nebeneinander gleichwertiger Teile finde man in der so genannten unorganischen Natur, das „Prinzip der Überordnung, Centralisation, Vereinheitlichung aller Glieder zu einem harmonischen Ganzen“¹⁰⁹ in der organischen Natur, „und zwar aufsteigend von den Pflanzen zum Tier immer strenger, immer bestimmter und vollkommener ausgeprägt.“¹¹⁰ Diese naturwissenschaftliche Entwicklungsgesetzmäßigkeit habe einen entscheidenden Zusammenhang mit der Psychologie: Sie beantworte deren Fragen „nach der Ausdehnung der Beseelung auf Erden, und die nach dem Sitz der Seele im Körper“:¹¹¹ Körper seien „Zusammensetzungen verschiedenster Art und Vollendung“¹¹² – daher sei „die Ausdehnung der Beseelung über alles Seiende zu erstrecken“¹¹³ verschieden sei aber der Grad der Beseelung;¹¹⁴ der Organismus sei zusammengesetzt aus vielfachen Seelen, er habe also verschiedene Bestandteile und sei dennoch einheitlich.¹¹⁵ Der Körper gelte ferner als der „räumlich entfaltete Ausdruck“ der Seele.¹¹⁶ In ihren höchsten Bewusstseinsäußerungen sei die menschliche Seele gebunden an das Gehirn, allerdings dürfe man daraus nicht schlussfolgern, „daß nun irgendwo im Gehirn der lebendige Seelenpunkt sitze, während der ganze übrige Körper tote Masse wäre.“¹¹⁷ Der gesamte Körper gelte als vielfach beseelt, nur stehe „die Gehirnseele über der Muskelseele und über allen anderen“; sie sei somit „Führerin und Lenkerin des ganzen Leibes.“¹¹⁸

Dresslers Kernaussage, die seine idealistische Anschauung untermalt, schlägt sich letztendlich in folgendem Abschnitt nieder:

„Der Körper, der Leib sind die unmittelbarsten Repräsentationen der natürlichen Bestimmtheit des Geistes. Die menschliche Seele, das ist der an natürliche Bedingungen gefesselte Geist, der Geist im Menschenleibe. Die Seele ist die geistige, der Leib die sinnlich-körperliche Darstellung jener bestimmten Erscheinung, die wir Mensch nennen. Der Leib ist die räumliche Auseinanderlegung dessen, was die Seele innerlich ist; die Seele ist der geistige Ausdruck des Leibes, so wie wir die Frau die Seele des Hauses oder einen geistreichen Menschen die Seele der Gesellschaft nennen. Seele und Leib sind die beiden Seiten des Lebendigen; sie sind untrennbar und Eins, nämlich die natürliche Erscheinungsform des Geistes. [...] Das Leben, die Existenz als beseelter Leib, das ist die natürliche Daseinsform des Geistes.“¹¹⁹

¹⁰⁸ Dressler (1900), S. 80.

¹⁰⁹ Dressler (1900), S. 82.

¹¹⁰ Ebenda.

¹¹¹ Ebenda.

¹¹² Dressler (1900), S. 83.

¹¹³ Ebenda.

¹¹⁴ Ebenda.

¹¹⁵ Ebenda.

¹¹⁶ Dressler (1900), S. 89.

¹¹⁷ Dressler (1900), S. 90.

¹¹⁸ Dressler (1900), S. 91.

¹¹⁹ Ebenda.

Erst im *vierten Kapitel* wendet sich Dressler der Psychologie im engeren Sinne zu. Er beschreibt die Methoden der psychologischen Forschung und die menschlichen Sinnesempfindungen. Auf die von Dressler in diesem Zusammenhang detailliert erklärten physikalischen und physiologischen Grundlagen der Empfindungen, die durch den Seh-, Gehör-, Geruch-, Geschmack- und Tastsinn erzeugt werden, soll im Folgenden nicht weiter eingegangen werden. Erwähnenswert ist lediglich, dass er dabei den Forschungsstand der Zeit um die Jahrhundertwende zugrunde legt. So greift Dressler beispielsweise bei der Erklärung der menschlichen Farbwahrnehmung auf die Newton'sche Entdeckung der Zerlegung des Lichts durch ein Prisma zurück.¹²⁰ Neben dem gewählten physikalischen und dem physiologischen Ansatz beleuchtet Dressler auch das Wesen der Sinnesempfindungen aus einer philosophischen Perspektive. Zunächst geht er von den zwei Orientierungen der Seele aus: „Die eine ist die Orientierung im eigenen Innern, die andere die Orientierung im fremden Draußen.“¹²¹ Die erste gelte als „Entwicklung des Selbstbewusstseins“,¹²² die zweite als „Entwicklung der Vorstellung des äußeren Gegenstandes, [...] des Weltbildes“.¹²³ Während der äußere Gegenstand vom Subjekt allein durch dessen eigene Sinne mittelbar erkannt werden könne, würden die eigenen seelischen Vorgänge dem Subjekt an sich bewusst, also unmittelbar erkannt.¹²⁴ Dressler zufolge erklärt dieser Umstand auch den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und Psychologie, welche jeweils Sinnesempfindungen untersuchten, aber „Jenes ist ein mittelbares, dieses ein unmittelbares Wissen.“¹²⁵ Die Psychologie erforsche den menschlichen Geist also mittelbar, und dennoch stehe sie vor Schwierigkeiten, da die Seele eine zu starke „Wechselnatur“ sei:

„Die seelischen Zustände sind kein ruhender Inhalt, wir können uns nicht vor sie hinsetzen und sie in Gemütsruhe und Behagen zergliedern [...]. Die psychischen Zustände sind Vorgänge, Prozesse, die kommen und gehen, auftauchen und versinken, ruhelos werden und vergehen [...]. Die flüchtigen seelischen Vorgänge halten nicht allein der Betrachtung nicht stand, sie verändern sich auch in und durch die Betrachtung.“¹²⁶

Die zweite Schwierigkeit, die sich der Betrachtung der menschlichen Seele stelle, liege darin, dass sich das Ich zwangsläufig in zwei Teile spalte – in einen betrachtenden Teil und in einen betrachteten.¹²⁷ Aus diesem Grunde sei eine zweite Beobachtungs- und Erkenntnisquelle von Bedeutung: Die Beobachtung anderer.¹²⁸ Hier wiederum gelte die Einschränkung, dass die Beobachtungsquelle verfälscht werde: Menschen neigten z. B.

¹²⁰ Dressler (1900), S. 111.

¹²¹ Dressler (1900), S. 95.

¹²² Ebenda.

¹²³ Dressler (1900), S. 95 f.

¹²⁴ Dressler (1900), S. 96.

¹²⁵ Dressler (1900), S. 97.

¹²⁶ Dressler (1900), S. 97 f.

¹²⁷ Dressler (1900), S. 98.

¹²⁸ Dressler (1900), S. 99.

zu Schauspielerei, wenn sie sich beobachtet wüssten.¹²⁹ Um sowohl aus der Selbst-Beobachtung als auch aus der Fremd-Beobachtung Erkenntnisse schöpfen zu können, ruft Dressler dazu auf, das Treiben der Anderen zu sehen, um sich selbst zu erkennen, und in das eigene „Herz“ zu blicken, um die Anderen zu verstehen.¹³⁰

Im Folgenden geht Dressler zur Untersuchung einzelner Seelenvorgänge über. Die „letzten Elemente des psychischen Geschehens“ seien „als Vorgänge des Empfindens, des Fühlens und des Wollens“ zu verstehen,¹³¹ welche eine gemeinsame untrennbare Kette bildeten. Das Empfinden beziehe sich dabei auf das äußere Objekt, das Wollen und die Gefühle auf das innere Subjekt.¹³² Reine Sinnesempfindungen seien in dem Zusammenhang als „die letzten, nicht weiter zerlegbaren Elemente unseres Vorstellungslebens“¹³³ zu verstehen und nicht gleichzusetzen mit dem Begriff des Gefühls. Im Folgenden gibt Dressler einen psychologischen Erklärungsansatz des Begriffs der Empfindung:

„Die Psychologie unterscheidet an jeder Empfindung drei Eigenschaften, von denen eine den subjektiven Charakter trägt: das ist der sogenannte Gefühlston der Empfindung, während die beiden anderen objektiver Natur sind, unmittelbar auf ein Äußeres bezogen werden: das ist die Stärke oder Intensität und die Eigenart oder Qualität der Empfindung, welche beide nie getrennt voneinander vorkommen.“¹³⁴

Reize bzw. Sinnesreize rufen die Empfindungen hervor, „und diese äußeren Reize können sowohl der Form als der Stärke nach verschieden sein, - dementsprechend auch die Empfindungen.“¹³⁵ Hieraus leitet Dressler folgende Regeln ab:

1. Empfindungen können unterschiedlich sein bei gleicher Intensität des Reizes.¹³⁶
2. „Die Empfindlichkeit ist umso größer, je kleiner der Reiz zu sein braucht, und umso geringer, je größer der Reiz sein muß, damit dieselbe Empfindung hervorgerufen wird.“¹³⁷
3. „Ein Reiz, der bemerkt werden soll, darf um so kleiner sein, je schwächer der schon vorhandene Reiz ist, zu dem er hinzugefügt wird, und muß um so größer sein, je stärker dieser schon vorhandene Reiz ist.“¹³⁸

Die weitere Untersuchung ist dem Charakter der fünf Sinne gewidmet:

„Nicht alle Empfindungen, die unsere Sinne unserer Seele zutragen, erregen auch unser Gefühl in gleicher Stärke; der Schwerpunkt der Bedeutung liegt bei den einen offenbar mehr auf der objektiven, bei den anderen mehr auf der

¹²⁹ Ebenda.

¹³⁰ Dressler (1900), S. 100.

¹³¹ Dressler (1900), S. 101.

¹³² Ebenda.

¹³³ Ebenda.

¹³⁴ Dressler (1900), S. 102.

¹³⁵ Dressler (1900), S. 103.

¹³⁶ Ebenda.

¹³⁷ Dressler (1900), S. 103 f.

¹³⁸ Dressler (1900), S. 104.

subjektiven Seite; Empfindungen der ersteren Art belehren uns vorwiegend über das, was draußen ist, Empfindungen der zweiten Art vorwiegend über das eigene Wohl und Wehe.“¹³⁹

So spricht Dressler dem Hör- und dem Sehsinn, d. h. den per definitionem höheren Sinnen, die Funktion zu, dem Menschen die Objekte, also die äußere Welt, nahe zu bringen.¹⁴⁰ Die übrigen Sinne, Geschmack und Geruch, zeichneten sich gegenüber den höheren „durch ihren mehr subjektiven Charakter aus, d. h. durch ihren viel größeren und innigeren Bezug auf das Wohl und Wehe des Subjekts.“¹⁴¹ Sie seien wie „Wachtore“ vor unserem eigenen Inneren:

„Nahrung und Luft müssen ihre Kontrolle erdulden, bevor sie das Zeugnis der Unschädlichkeit resp. Nützlichkeit erlangen und passieren dürfen. Beide Sinne stehen also in innigster Beziehung zu unserem physischen Leben. Objektive, von unserem Subjekt losgelöste Vorstellungen führen sie uns wenig zu; so sehr sie daher dem Genuß dienen, so wenig sind sie für Wissenschaft und Kunst zu gebrauchen.“¹⁴²

Als Sinnesempfindung von allgemeinem Charakter gelte der fünfte Sinn: Er „hat als Gefühlssinn den unmittelbarsten und innigsten Bezug auf den Bestand des subjektiven Lebens; als Tastsinn dagegen hat auch er einen wichtigen objektiven Charakter; er ist es, zusammen mit dem Gesichtssinn, der uns über die räumlichen Verhältnisse der Gegenstände unterrichtet. Wir sehen und tasten im Raum.“¹⁴³

Dressler schließt das Kapitel mit der Erklärung, dass der Satz „Die Welt ist meine Vorstellung“ nicht so verstanden werden dürfe, als erzeuge man die Welt aus seinen Sinnen.¹⁴⁴ Im Umkehrschluss gelte ebenso, dass die Sinne aus der Welt erzeugt werden: „Es gäbe nicht Augen und Ohren in der Welt, wären nicht Licht und Töne darin.“¹⁴⁵ Es sei die Naturbestimmtheit des Geistes, die es uns Menschen versage, das Fremde unmittelbar zu fühlen: „Der natürliche Geist ist bestimmt und beschränkt, nur sich unmittelbar zu fühlen und zu wissen.“¹⁴⁶ – Er müsse die „Pforten seiner Sinne“ öffnen, um sich mindestens eine Vorstellung darüber zu machen, was das Fremde, das Objekt, ferner unsere Umwelt, charakterisiere.

Im fünften Kapitel geht Dressler – ausgehend von seinen bisherigen Überlegungen – dazu über, die Art und Weise darzulegen, wie der Mensch mit dem „Material der von den einzelnen Sinnen gelieferten Empfindungen“¹⁴⁷ die Vorstellung der äußeren Gegenstände sowie sein eigenes inneres Selbst- bzw. Ich-Gefühl aufbaut. Zunächst verdeutlicht Dressler, dass der Mensch die Empfindungen der höheren Sinne, also die

¹³⁹ Dressler (1900), S. 115 f.

¹⁴⁰ Dressler (1900), S. 116

¹⁴¹ Dressler (1900), S. 117.

¹⁴² Ebenda.

¹⁴³ Dressler (1900), S. 118.

¹⁴⁴ Dressler (1900), S. 122.

¹⁴⁵ Ebenda.

¹⁴⁶ Ebenda.

¹⁴⁷ Dressler (1900), S. 123.

des Hörens und Sehens, in einen objektiven Zustand vergegenständlicht – das, was der Mensch mittels seiner eigenen inneren Sinne selbst empfinde, wie beispielsweise Farben, mache er in seiner Sprache zur Eigenschaft eines Äußeren, indem er ausspreche, dass er etwas Blaues sehe, anstatt dass er etwas Blaues habe.¹⁴⁸ Beim fünften Sinn hingegen, dem Tastsinn, gestatte es die Sprache, „bei den Empfindungen [...] sowohl die subjektive wie die objektive Seite der Empfindung zu betonen.“¹⁴⁹ Demnach konstatiert Dressler, dass eben diese unbewusste „Thätigkeit des Hinausverlegens der eigenen Empfindung in den Raum, als Eigenschaft eines dort befindlichen Gegenstands,“¹⁵⁰ dazu führe, dass die höheren Sinne sowie der Tastsinn „den Namen der objektiven Sinne“¹⁵¹ verdienen:

„Die Empfindungen dieser Sinne [...] werden unmittelbar objektiv, d. h. nicht als Zustände des Subjekts, sondern als Eigenschaften von Objekten gedeutet; sie werden, wie man sagt, in den Raum projiziert.“¹⁵²

Im Weiteren unterscheidet Dressler zwei Vorstellungen des menschlichen Sehens, welche nur beide zusammen „die vollständige Vorstellung der einzelnen Gegenstände, wie auch die vollkommene Anschauung des Raumes“¹⁵³ gestatten: Die Flächenvorstellung und die Tiefenvorstellung. In der Flächenvorstellung werden einzelne Gegenstände durch Linien voneinander abgegrenzt,¹⁵⁴ und „indem nun das durch feste Linien begrenzte sich als unveränderliches Ganzes gegen seine Umgebung verschiebt, wird es zum Gegenstand einer einzelnen Vorstellung.“¹⁵⁵ Durch die Tiefenvorstellung erkennt der Mensch nach Dressler die Tiefenausdehnung der Gegenstände, „wir sehen plastisch, körperlich.“¹⁵⁶ Dressler betont, dass man nicht davon ausgehen dürfe, die Gegenstände in der Welt seien bloße Einbildungen oder Phantasiegebilde – sie seien durchaus als Wirklichkeit zu verstehen, erschienen uns aber nur so, „wie wir sie sinnlich körperlich vorstellen.“¹⁵⁷ Die Wirklichkeit der äußeren Gegenstände sei also vermittelt durch die Sinne und entspreche demnach der Vorstellung unseres sinnlichen Bewusstseins. Außerdem seien die Vorstellungen der äußeren Gegenstände als etwas zu verstehen, was nicht durch unser Zutun erschaffen werde:

„Sie sind nicht Werk unserer Thätigkeit, sondern unabhängig von uns wirken sie auf uns ein. [...] Die Vorstellungen der äußeren Gegenstände werden uns aufgenötigt, daher sind die Gegenstände Wirklichkeiten außer uns und unabhängig von uns.“¹⁵⁸

¹⁴⁸ Dressler (1900), S. 125.

¹⁴⁹ Ebenda.

¹⁵⁰ Ebenda.

¹⁵¹ Ebenda.

¹⁵² Ebenda.

¹⁵³ Dressler (1900), S. 129.

¹⁵⁴ Ebenda.

¹⁵⁵ Ebenda.

¹⁵⁶ Dressler (1900), S. 130.

¹⁵⁷ Dressler (1900), S. 132.

¹⁵⁸ Dressler (1900), S. 134.

Diese von außen gewonnenen Vorstellungen hinterließen in uns aber Erinnerungsbilder, durch die wir den äußeren Gegenstand immer von selbst wieder erkennen, ohne dass die äußere Wirklichkeit dann etwas dazu beisteuern müsse:

„So lernen wir einen Gegenstand kennen und schaffen uns die bestimmte Vorstellung desselben, die nun in der Erinnerung haftet als Besitztum unserer Seele. [...] Losgelöst von der unmittelbaren sinnlichen Gegenwart besitzen wir die Vorstellungen der einzelnen Gegenstände als Erinnerungsbilder oder Erinnerungsvorstellungen in uns selbst.“¹⁵⁹

Das Entstehen der den äußeren Gegenständen entsprechenden Vorstellungen sei also gänzlich unabhängig von unserer bewussten Tätigkeit, während die Erinnerungsbilder als selbständige Tätigkeit des Geistes zu verstehen seien.¹⁶⁰ Am Ende des Kapitels stellt Dressler Empfinden und Gefühl einander gegenüber:

„Im Empfinden und Vorstellen offenbaren sich Gegenstände, äußere Vorgänge, Weltgeschehen; im Gefühl offenbart sich das eigene Wohl und Wehe der Seele. Darum steht das Gefühl im Zentrum individuellen Lebens. Ohne Gefühle würden wir nicht handeln und nicht fliehen, ohne Gefühle würden wir nicht sein.“¹⁶¹

Damit ergebe sich die Konsequenz, dass sich das Ich-Gefühl aus den elementaren Gefühlstönen aufgebaut habe.¹⁶² Das Ich-Gefühl „sei uns keineswegs fertig angeboren [...] so müssen wir lernen uns zu fühlen, obwohl die Ichheit mit unserer Natur gegeben ist.“¹⁶³ In dem Zusammenhang fügt Dressler beispielhaft hinzu, dass Kleinkinder von sich selbst in der dritten Person reden und die Grenze zwischen Ich und Umwelt erst im Laufe der Entwicklung gezogen werde. Erst in dem Augenblick, in dem das Ich erwacht sei, splittere sich die Welt in zwei Welten, in eine innerliche und eine äußerliche.¹⁶⁴ Doch allein das Sich-Fühlen reiche nicht, man müsse sein Handeln adäquat nach den Gefühlen ausrichten –

„erst dann ist die Seele wahrhaft lebendig, kein Torso mehr ohne Arme und Beine, sondern eine fertige Gestalt, fest auf die Füße gestellt, wenn sie auf Vorstellungen, die ihr Gefühl erregen, mit einem Willen antworten, thätig sein, handeln kann.“¹⁶⁵

Im sechsten Kapitel widmet sich Dressler dem Vorstellungsleben der Seele. Er beschreibt, dass der Mensch „von der Einzelvorstellung des Gegenstandes“ vorwärts schreite „zu einer Gemeinvorstellung, zu einem Begriff, der die einzelnen ihm zu Grunde liegenden Vorstellungen zusammen begreift.“¹⁶⁶ In einem Begriff würden also aus allen Einzel-

¹⁵⁹ Dressler (1900), S. 135.

¹⁶⁰ Dressler (1900), S. 136.

¹⁶¹ Dressler (1900), S. 146.

¹⁶² Dressler (1900), S. 150.

¹⁶³ Ebenda.

¹⁶⁴ Dressler (1900), S. 151.

¹⁶⁵ Dressler (1900), S. 152.

¹⁶⁶ Dressler (1900), S. 156.

vorstellungen zu einem Gegenstand „gewisse, allen wesentliche, gemeinsame Merkmale“¹⁶⁷ erinnert. Je allgemeiner und höher der Begriff dabei gefasst sei, desto mehr entfernten wir uns von der „Naturwirklichkeit“.¹⁶⁸ Indem wir Menschen Begriffe immer allgemeiner fassen, trete „das sinnliche Element [...] wesentlich in den Hintergrund, und das geistige Wesen des Begriffs tritt klar hervor.“¹⁶⁹ Demnach handle es sich bei den Begriffen nicht mehr um „Wiedervorstellungen der Dinge, wie sie die Wirklichkeit den Sinnen bietet“, sondern um „von den Erscheinungen der Gegenstände wesentlich entfernte, abgelöste Gedankendinge“.¹⁷⁰ Es sei allein menschliches Eigentum, Begriffe zu bilden und somit eine Sprache zu haben – dies unterscheide den Menschen vom Tier, dem nur die Vorstellung der einzelnen Gegenstände bleibe.¹⁷¹ In der Sprache sei „jedes Wort [...] ein Zeichen für einen Begriff.“¹⁷² Dressler verdeutlicht, dass sowohl der Begriff als auch das Wort „Schöpfungen des menschlichen Geistes“¹⁷³ seien; „in der natürlichen Wirklichkeit der Dinge, die sich den Sinnen aufzwingt, sind sie nicht zu finden.“¹⁷⁴ Das Bilden der Begriffe entspreche einer tätigen Intelligenz und sei damit als aktive Antwort auf die Vorstellungen zu verstehen, die unsere Gefühle erregen.¹⁷⁵ Ferner bedingten sich Sprache und Denken gegenseitig und könnten sich ohne einander nicht entwickeln – sie machen nach Dresslers Auffassung das Menschsein aus.¹⁷⁶ Im Weiteren legt Dressler dar, dass jeder Mensch in seiner eigenen Welt bzw. Vorstellungswelt lebe¹⁷⁷ und dass er sich nur denjenigen Erregungen öffne, die im Zentrum seines eigenen Interesses liegen:

„Wie ein Gegenstand angeschaut wird, das hängt viel weniger vom Gegenstand ab als vom Anschauenden. [...] Nach seiner Individualität, nach seinen Interessen sieht der Mensch.“¹⁷⁸

Dementsprechend sei die individuelle Aufmerksamkeit jedes Menschen allein auf dessen Interessen konzentriert: „Aufmerksamkeit ist Thätigkeit des interessierten Ich.“¹⁷⁹ Der Aufmerksamkeit stehe als gegensätzliches Extrem die Zerstreuung gegenüber.¹⁸⁰ Bei ihr handle es sich um Anhäufung von Vorstellungen, der eine „willkürliche Anordnung

¹⁶⁷ Dressler (1900), S. 157.

¹⁶⁸ Ebenda.

¹⁶⁹ Ebenda.

¹⁷⁰ Dressler (1900), S. 158.

¹⁷¹ Dressler (1900), S. 160.

¹⁷² Ebenda.

¹⁷³ Dressler (1900), S. 161.

¹⁷⁴ Ebenda.

¹⁷⁵ Dressler (1900), S. 163.

¹⁷⁶ Dressler (1900), S. 161.

¹⁷⁷ Dressler (1900), S. 163.

¹⁷⁸ Dressler (1900), S. 165.

¹⁷⁹ Dressler (1900), S. 168.

¹⁸⁰ Dressler (1900), S. 171.

unseres Bewusstseins“ fehle¹⁸¹ und die den Gesetzen der Assoziation, „der Vorstellungs- oder Gedankenassoziation“ folgen würden.¹⁸²

Eine entscheidende Rolle spricht Dressler letzten Endes dem menschlichen Gefühlsleben zu, welches den größten Einfluss auf den Ablauf der Vorstellungsassoziationen habe: „In heiterer Stimmung fließen die Vorstellungen mühelos und lebhaft eine aus der anderen; gedrückte Stimmung lähmt den Gang unserer Vorstellungen. In extremster Form zeigt sich dies bei den krankhaften Steigerungen der Grundstimmungen. Beim Melancholischen, im Trübsinn, ist der Ablauf der Vorstellungen höchst verlangsamt; träge schleichen die Gedanken, ja mit Zähigkeit wird das eine trübe Bild im Bewußtsein festgehalten. Bei der Manie, in der unmotivierter lustiger Erregtheit vorherrscht, sind die Assoziationen höchst beschleunigt, erfolgen häufig aus der bloßen äußeren Wortähnlichkeit; es besteht, was man „Ideenflucht“ nennt.“¹⁸³

Im siebten Kapitel versucht Dressler, das Wesen des Fühlens und des Wollens näher zu beschreiben. Das Wesen des Gefühls müsse den Menschen unbewusst bleiben, denn das menschliche Wissen bestehe

„darin, daß wir etwas klar vorstellen. Aber, was wir vorstellen, ist in dem Augenblick, wo wir es dergestalt vor uns hinstellen, nicht mehr jenes innerlichste, eben nicht vorgestellte; Gefühl an sich ist also nicht vorstellbar.“¹⁸⁴

Zeichen der Begriffe, also Worte im engeren Sinne, könnten Gefühle zwar beschreiben – aber dadurch werde das Gefühl „entäußert, [...] hinausgestellt aus dem Innersten.“¹⁸⁵ Auf diese Weise befreie sich der Künstler „von der erdrückenden Übermacht des Gefühls, indem er es ausgießt aus dem übervollen Innern in die Form der Lieder, in die schöne Gestalt.“¹⁸⁶ Es zeichne also das Künstlertum aus, innere Gefühle in Form von Symbolen in der äußeren Erscheinung darzustellen – damit werde das im Innern weilende Gefühl, welches sich nicht äußere und bloß dem einzelnen Menschen allein gehöre, zum Kunstwerk konvertiert, welches dann der gesamten Menschheit gehöre und sie erziehe „zum großen Fühlen“.¹⁸⁷ Es gebe nur einen gestaltlosen Ausdruck des Gefühls, welcher den Menschen am innerlichsten ergreife – den Laut.¹⁸⁸ Das Fühlen lasse sich nicht vom Wollen trennen: „Gefühl ist gewissermaßen die passive, Wollen die aktive Seite desselben lebendigen Vorgangs.“¹⁸⁹ Das Fühlen ziehe das Wollen nach sich: Daher liefen energielose Menschen Gefahr, in ihrem Gefühl zu verharren, ohne dabei zur Tat vorzuschreiten.¹⁹⁰ Dementsprechend definiert Dressler in diesem Zusammen-

¹⁸¹ Dressler (1900), S. 172.

¹⁸² Ebenda.

¹⁸³ Dressler (1900), S. 177 f.

¹⁸⁴ Dressler (1900), S. 185.

¹⁸⁵ Dressler (1900), S. 186.

¹⁸⁶ Ebenda.

¹⁸⁷ Ebenda.

¹⁸⁸ Dressler (1900), S. 187.

¹⁸⁹ Dressler (1900), S. 189.

¹⁹⁰ Ebenda.

hang das Gefühl als „reine Gegenwart“, das Begehren hingegen als „etwas Zukünftiges“.¹⁹¹

Gefühle und Bestrebungen des Ich ergeben sich nach Dressler daraus, dass es sich gegen die Welt behaupten müsse, um seine Wünsche und Bedürfnisse auszuleben — auf dem Selbsterhaltungstrieb beruhe das Prinzip der Natur.¹⁹² Dieser Trieb müsse auf ein Mindestmaß reduziert werden, um Menschlichkeit zu gewährleisten.¹⁹³ Im menschlichen Selbsterhaltungstrieb liege sowohl „der Keim alles Bösen“ als auch die „Quelle des Guten“¹⁹⁴. Denn so egoistisch dieser uns eingeborene Trieb sei, so gäbe es ohne ihn „keine Entwicklung des Ich, weder in theoretischer noch in praktischer Hinsicht, d.h. weder ein Wissen noch ein echtes Wollen; es gäbe keine Selbsterziehung des Ich, es gäbe keine Läuterung durch Erfahrung.“¹⁹⁵ Das Kapitel schließt mit der Frage, wie Menschen sich von der Beschränkung, die die Natur ihnen auferlegt habe, und von Egoismen freimachen könnten: „Wie gelangen wir über das Ich, über das engbegrenzte Wir, hinaus zu dem allumschlingenden, brüderlich warmen Allgefühl, dem gar nichts mehr fremd und kalt gegenübersteht? Wie machen wir die All-Einheit des Geistes wirklich in der Vielheit der Natur?“¹⁹⁶

Um die zuletzt aufgeworfene Frage zu beantworten, befasst Dressler sich in seinem *letzten Kapitel* nochmals mit dem menschlichen Geist. Zunächst legt er dar, dass das Denken „die Mannigfaltigkeit der Natur [...] als Erscheinung einer im Grunde einheitlichen Kraft“ erkannt und begriffen hat.¹⁹⁷ Diese Einsicht greife aber nicht zugleich auf das menschliche Fühlen und Wollen über: „In der Theorie des Denkens ist die Alleinheit abstrakt eher festgestellt, als in der Praxis des Fühlens und Wollens.“¹⁹⁸ Damit stünde die subjektive Wirklichkeit der objektiven Erscheinung unversöhnlich gegenüber, daher sei eine tiefe Erkenntnis nötig, um die äußere Wirklichkeit mit der inneren Wirklichkeit zu vereinen: „Ein höheres Gefühl muß überfließen über die Schranken des Ich und ein reinerer Wille den Egoismus zerbrechen.“¹⁹⁹

Dressler verdeutlicht, dass es drei Wege sind, wie der menschliche Geist die All-Einheit erkennt: „Wie sich die Seelenkraft, der Geist im Menschen dreifach äußerte: erkennend, fühlend und wollend, so strebt auf drei verschiedenen Wegen der menschliche Geist der Wahrheit, der Einheit, zu: Der Denker erkennt die Einheit alles Seins; der Künstler fühlt sie; und das religiöse Gemüt macht sie zur That.“²⁰⁰ Innerhalb des menschlichen Denkens sei es die allerhöchste Erkenntnisstufe, dass das Ich nur eine Erscheinung des All-Einen sei, dass die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt ver-

¹⁹¹ Ebenda.

¹⁹² Dressler (1900), S. 190.

¹⁹³ Dressler (1900), S. 191.

¹⁹⁴ Dressler (1900), S. 193.

¹⁹⁵ Dressler (1900), S. 194.

¹⁹⁶ Dressler (1900), S. 207.

¹⁹⁷ Dressler (1900), S. 208.

¹⁹⁸ Dressler (1900), S. 209.

¹⁹⁹ Ebenda.

²⁰⁰ Ebenda.

schwinden und dass das Ich „sich in allem und alles in sich“ erkenne.²⁰¹ Ihren Ursprung nehme diese Entwicklung von dem Zeitpunkt an, an dem der Mensch zunächst „den tiefen Zusammenhang seiner selbst mit allen übrigen Naturerscheinungen“²⁰² fühle, über den Zeitraum, in dem sich „der Mensch als Ich bewußt feindlich den Gegenständen gegenüberstellt“,²⁰³ bis hin zur höchsten Entwicklungsstufe, in der der Geist diese selbst erschaffenen Grenzen überwindet,

„nachdem er in sich und allen nur die Erscheinung eines absolut Einziges erkannt hat; die Trennung, die das Ich geschaffen hatte, fällt ihm als unwesentlich dahin, da ihm das Ich selbst als unwesentlich, als bloß äußerliche Form des Geistes dahinfällt. Daher des reifen Geistes großes Werk die Wiederbefreundung, die Wiederversöhnung mit der Natur ist.“²⁰⁴

Das Ich sei also als nur ein Ausdruck des Ganzen, des All-Einen zu verstehen, und dies sei die Voraussetzung für Liebe und Mitgefühl:

„Wenn aber der Mensch im Anderen sich erkannt hat, dann wird er das Andere lieben, wie sich selbst; die natürliche Selbstliebe des Ich wird zur ebenso selbstverständlichen Alliebe des höchst vergeistigten Ich; liebt es doch sich, wenn es das andere liebt. So mündet das reine Erkennen in liebevolles Mitgefühl ein.“²⁰⁵

Die vielen Körperlichkeiten der Welt seien in ihrer Verschiedenheit als mannigfaltige „Symbole der Einen Idee“²⁰⁶ zu verstehen:

„Soweit mußte unsere Erkenntnis kommen, daß sie in allem Wirklichen nur Symbole eines über aller Wirklichkeit waltenden Geistes sieht, eines Geistes, dessen Kind auch sie selber ist. „Alles Irdische ist ein Gleichnis.““²⁰⁷

Diese höchste Erkenntnisstufe ziehe das Gefühl nach sich, welches dem künstlerischen Schaffen entspreche:

„[...] dieses Aufgehen im Geiste der Welt, ist nicht kalt und gefühllos; es hat seine Gefühle, die an Stärke und Tiefe jenen des künstlerischen Schaffens gleichkommen, mit denen sie auch den Boden ihrer Entstehung gemein haben: die Auffassung neuer, allgemeiner, großer Ausblicke ins Reich der Wahrheit.“²⁰⁸ Kunstwerke seien als Symbole zu verstehen, auf die wir mit Gefühlen reagieren, in denen nicht die Existenz des Ich reflektiert sei, sondern die „Freude an einer allgemeinen Harmonie, die uns und alle Wesen umschlingt.“²⁰⁹

²⁰¹ Dressler (1900), S. 210.

²⁰² Dressler (1900), S. 210f.

²⁰³ Dressler (1900), S. 211.

²⁰⁴ Ebenda.

²⁰⁵ Ebenda.

²⁰⁶ Dressler (1900), S. 213.

²⁰⁷ Ebenda.

²⁰⁸ Dressler (1900), S. 215.

²⁰⁹ Dressler (1900), S. 218.

Kunst und Weisheit ergänzten sich und seien insofern vergleichbar, als sie beide in der Natur den Schein erkennen – aber die Kunst erfreue sich des Scheins, wohingegen die Weisheit den Schein durchdringe:

„Die Erkenntnis zerstört den Schein; ihr Ziel, die Wahrheit ist nackt, hüllenlos; kein Bild mit Sinnen zu schauen, sondern Idee, Gesetz, Freiheit, Einheit. Die Kunst freut sich des Scheins; ihr Reich ist die farbige, mannigfaltige, lebendig bewegte Natur, vergeistigt durch die Harmonie der Schönheit. Und so ergänzen sich Weisheit und Kunst; jene dringt durch die Vielheit zur Einheit, durch die Erscheinung zur Idee; diese freut sich der Einheit in der Vielheit, der Idee in der Erscheinung; jene sucht über der Natur die Wahrheit, diese findet in der Natur die Schönheit. Jene sucht die rätselhafte Sphinx zu entschleiern, diese küßt in Andacht ihr Gewand – und was sie beide lieben und was sie beide finden, ist der Eine, derselbe ewige Geist.“²¹⁰

Die Grundeigenschaft der Seele sei die Tat, welche vom Willen bestimmt sei.²¹¹ In dem Willen wiederum liege auch das Müssen: „In den Naturtrieben und sinnlichen Begierden wollen wir nicht, wir müssen.“²¹² Dieses Müssen wiederum führe dazu, dass der Mensch eine Wahl habe: „Aus ewigem Müssen und Nichtmehr-müssen erhebt sich langsam das Bewußtsein des Könnens.“²¹³ Bei der Wahl zwischen verschiedenen Richtungen müsse man sich also entscheiden.²¹⁴

Die Tat, die aus dem Willen geschehe, sei „nicht willkürlich, nicht zufällig, ebenso wenig durch fremde Gewalt erzwungen“,²¹⁵ sondern sie sei zu verstehen als notwendiger „Ausfluß seines Charakters“.²¹⁶ Dieser „Wille aus innerer Notwendigkeit“ charakterisiere den Begriff der Freiheit.²¹⁷ Die menschliche Seele sei also „freier Geist“.²¹⁸ Diese allerhöchste Einsicht und Erkenntnis sei dem Menschen möglich: Denn während Weisheit und künstlerisches Gefühl vielen Menschen versagt seien, habe jeder Mensch „das religiöse Gefühl, das zur Überzeugung einer sittlichen Weltordnung führt.“²¹⁹ Es sei „der Glaube an eine göttliche Güte“, der uns lehre, „alles zu lieben, nicht nur uns.“²²⁰ Das „Ideal der Liebe“ ist nach Dressler das allen Menschen gemeinsame Ideal.²²¹

²¹⁰ Dressler (1900), S. 222.

²¹¹ Dressler (1900), S. 223.

²¹² Ebenda.

²¹³ Ebenda.

²¹⁴ Dressler (1900), S. 224.

²¹⁵ Dressler (1900), S. 225.

²¹⁶ Ebenda.

²¹⁷ Dressler (1900), S. 226.

²¹⁸ Dressler (1900), S. 230.

²¹⁹ Dressler (1900), S. 231.

²²⁰ Ebenda.

²²¹ Ebenda.

4. Schlussbemerkungen

Das größte wissenschaftliche Interesse des badischen Hofarztes und Anatomie-Professors Max Dressler galt zeitlebens nicht der Medizin, sondern der Philosophie und der Bildenden Kunst. Seine Kontakte zu den führenden Karlsruher Künstlern trugen ihm 1895 einen Lehrauftrag für Anatomie an der Künstlerakademie in Karlsruhe ein, den er bis 1924 erfüllte. Als er 1897 Hofarzt der Badischen Großherzoglichen Familie wurde, nutzte er Vortragsreihen, die er auf Anregung von Großherzogin Luise anbot, um seine philosophischen Anschauungen zur Geltung zu bringen und zu verbreiten. Auch die hier besprochenen „Vorlesungen über Psychologie“ entstanden im Rahmen eines Vortragszyklus. Psychologische Aspekte spielten jedoch in besagtem Werk nur vordergründig eine Rolle. Tatsächlich geben „Vorlesungen über Psychologie“ ebenso wie Dresslers philosophisches Traktat „Die Welt als Wille zum Selbst“ in erster Linie Aufschluss über dessen Weltanschauung. Dressler, der von der hegelianischen Schule des späten 19. Jahrhunderts beeinflusst scheint, räumt dem Denken oder den Ideen eindeutig Vorrang gegenüber der materiellen Welt oder der sinnlichen Erfahrung ein. Als Vertreter eines absoluten Idealismus glaubt er in Materie und Körperlichkeit allein ein Abbild von Ideen zu erkennen.

Über diese Erkenntnis hinaus steht Max Dressler – ähnlich wie etwa Hans Lungwitz²²² – für einen Forscher- und Gelehrtentypus des frühen 20. Jahrhunderts, der sich nicht einer wissenschaftlichen Disziplin verpflichtet sah, sondern medizinische Interessen mit philosophischen und literarisch-musischen Neigungen verband und eben dies auch in einem breiten schriftlich überlieferten Œuvre dokumentiert. Dieser spezielle Gelehrtentyp hat unseres Erachtens in der historischen Forschung, abgesehen von „klassischen“ Arztdichtern, bisher nur wenig Beachtung gefunden – vielleicht, weil man das 20. Jahrhundert zuvorderst als Säkulum der Spezialisierung und des Spezialisten begreift und deshalb geneigt ist, wissenschaftliche Vertreter mit anscheinend disparaten Arbeitsschwerpunkten auf ein vermeintlich führendes Forschungsgebiet zu reduzieren oder aber den betreffenden Personen – wie die Beispiele Max Dressler und Hans Lungwitz zeigen – wenig Beachtung zu schenken. Demgegenüber scheint es auch aus wissenschaftshistorischer Sicht hochinteressant, gegenläufige Fragen zu stellen: Welche Rolle spielt das Vorbild eines Uomo universale in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Welche Rahmenbedingungen wirken konstituierend für die Ausbildung breiter, fachübergreifender wissenschaftlicher Interessen? Lassen sich Merkmale ausmachen, welche die in Frage stehenden Personen teilen bzw. welche Personen übergreifend gültig und charakteristisch sind? Und schließlich: Inwieweit ge- oder misslingt den Betroffenen eine aktive Teilnahme (Beteiligung) an der (inter)disziplinären wissenschaftlichen Entwicklung?

²²² Vgl. hierzu den Beitrag von Miener und Groß in diesem Band.

Literatur

Archivalien

1. Buzengeiger (1933): Dr. h. c. Buzengeiger, Geh. Hofrat Dr. med. Max Dressler, 1933, S. 13-18, Privatarhiv Wolf-Dieter Dressler.
2. Familiengeschichte (undatiert): Theodor Dressler, Die Familiengeschichte Dressler. Handgeschriebene Aufzeichnungen von Theodor Dressler, undatiert (Anfang 20. Jh.), Privatarhiv Wolf-Dieter Dressler.
3. Fichtevortrag (1881): Max Dressler, Fichtevortrag. Handgeschriebene Aufzeichnungen von Theodor Dressler, 1881, Privatarhiv Wolf-Dieter Dressler.
4. Lebenserinnerungen (1928/29): Max Dressler, Lebenserinnerungen. Handgeschriebene Aufzeichnungen von Max Dressler, 1928/29, Privatarhiv Wolf-Dieter Dressler.
5. Personalakte Heidelberg: Personalakte Max Dressler WS 1882/83; SS 1883 (Studien- und Sittenzeugnis), Universitätsarchiv Heidelberg.
6. Personalakte Karlsruhe: Dressler, Dr. Max, Generallandesarchiv Karlsruhe 235, No. 38219.
7. Promotionsakte Freiburg: Promotionsakte Max Dressler, Universitätsarchiv Freiburg, B 54/161.
8. Studentenliste Leipzig: Alphabetische Studentenlisten, Universitätsarchiv Leipzig, Rektor B 59 = Film 519.

Sekundärliteratur

1. DBE (1995-97): Deutsche Biographische Enzyklopädie, herausgegeben von Walter Killy, Bd. 2 (1995), Bd. 3 (1996) und Bd. 4 (1997), München, Leipzig 1995-1997.
2. Dressler (1900): Max Dressler, Vorlesungen über Psychologie. Heidelberg, 1900.
3. Dressler (1904): Max Dressler, Die Welt als Wille zum Selbst. Heidelberg, 1904.
4. Frommel (1936): Otto Frommel, Max Dreßler. In memoriam. Die Pyramide, 25 (1936), 22, S. 85-88.
5. Karlsruher Tagblatt (1936): Geh. Rat, Professor Dr. Max Dreßler tot. Karlsruher Tagblatt 181 (1936), 22 (v. 22. Januar), S. 5.
6. Oncken (1923): Hermann Oncken, Luise Marie Elisabeth, Großherzogin von Baden, in: Deutsches Biographisches Jahrbuch, Stuttgart 1923, S. 251-261.
7. Slapar (2006): Martin Slapar, Max Dressler (1863-1936). Leben und Werk des badischen Mediziners und Philosophen, Aachen 2006 (zugleich Diss. med. Würzburg 2005).
8. Willmann (1973-79): Otto Willmann, Geschichte des Idealismus. Bd. I (1973), Bd. II (1975), Bd. III (1979), Aalen 1973-1979.
9. Ziegler (1888): E[] Ziegler, Nekrolog und Bibliographie zu Rudolf Robert Maier. Beiträge zur pathologischen Anatomie und zur allgemeinen Pathologie (1889), 4, S. 473-479.

Literatur und Medizin: Das literarische Werk des Arztes Hans Lungwitz (1881-1967)

Matthias Miener und Dominik Groß

1. Vorbemerkungen

Medizin und Literatur stehen seit jeher in einer oft fruchtbaren wechselseitigen Beziehung, und nicht wenige Ärzte suchen in der Dichtkunst einen intellektuellen Ausgleich zu ihrer beruflichen Tätigkeit. Zu den bekanntesten Arztdichtern der Neuzeit zählen Friedrich Schiller (1759-1805), Arthur Schnitzler (1862-1931) und Gottfried Benn (1886-1956). Volker Klimpel hat 2006 ein viel beachtetes *Lexikon fremdsprachiger Schriftsteller-Ärzte* veröffentlicht, dem 1999 ein *Biographisch-bibliographisches Lexikon* über Arztdichter *von den Anfängen bis zur Gegenwart* vorausgegangen war. Beide Werke können als eindrucksvolle Belege für die skizzierte Verbindung von ärztlicher und schriftstellerischer Betätigung gelten.¹

Wenig bekannt ist dagegen, dass auch der Begründer der so genannten Psychobiologie, Hans Lungwitz, zu den ärztlichen Literaten gehört.² Wenngleich sein Œuvre hinsichtlich seiner Bedeutung nicht mit den Werken der vorgenannten Autoren verglichen werden kann, scheint es lohnend, seine literarische Tätigkeit näher in den Blick zu nehmen. Der vorliegende Beitrag stellt daher den Dramatiker (Kapitel 3) und Romancier (Kapitel 4 und 5) Hans Lungwitz in den Mittelpunkt der Betrachtung. Am Ende stehen Schlussbemerkungen zu seinem künstlerischen Schaffen. Vorausgeschickt werden soll jedoch zunächst eine kurze bioergografische Einführung.

2. Hans Lungwitz – Eine Einführung in Leben und Werk

Hans Lungwitz wurde am 19. Oktober 1881 in Gößnitz (Sachsen) als viertes Kind seiner Eltern geboren.³ Sein Vater Max Bernhard Lungwitz übte, wie bereits einige der Vorfahren, den Beruf des Stickers aus.⁴ Lungwitz selbst bezeichnet ihn als „Künstler, vor allem Zeichner, dazu auch Sänger, Dichter, Weltbetrachter“.⁵ Die Mutter Bertha Lungwitz, geborene Oertel, stammte aus der Nähe von Chemnitz.

1895 zog die Familie nach Altenburg, und Lungwitz trat dort in die Untertertia des humanistischen Gymnasiums Ernestinum ein. Durch den Tod des Vaters im Jahr 1896⁶ und den Wegzug der Mutter nach Reichenbach (Vogtland) im darauf folgenden Jahr

¹ Klimpel (1999 und 2006).

² Vgl. hierzu auch die von D. Groß betreute Dissertation von Miener (2005) sowie den Beitrag von Miener/Eisermann (2007).

³ Dominicus (1993), S.11 f.

⁴ Dominicus (1993), S. 11.

⁵ Lungwitz (1961), S. 3.

⁶ Lungwitz gibt in seiner Biografie 1897 als das Sterbejahr seines Vaters an: Lungwitz (1961), S. 6; tatsächlich verstarb Max Lungwitz aber am 15. Dezember 1896: Dominicus (1993), S. 14.

veränderte sich die familiäre und die wirtschaftliche Situation Lungwitz' grundlegend.⁷ Er blieb als „möblierter Herr“ in Altenburg zurück, bot Nachhilfestunden an und bezog herzogliche Stipendien.⁸

1901 bestand er das Abitur als Jahrgangsbester, wofür er eine Auszeichnung von Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg⁹ erhielt. Lungwitz sollte als „Herzogsstudent“ an der Landesuniversität Jena studieren und eine Beamtenkarriere im Herzogtum einschlagen. Dies hätte für ihn finanzielle Sicherheit bedeutet, ihn aber auch in eine Abhängigkeit gebracht, die ihm unerträglich schien.¹⁰ Daher entschloss sich Lungwitz, im Sommersemester des Jahres 1901 ein Studium an der Universität Greifswald aufzunehmen.¹¹ Er widmete sich den Alten Sprachen, der Philosophie und der Psychologie. Nachdem ein Kommilitone sein Interesse an der Medizin geweckt hatte, gab Lungwitz die Altphilologie auf und schrieb sich zum Wintersemester 1901/02 in Medizin ein.¹² 1902 wechselte er an die Bayerische Ludwig-Maximilians-Universität nach München und zum Wintersemester nach Halle an der Saale, wo er zusätzlich Chemie studierte. 1905 beendete er nach fünf Semestern das Chemiestudium mit dem Staatsexamen und einer Dissertation über die *Condensation von Zimtaldehyd mit organischen Basen der aromatischen Reihe*. Im Rahmen seines Medizinstudiums legte er 1904 die Vorprüfung und 1906 nach zehn Semestern das Staatsexamen ab.¹³ Nach dem Staatsexamen 1906 zog Lungwitz nach Köln und absolvierte am dortigen Kinderhospital der Akademie für praktische Medizin sein Praktisches Jahr. In fünfmonatiger Arbeit verfasste er 1907¹⁴ die medizinische Dissertation mit dem Titel *Stoffwechselversuche über den Eiweißbedarf des Kindes*, mit der schließlich er am 26. Mai 1908 promovierte. Bereits im Herbst 1907 war er wieder nach Berlin gezogen, wo er eine klinische Tätigkeit auf der Inneren Abteilung des Augusta-Hospitals aufgenommen hatte.

Am 2. Januar 1908 heiratete er seine Frau Anna, die Schwägerin seiner Schwester, die er zehn Jahre zuvor auf einer Hochzeit kennen gelernt hatte, und am 14. Februar 1908 erlangte er die ärztliche Approbation.

Mit der Approbation eröffnete Lungwitz seine erste allgemeine Praxis. Zeitgleich war er im privaten Kurfürsten-Sanatorium Berlin tätig. Die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg waren von enormer Schaffenskraft gekennzeichnet: 1908 gründete er ein Unternehmen für Heilmittelprodukte, die Hephata GmbH. Er war Redakteur und Herausgeber diverser, allerdings wenig erfolgreicher Fachzeitschriften, die zum Teil in seinem eige-

⁷ Dominicus (1993), S. 14.

⁸ Lungwitz (1961), S. 6.

⁹ Ernst, Herzog von Sachsen-Altenburg, 1826-1908.

¹⁰ Dominicus (1993), S. 14.

¹¹ Schweckendiek (1971), S. 151.

¹² Lungwitz (1961), S. 6.

¹³ Dominicus (1993), S. 18.

¹⁴ Siegert, Ferdinand, Prof. Dr. med., Pädiater, geb. 22. April 1865 Neuwied/Rhein, gest. 21. Februar 1946 Köln, Medizinstudium in Freiburg (Breisgau), Gießen, Genf, Straßburg, Promotion (*Ein Beitrag zur Therapie der Spina bifida*), ab 1904 Professor an der Akademie für praktische Medizin in Köln, Lehrauftrag für Kinderheilkunde von 1919-1931 an der Universität Köln, Geheimer Medizinalrat: vgl. Deutsche Biographische Enzyklopädie IX, S. 311.

nen Verlag, dem Adler-Verlag (gegründet 1909), erschienen: *Therapeutische Rundschau*, *Moderne Medizin*, *Beiträge zur forensischen Medizin*, *Archiv für Stadthygiene* und *Diabetiker-Zeitung*. In diesen Zeitschriften veröffentlichte er Beiträge zu medizinisch-wissenschaftlichen und medizinisch-sozialpolitischen Themen. Er verfasste zudem drei Bücher über Diabetes mellitus: *Über die Grundlagen der Zuckerkrankheit*, *Nahrungsmittel-Tabellen für Diabetiker* (beide 1912 erschienen) und *Das neue Kochbuch für Zuckerkrankke* (zusammen mit Freiin von Münchhausen, erschienen 1913).¹⁵ Gemeinsam mit Lipliawsky¹⁶ schrieb er das Handbuch *Die Radioelemente in der Heilkunde* (1913), das ins Italienische und Japanische übersetzt wurde. Eine geplante englischsprachige Ausgabe vereitelte der Erste Weltkrieg.¹⁷



Abbildung 1: Hans Lungwitz mit Ehefrau Anna, geb. Winkler¹⁸

Dem vielseitigen Schaffen wurde durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine jähe Zäsur gesetzt. Lungwitz wurde als Militärarzt eingezogen, mehrfach versetzt und begleitete schließlich den Feldzug nach Wolhynien als Bataillonsarzt. Nach seiner Rückkehr nach Berlin im Jahr 1919 nahm er die ärztliche Praxis wieder auf und setzte seine sozialpolitischen und verlegerischen Aktivitäten fort.¹⁹

¹⁵ Dominicus (1993), S. 18 ff.

¹⁶ Nicht näher bekannt.

¹⁷ Lungwitz (1961), S. 7.

¹⁸ Quelle: Hans-Lungwitz-Archiv, Dresden.

¹⁹ Dominicus (1993), S. 21 ff.

Das Jahr 1921 brachte einen radikalen Wendepunkt in Lungwitz' Leben: Er stellte seine bisherigen Tätigkeiten auf dem Gebiet der Sozialreform ein und setzte sich nunmehr intensiv mit der Psychoanalyse Freuds auseinander.²⁰ In den Jahren von 1921 bis 1923 verfasste Lungwitz erste Aufsätze auf dem Gebiet der Psychologie: 1925 schrieb er die Broschüre *Über Psychoanalyse* und in seiner Veröffentlichung *Die Entdeckung der Seele* beschäftigte er sich mit dem Leib-Seele-Problem. 1932 erschien die *Erkenntnistherapie für Nervöse*. War Lungwitz anfänglich noch stark durch die Psychoanalyse beeinflusst, löste und distanzierte er sich in zunehmenden Maße von dieser und prägte stattdessen den Begriff „Psychobiologie“, mit dem er sein eigenes, letztlich wenig wirkmächtiges Lehrgebäude bezeichnete.²¹

Lungwitz begriff seine Lehre als die axiomfreie wissenschaftliche Anthropologie auf der Grundlage biologischer Tatsachen.²² Kernfragen der Lungwitz'schen Erkenntnistheorie sind:

1. Was ist das Anschauende, Wahrnehmende, die Psyche, der Geist, das Subjekt, letztlich das Ich?
2. Was ist das Angesehene, Wahrgenommene, die Physis, das Existente, das Bewusste, das Objekt, letztlich die Welt?
3. Wie funktioniert die Anschauung, Wahrnehmung, d. h. wie geht der Übergang von der Psyche auf die Physis und umgekehrt vonstatten, wie „kommunizieren“ Subjekt und Objekt?

Lungwitz beantwortete diese Fragen folgendermaßen: Das Angesehene, Wahrgenommene, die Physis, das Existente, das Bewusste, das Etwas, das Objekt sind Synonyme. Organ des Bewusstseins ist die menschliche Hirnrinde. Das Bewusste bzw. das Objekt etc. ist Funktionseigentümlichkeit jeweils spezifischer Zellen der Hirnrinde (nicht zu verwechseln mit der Funktion der Hirnrinde). Die Welt ist identisch mit der Summe der „Bewusstseinsseinheiten“, d. h. der Objekte. Das Objekt „erscheint“ als Gefühl, Gegenstand und Begriff. Das Objekt hat keine zeitliche und räumliche Ausdehnung, es entspricht dem mathematischen Punkt. Das Objekt setzt sich – ausschließlich beschreibungsmäßig – aus Symbolkomponenten zusammen und ist somit Symbol aller Vor- und Nach-Objekte, d. h. der Welt. Das Objekt existiert ausschließlich als Verändertheit und ist nur mit sich selbst identisch. Eine Identität zwischen Objekten gibt es nicht. Das Subjekt hat keine Bestimmtheiten, d. h. keine Eigenschaften und Funktionen. Anschauung ist polare Gegensätzlichkeit; sie ist zeit-räumliche Zugleichheit von Subjekt – Objekt, Psyche – Physis, Anschauendem – Angesehendem, Bewusstem – Nicht-Bewusstem, Nichts – Etwas. Die Anschauungseinheit Subjekt – Objekt wird in der Psychobiologie als Eron oder als Individuum (das Unteilbare) bezeichnet.

Lungwitz zog aus seinen Erkenntnissen folgende Konsequenzen: Es gibt keine absolute, vom Bewusstsein unabhängige Welt, in der wir leben. Es gibt keine Möglich-

²⁰ Lungwitz (1961), S. 8.

²¹ Ebenda, S. 32 ff.

²² Für die folgenden Ausführungen vgl. neben dem 10-bändigen Gesamtwerk *Lehrbuch der Psychobiologie* von Hans Lungwitz: ders. (1933-1970); www.lungwitz-foundation.de; Dominicus (1993); Rahn (1973); Fischbach (2006); Fischbach/Groß/Eisermann (2007).

keit, gewissermaßen objektiv und unabhängig vom Bewusstsein das Bewusstsein zu erkennen, das erkenntnistheoretische Problem der Anschauung und das vermeintlich geheimnisvolle Rätsel um das Wesen der Welt zu lösen. Es gibt keinen vom menschlichen Bewusstsein unabhängigen absoluten Raum und keine absolute Zeit, in denen wir leben. Raum und Zeit sind als Bewusstes lediglich beschreibende Begriffe. Eine Wirkung von der Psyche auf die Physis, vom Subjekt auf das Objekt und vice versa, von einem Objekt auf ein anderes Objekt (Ursache-Wirkung-Prinzip) ist deutende Beschreibung und als solche selber Folge von Objekten und Kennzeichen der heute noch vorwiegenden Weltanschauung. Lungwitz widerspricht der Vorstellung, man könne quasi allein kraft seines Geistes, unabhängig von den Naturwissenschaften, insbesondere der Neurobiologie, zu einem Erkenntniszuwachs gelangen, was das vermeintlich eigentliche, das geistige Wesen des Menschen betrifft.

Basierend auf diesem als sprachlich sperrig empfundenen und von Neologismen durchsetzten Lehrgebäude entwickelte Lungwitz eine kognitive Psychotherapie (Psychobiologische Analyse, Erkenntnistherapie) – eine Behandlungsmethode, welche die Aufsplitterung in ideologisch abgegrenzte Psychotherapieschulen durch Vermittlung tatsachengerechten, metaphysikfreien Denkens überwinden sollte.

Im Verlauf der beginnenden 1920er Jahre verlagerte sich Lungwitz' kurative Tätigkeit mehr und mehr von der Allgemeinmedizin zur Psychotherapie. Um seine Lehre einem breiteren Publikum zugänglich zu machen,²³ gründete er 1926 die *Schule der Erkenntnis* und die *Internationale Psychobiologische Gesellschaft*. Beiden Institutionen blieb jedoch der Durchbruch versagt; sie stellten nach einigen Jahren ihre Tätigkeit ein.²⁴ Lungwitz erklärte diese Entwicklung als Folge der Machtergreifung und Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten.²⁵ Anfänglich Anhänger des Nationalsozialismus – Lungwitz war ab 1926 Mitglied der NSDAP und im NS-Ärztbund aktiv –, distanzierte er sich zunehmend von der NS-Ideologie und wurde 1932 aus der Partei ausgeschlossen.²⁶ Eine Anfrage, ob er Hitler behandeln wolle, lehnte er nach eigener Aussage mit dem Verweis auf dessen „Unheilbarkeit“ ab.²⁷ Lungwitz zog sich nach 1933 aus der Öffentlichkeit zurück. Er verfasste das *Lehrbuch der Psychobiologie*, ein Werk in acht Bänden, dessen erste Bände zwischen 1933 bis 1942 erschienen.²⁸

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bemühte sich Lungwitz um die Rekonstituierung der *Psychobiologischen Gesellschaft* (1952). Es folgten 1955 und 1956 die Editionen der beiden letzten Bände seines Lehrbuches. Die von ihm geplanten Neuauflagen seiner Bücher blieben allerdings unverwirklicht. Mit Vorträgen trat er wieder an die Öffentlichkeit, erlangte aber auch nach dem Krieg keine größere Resonanz.²⁹ Am 28. November 1962 starb seine Frau und langjährige Wegbegleiterin, was Lungwitz seines

²³ Rahn (1981), S. 3.

²⁴ Dominicus (1993), S. 54 ff.

²⁵ Lungwitz (1961), S. 9.

²⁶ Dominicus (1993), S. 56 ff.

²⁷ Lungwitz (1961), S. 10.

²⁸ Dominicus (1993), S. 60 f.

²⁹ Dominicus (1993), S. 62 ff.

Lebenswillens beraubte. Nach der Einnahme einer Überdosis Schlaftabletten verstarb Hans Lungwitz am 24. Juni 1967 in Berlin, ohne dass er seiner Lehre – der Psychobiologie – zum Durchbruch hatte verhelfen können.³⁰

Hans Lungwitz verfasste in jungen Jahren vier Theaterstücke und insgesamt fünf Romane, die er in zwei Fällen als „Sozialromane“ und in den übrigen Fällen als „neurosenkundliche“ Romane bezeichnete. Die Sozialromane sollten nach dem Willen des Autors Unterhaltungselemente und eigene sozialreformerische Ideen verbinden; demgegenüber fungierten die „neurosenkundlichen“ Romane weniger als reformerisches Sprachrohr des Autors, sondern – so Lungwitz – vor allem als „künstlerisch“ gestaltete „Tatsachenberichte“.³¹ Grundlage waren Krankengeschichten aus dem Praxisalltag des Autors, die den Leser unterhalten, zugleich aber auch als „Quelle der Erkenntnis“³² dienen sollten, gemäß dem von Lungwitz vorangestellten Motto: „Eins ist Not – Erkenntnis“³³.

Neben den Romanen schrieb Lungwitz auch mehrere Stücke für die Bühne. Auch sie sind teilweise vor dem Hintergrund seines wissenschaftlichen und reformerischen Schaffens zu sehen und sollen zuerst im Mittelpunkt der Betrachtung stehen.

3. Die Theaterstücke

In seiner Autobiografie führt Lungwitz aus: „[...] auch dichtete ich drei Dramen *Der Sündenfall*, *Der Prophet im Vaterlande* und *Gunbils Traum*.“³⁴

Tatsächlich aber sind die Typskripte von *vier* Bühnenstücken überliefert: zu den genannten Werken gesellt sich noch das Drama *Die Hetäre*, das inhaltlich dem gleichnamigen Lungwitz'schen Roman entspricht und dessen verkürzte Form darstellt.³⁵

Im Folgenden sollen die Lungwitz'schen Theaterstücke kurz skizziert und ihre jeweiligen Besonderheiten dargestellt werden.

3.1 „Der Sündenfall“

Der Sündenfall thematisiert die Grundzüge des biblischen Schöpfungsberichts um Adam und Eva aus der Genesis. Lungwitz veränderte und adaptierte die bekannte Geschichte und entwickelte so ein Gleichnis über die Entwicklung der Anschauung des Menschen, von der Unwissenheit zur Erkenntnis, von der vorpsychologischen zur „gesunden“ Denkweise. Dominicus geht davon aus, dass Lungwitz im biblischen „Sündenfall“ ein „Symbol der menschlichen Pubertät, des Übergangs vom jugendlichen Glauben zum murenen Wissen“ sah.³⁶

³⁰ Dominicus (1993), S. 80.

³¹ Lungwitz (1940).

³² Ebenda.

³³ Lungwitz (1932), Titelblatt.

³⁴ Lungwitz (1961), S. 7.

³⁵ Typskripte im Hans-Lungwitz-Archiv in Dresden.

³⁶ Dominicus (1993), S. 25.

Das wahrscheinlich einzige Exemplar dieses Dreiakters befindet sich im Hans-Lungwitz-Archiv in Dresden. Es handelt sich um ein 99 maschinengeschriebene Seiten umfassendes Typoskript, das die Werkbezeichnung *Eine dramatische Dichtung* trägt und als Autor einen gewissen „Felix Schönwerth“ nennt.³⁷ Hierbei handelt es sich um ein Pseudonym, das Lungwitz aus nicht näher bekannten Gründen wiederholt verwendet.

Das Skript enthält einige handschriftliche Änderungen und Ergänzungen von Lungwitz. Dem Titelblatt zufolge ist es 1912 entstanden. Nach Dominicus soll Lungwitz dieses Stück aber bereits mit 17 Jahren verfasst haben,³⁸ also 1898/99.

3.2 „Der Prophet im Vaterlande“

Lungwitz übt in *Der Prophet im Vaterlande* Kritik an den bestehenden Verhältnissen an deutschen Hochschulen. Er verarbeitete hierbei den Fall eines Freundes, Alfred Dührsen, den er für den idealen Bewerber auf einen vakanten gynäkologischen Lehrstuhl an der Berliner Universität hielt, der aber zunächst nicht für die freie Stelle in Betracht gezogen wurde.

Auf dem im Hans-Lungwitz-Archiv befindlichen Typoskript ist unter dem Titel – wohl als alternativer Titel – vermerkt: *Wie Pauly Ordinarius wurde. Komödie in drei Aufzügen. Von Felix Schönwerth*.³⁹ Auch hier begegnet uns Lungwitz also wieder unter seinem Pseudonym. Handschriftlich sind auf dem Titelblatt von Lungwitz noch weitere Titelvariationen hinzugefügt: *Paulys Verbannung, Paulys Vermächtnis, Paulys Glaube und Liebe, Glaube und Liebe, Paulys Werbung* und *Der Prophet im Vaterlande*. Für den letztgenannten Titel scheint sich Lungwitz dann endgültig entschieden zu haben, denn unter diesem taucht das Stück in seiner Autobiografie auf.⁴⁰ Das Datum ist auf dem Typoskript nicht vermerkt, es könnte aber um 1912/13 entstanden sein.⁴¹ Lungwitz dürfte eine tatsächliche Begebenheit als Vorlage genommen haben. Diese hatte sich in Berlin um das Jahr 1910 zugetragen, weist deutliche Parallelen zum Inhalt und zur Thematik des Stückes auf und wurde von ihm in drei Artikeln der Zeitschrift *Moderne Medizin* thematisiert.⁴² Das Skript ist 104 Seiten lang und liegt im Hans-Lungwitz-Archiv – im Gegensatz zu den anderen Stücken – in mehrfacher Ausführung vor. Diese Tatsache könnte noch ein Hinweis darauf sein, dass das Stück wohl als einziges der vier auf der Bühne zur Aufführung kommen sollte. Zumindest behauptet Lungwitz dies in seiner Autobiografie: „Das zweite [Drama, *Der Prophet im Vaterlande*] sollte aufgeführt werden, aber der Krieg [Erste Weltkrieg] kam [...] dazwischen.“⁴³

³⁷ Vgl. Lungwitz (1912a), Titelblatt zu *Der Sündenfall*.

³⁸ Dominicus (1993), S. 25.

³⁹ Lungwitz (1912/13a), Titelblatt.

⁴⁰ Lungwitz (1961), S. 7.

⁴¹ Dominicus (1993), S. 96.

⁴² Lungwitz (1910a, b, c).

⁴³ Lungwitz (1961), S. 7 f.

3.3 „*Gunbils Traum*“

Bei *Gunbils Traum* handelt es sich um ein historisches Eifersuchts-Drama, in dem zwei Frauen um die Liebe eines Mannes kämpfen. Das wohl einzige Exemplar dieses im Mittelalter spielenden Stückes⁴⁴ befindet sich ebenfalls im Hans-Lungwitz-Archiv in Dresden. Das Titelblatt fehlt, und somit ist es nicht möglich zu eruieren, ob Lungwitz dieses Stück, wie die beiden vorgenannten, auch unter seinem Pseudonym verfasst hat. Auch ein Entstehungsdatum fehlt; es ist zu vermuten, dass das Drama um 1912/13⁴⁵ geschrieben worden ist. Das Typoskript dieses Dreiakters umfasst 84 Seiten.⁴⁶

3.4 „*Die Hetäre*“

Neben den drei bisher angesprochenen Stücken liegt im Hans-Lungwitz-Archiv ein weiteres Drama als Typoskript vor: *Die Hetäre*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, das 73 maschinengeschriebene Seiten umfasst. Diesem Theaterstück liegt als zentrales Thema die Problematik der „späteren Wirnisse missglückter Liebes- und Ehebindung“⁴⁷ zu Grunde. Es gleicht inhaltlich, im Aufbau und in der Darstellung der Protagonisten dem gleichnamigen „Roman aus der Neurosenkunde“. Lungwitz thematisiert die Entwicklung der Schauspielerin Maja. Sie verehrte als Kind zunächst den Vater. Im Internat lernt sie das eigene Geschlecht lieben, führt ein affärenreiches Leben während ihrer Zeit auf der Bühne und geht schließlich eine (unglückliche) Ehe mit Hermes ein.⁴⁸

Von Lungwitz selbst wird es in seiner Autobiografie nicht erwähnt, und auch sonst findet sich aus seiner Feder kein Hinweis auf das Werk. Dass es von ihm stammt, darf gleichwohl angenommen werden, da der grobe Verlauf der Handlung nahezu identisch mit dem des gleichnamigen Romans ist. Außerdem finden sich auf dem Titelblatt der handschriftliche Vermerk „Hans Lungwitz, Charlottenburg 9, Fürstenplatz 3“, auf der zweiten Seite eine handschriftliche Vorstellung der Charaktere und im Text einige handschriftliche Veränderungen.⁴⁹ Diese Schriftproben sind eindeutig Lungwitz zuzuordnen.

Wann das Stück entstanden ist, ist nicht bekannt. Dominicus nimmt in seiner Lungwitz-Biografie als Entstehungsjahr 1912 an.⁵⁰ Lungwitz gibt an, er habe den Roman 1920 geschrieben.⁵¹

3.5 *Synopsis der Theaterstücke*

Vorwegzuschicken ist, dass Lungwitz der Erfolg als Bühnenautor versagt geblieben ist und keines seiner Stücke veröffentlicht oder aufgeführt wurde. Die Theaterstücke wirken inhomogen im Hinblick auf Sprache und Inhalt: Der Sündenfall ist in Versform verfasst. Die Sprache von *Gunbils Traum* erscheint in ihrer mittelalterlichen Imitation

⁴⁴ Lungwitz (1961), S. 7.

⁴⁵ Dominicus (1993), S. 96.

⁴⁶ Lungwitz (1912/13b).

⁴⁷ Ebenda.

⁴⁸ Lungwitz (1970), S. 620.

⁴⁹ Lungwitz (1912b), S. 2.

⁵⁰ Dominicus (1991).

⁵¹ Lungwitz (1940), S. 5.

gestellt. Der Stil von *Propheten im Vaterlande* und *Die Hetäre* imponiert demgegenüber als vergleichsweise klar und nüchtern. Hier müssen aus sprachlicher Sicht lediglich Zugeständnisse an die Entstehungszeit der beiden Stücke gemacht werden. *Die Hetäre* ist als Theaterstück im Gegensatz zum Roman klarer verständlich, da sie sich vor allem auf die äußere Handlung bezieht. Die innere Verfasstheit der Protagonisten nimmt weniger Raum ein, als sie das im Roman tut. Dessen Handlungsstrang lässt sich bisweilen schwer nachvollziehen und verliert sich in den Beschreibungen der Protagonisten und ihrer Gedanken, die Lungwitz in einer schwülstig wirkenden Sprache darlegt. *Die Hetäre* ist in das psychobiologische Schaffen Lungwitz' einzureihen. Sie ähnelt dem gleichnamigen Roman; es ist somit das einzige seiner schriftstellerischen Werke, das in zwei unterschiedlichen Literaturgattungen vorliegt.

Inhaltlich muss *Der Prophet im Vaterlande* vor dem Hintergrund der Lungwitz'schen reformerischen Tätigkeit gesehen werden. Als einziges seiner Theaterwerke sollte *Der Prophet* auch auf die Bühne gebracht werden, was jedoch wohl durch den Ersten Weltkrieg verhindert wurde.⁵² Lungwitz' Motiv für die Abfassung von *Gunbills Traum* ist dagegen nicht bekannt. Er erwähnt die Abfassung des Dramas in seiner Autobiografie, gibt aber keine weiteren Hinweise.⁵³

4. Die „neurosenkundlichen“ Romane

Alle Romane aus der „Neurosenkunde“ basieren laut Lungwitz auf psychopathologischen Fallberichten aus dessen Praxis beziehungsweise stellen deren literarische Verarbeitung dar.

4.1 „*Lamias Leidenschaft*“

Im Roman wird der Inzest zum Thema: Eine Mutter erkennt in ihrem Sohn den verstorbenen Mann wieder und will den Jüngling verführen.

Lamias Leidenschaft ist der erste von drei Romanen, die Lungwitz im Rahmen seiner Beschäftigung mit der medizinischen Psychologie verfasst hat.⁵⁴ Ursprünglich trug *Lamias Leidenschaft* wie die beiden anderen nach dem Ersten Weltkrieg erschienen Romane (*Welt und Winkel*, *Die Hetäre*) lediglich den Untertitel „Psychoanalytischer Roman“. Damit war Lungwitz jedoch offensichtlich à la longue nicht mehr zufrieden, denn später bezeichnete er diese Werke als „Romane aus der Neurosenkunde“,⁵⁵ und in den im Hans-Lungwitz-Archiv verbliebenen Exemplaren der Romane sind von Lungwitz selbst diesbezüglich Verbesserungen – teils handschriftlich, teils mit maschinengeschriebenen Zetteln – vorgenommen worden. Lungwitz wollte sich anscheinend auch hier von der klassischen Psychoanalyse Freuds⁵⁶ abheben. Wann der Roman *Lamias Leidenschaft* ge-

⁵² Lungwitz (1961), S. 7.

⁵³ Ebenda, S. 7.

⁵⁴ Lungwitz (1920a).

⁵⁵ Lungwitz (1961), S. 9.

⁵⁶ Freud, Sigmund, geb. 6. Mai 1856, gest. 23. September 1939, österreichischer Arzt und Psychologe: vgl. Meyer (I), Bd. 9, S. 422.

schrieben wurde, wird sich wohl nicht mehr mit endgültiger Sicherheit feststellen lassen, da Lungwitz selbst unterschiedliche Angaben machte: In einem Vorwort zur Neuauflage der drei Romane aus der Neurosenkunde gab er 1940 an, den Roman bereits 1914 verfasst zu haben.⁵⁷ In seiner Autobiografie hingegen schreibt er, nachdem er aus dem Krieg zurückgekehrt sei, habe er seine „Praxis und literarische Tätigkeit“ wieder aufgenommen und „drei Romane aus der Neurosenkunde“ geschrieben.⁵⁸ Zu bedenken ist, dass das Vorwort zeitlich näher an der Romanentstehung liegt und dass Lungwitz auf dieses Detail angesichts der Kürze der Autobiografie keinen größeren Wert gelegt haben dürfte.

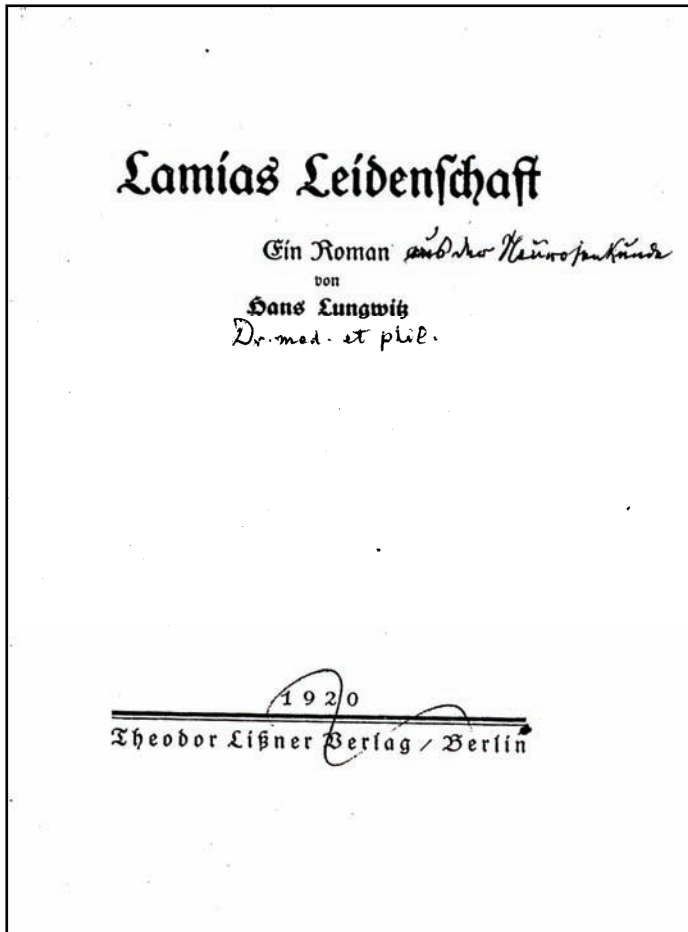


Abbildung 2: Titelblatt zu *Lamias Leidenschaft*

⁵⁷ Lungwitz (1940), S. 4.

⁵⁸ Lungwitz (1961), S. 9.

Beide Argumente sprechen für das frühere Entstehungsdatum, was aber daraufhin deuten könnte, dass Lungwitz sich schon vor seiner eigentlichen „Psychobiologischen Phase (1921-1967)“⁵⁹ und vor seinem Studium der Psychoanalyse (ab 1921)⁶⁰ eingehend mit Fragen aus dem Bereich der Psychologie beschäftigt hat. Fest steht, dass die erste Auflage des Romans 1920 im Verlag Theodor Lißner, Berlin, erschienen ist. Neben dieser sind noch zwei weitere veröffentlicht worden, beide im Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig, und zwar in den Jahren 1925 und 1926. Der Titel dieser beiden Auflagen ist *Einer Mutter Liebe*.⁶¹ Einige Kritiker schrieben *Lamias Leidenschaft* aufgrund der Inzest-Thematik pornografischen Charakter zu, so dass schließlich ein Gerichtsverfahren eingeleitet wurde, in welchem sich Lungwitz mit namhaften Persönlichkeiten der Kunst- und Literaturszene der 1920er Jahre auf der Anklagebank versammelt sah, unter ihnen Lovis Corinth und Arthur Schnitzler. Eine Reihe von Gutachtern sprach den Autor jedoch von pornografischen Absichten frei.⁶² Gleichwohl führte das Gerichtsverfahren zu dem Ergebnis, dass einzelne Stellen, die Anstoß erregt hatten, geändert werden mussten.⁶³ Im Zuge dieser Veränderungen wählte Lungwitz mit *Einer Mutter Liebe* zugleich einen neuen Titel.

4.2 „Welt und Winkel“

Der Roman wurde nach Lungwitz' Angaben 1916/17 „im Felde“⁶⁴ während des Ersten Weltkrieges verfasst. Die Protagonisten sind dieselben wie in *Lamias Leidenschaft* bzw. *Einer Mutter Liebe*. Er kann daher als Fortsetzungsroman gelten. Erschienen ist das Werk 1920 und in einer erneuten Auflage 1925.⁶⁵

4.3 „Die Hetäre“

Die Hetäre thematisiert eine „missglückte“ Ehebindung. Der Roman wurde 1920 verfasst. Die einzige Auflage erschien 1925.⁶⁶ Inhaltlich entspricht er dem oben erwähnten gleichnamigen Bühnenstück.⁶⁷ Im Roman wird allerdings der Ort der Handlung nicht präzisiert. Sie spielt im Gebirge und hier in einem Landhaus, in einem Hotel und in einer Berghütte. Die Szenerie der drei Orte wechselt häufig. Im Bühnenstück wird zwar der Ort näher bestimmt – ein Landhaus in Oberbayern –, aber die Handlung spielt im ersten bis dritten und im fünften Akt in einem Zimmer des Hauses sowie im vierten Akt in einer Berghütte. Diese örtliche Beschränkung muss als Zugeständnis an die begrenzten Möglichkeiten des Theaters aufgefasst werden, ebenso wie die oben angesprochenen veränderten Dialoge. Der Roman ist aus der Sicht eines Erzählers geschrieben, der dem Leser Einblicke in die Gedankengänge und Empfindungen der jeweiligen Personen gewährt. Im Theaterstück werden dem Leser bzw. Zuschauer die für den

⁵⁹ Dominicus (1993), S. 30.

⁶⁰ Dominicus (1993), S. 83.

⁶¹ Stelzenmüller (1997), S. 44 f.

⁶² Vgl. Brunner (o. J.); Driesch (1921); Kerr (1921); Kyser (1921); Schleich (1921); Zobelitz (1921).

⁶³ Urteilsbegründung (1921).

⁶⁴ Lungwitz (1940).

⁶⁵ Lungwitz (1920b).

⁶⁶ Lungwitz (1925).

⁶⁷ Siehe hierzu Kapitel 3.4.

Handlungsverlauf nötige Information über ausgedehnte Dialoge der Darsteller mitgeteilt. Die Thematik, die Lungwitz für den Roman zugrunde legt – nämlich die „Wirrnisse missglückter Liebes- und Ehebindung“⁶⁸ – ist trotz dieser Unterschiede im Detail auch im Bühnenstück führend.

4.4 Synopsis und Rezensionen der „neurosenkundlichen“ Romane

Zur Entstehungszeit der neurosenkundlichen Romane macht Lungwitz widersprüchliche Angaben. *Lamias Leidenschaft* will er 1914, *Welt und Winkel* „im Felde“ 1916/1917 und *Die Hetäre* 1920 verfasst haben.⁶⁹ An anderer Stelle schreibt er, dass er die Romane ab 1919, aus dem Krieg zurückgekehrt, geschrieben habe.⁷⁰ Ob sich die Thematik der Romane auf tatsächlich stattgefundenere Ereignisse und auf Patientengeschichten bezieht, wie Lungwitz immer wieder betont,⁷¹ oder ob die Romane fiktiven Ursprungs sind, bleibt unklar. Da die Romane vor seinem psychobiologischen Werk entstanden sind, könnte Lungwitz mit der jeweiligen Thematik im Rahmen seiner ärztlichen Tätigkeit in Berührung gekommen sein. In Anbetracht der Tatsache, dass die Romane einige Jahre vor dem Lehrwerk geschrieben worden sind, muss es überraschen, dass Lungwitz sie nachträglich in das theoretische Gebäude der Psychobiologie einzuordnen versucht. Gelegentlich entsteht der Eindruck, Lungwitz wollte durch den Hinweis, seine Romane seien vor dem Lehrwerk entstanden, demonstrieren, dass er schon früh zu grundlegender „Erkenntnis“ gelangt war.

Lamias Leidenschaft und *Die Hetäre* sind jeweils klar auf ein Thema zentriert, das stark in den Vordergrund tritt und die Handlung bestimmt: Im einen Fall ist dies der Inzest, im anderen eine unglückliche Ehe. Aufgrund dieser thematischen Fokussierung erscheinen beide Romane realer als *Welt und Winkel*. Letzterer ist zwar als Fortsetzung von *Lamias Leidenschaft* konzipiert, und es lassen sich in der Tat zahlreiche Querverbindungen ausmachen, doch *Welt und Winkel* wirkt inhomogen und konstruiert. Auch sprachlich hebt sich *Welt und Winkel* von den beiden vorgenannten Werken ab. In einer Rezension wird die Sprache in *Welt und Winkel* – im Gegensatz zu den beiden anderen Romanen – als „Bibelsprache“ bezeichnet.⁷² Zudem benutzt Lungwitz den Roman auch noch als Medium für seine sozialreformerischen Überzeugungen, was diesen thematisch überladen wirken lässt. *Die Hetäre* erschien in einer einzigen Auflage 1925 bei Ernst Oldenburg. Lungwitz hatte die drei Romane für eine Neuauflage überarbeitet, wozu er auch ein Vorwort schrieb. Zu diesem Neudruck kam es allerdings nicht mehr. Um das Seelenleben der Protagonisten adäquat darzustellen, hob Lungwitz die Sprache nach eigenem Bekunden ins „Symbolische“ und gab „darin die besondere Art des neurotischen Denkens und Sprechens wieder“.⁷³ Alle drei Romane zeichnen sich so letztlich durch eine „barocke“ Sprache aus.

⁶⁸ Lungwitz (1940), S. 5.

⁶⁹ Lungwitz (1940), S. 3, 5.

⁷⁰ Lungwitz (1961), S. 9.

⁷¹ Lungwitz (1932a).

⁷² Schmieder (1927).

⁷³ Lungwitz (1940).

Lamias Leidenschaft bzw. die überarbeitete Version *Einer Mutter Liebe* dürfte unter den Lungwitz'schen „neurosenkundlichen Romanen“ die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Der Prozess um den Roman hatte sicher einen gewissen Werbeeffect. Lungwitz' Romane waren weder ein kommerzieller noch ein künstlerischer Erfolg. Von den jeweils dreitausend Ausgaben der Romane sind laut Lungwitz jeweils zweitausend verkauft worden.⁷⁴ Allerdings betonte Lungwitz, dass die Romane „viele gute Kritik“ gefunden hätten.⁷⁵ Im Hans-Lungwitz-Archiv finden sich fünf Zeitungsausschnitte von Buchbesprechungen aus verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Sie sind wahrscheinlich von Lungwitz selbst gesammelt worden, so dass es sich um ein vorselektiertes und nicht-repräsentatives Quellengut handeln dürfte. Gleichwohl sollen sie nachfolgend kurz angesprochen werden. Es werden jeweils alle drei „neurosenkundlichen Romane“, die mit der Erstveröffentlichung von *Die Hetäre* 1925 erstmals gemeinsam publiziert waren, rezensiert. Die Kritiken sind in folgenden Zeitungen erschienen:

<i>Erscheinungsort</i>	<i>Ausgabe</i>	<i>Autor</i>
Fortschritte der Medizin	43. Jahrgang, Nr. 16, 1925	Dr. Küster
Natur und Gesellschaft, Organ der kulturphilosophischen Gesellschaft	14. Jahrgang, Nr. 7, 1927	W. K.
Berliner Börsenzeitung	Nr. 209, 6. Mai 1927	Prof. A. Schmieder
8 Uhr Abendblatt, Berlin	3. August 1929	O. A.
nicht bekannt	nicht bekannt	Dr. Georg Manes

Die ausführlichste Rezension findet sich in *Fortschritte der Medizin*. Da die Romane mit dem Attribut „psychoanalytisch“ untertitelt sind, hält der Autor, ein gewisser Dr. Küster, es für angebracht, diese in einer medizinischen Fachzeitschrift zu besprechen. Er bezeichnet Lungwitz als Psychoanalytiker, erwähnt, dass Lungwitz die Psychoanalyse zur Erkenntnistherapie weiterentwickelt habe und die Romane Teile seiner „Schule der Erkenntnis“ seien. Die Romane werden kurz zusammengefasst und interpretiert. Lungwitz schildere nicht nur die inneren Zustände der Protagonisten, sondern erschaffe sie förmlich neu und lasse den Leser am Seelenleben der Akteure teilhaben. Allerdings seien die Romane keine typische Unterhaltungslektüre, sondern Bücher, die den Leser in Anspruch nähmen. Bei wiederholter Lektüre erschlossen sich dem Leser fortwährend neue „Reichtümer“. Küster geht schließlich soweit zu sagen, dass „die Romane mehr Einsicht in das ‚Wesen der Dinge‘ als manches dickleibige Philosophiebuch“ böten.

In der „Berliner Börsenzeitung“ zeigt sich der Rezensent begeistert, dass Lungwitz sich sexuellen Problemen widme, da „das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit“ mit der Sexualität zusammenhänge. In seiner „Schule der Erkenntnis“ behandle Lungwitz das sexuelle Problem nicht nur wissenschaftlich, sondern komme ihm auch in Form von Romanen näher. Schmieder gibt jeweils den Inhalt der Romane wieder und stellt

⁷⁴ Lungwitz (1932a).

⁷⁵ Lungwitz (1961), S. 9.

deren Geschlossenheit heraus. Er attestiert Lungwitz eine intuitive Fähigkeit zur Erkenntnis von Zusammenhängen und der Tiefen der menschlichen Seele; den Ursprung besagter Gabe sieht er in der Lungwitz' schen Tätigkeit als Nervenarzt. Meisterlich beherrsche Lungwitz die Sprache und schaffe es so, die feinsten Regungen der Seele anschaulich zu machen, was besonders in *Lamias Leidenschaft* und *Die Hetäre* auffalle. Die Romane dürften nicht als bloße Unterhaltungslektüre betrachtet werden. Vielmehr seien sie Quelle der Erkenntnis.

In *Natur und Gesellschaft* erschien eine weitere Lobeshymne auf Lungwitz, der als „Dr. med. et Dr. philos., Nervenarzt“⁷⁶ betitelt wird. Das Potential für eine breite Leserschaft wird dem Autor Lungwitz auch hier abgesprochen; dafür würden die Romane „ganz entschieden die belletristische Gesamtproduktion Deutschlands seit dem Ausbruch des Krieges“ aufwiegen. Eine „meisterhafte“ Beherrschung der deutschen Sprache wird Lungwitz attestiert, sein „reicher Wortschatz“ wird hervorgehoben. Sein Stil sei klassisch und seine Satzkonstruktionen geradezu berückend. Der Inhalt der Romane (der im Übrigen nicht wiedergegeben wird) stimme mit der Form überein und selten fänden sich in der modernen Literatur „derart tiefe Gedanken in so kraftvoll herrliche Worte gekleidet“. Es fänden sich „Aphorismen der Lebensweisheit, die den Goetheschen unbedingt als ebenbürtig zur Seite gestellt werden“ müssten. Lungwitz offenbare einen „freien und mannhaften Geist“. Die Fähigkeit Lungwitz', das Leben mit Hingabe zu beobachten und es klar darzustellen, wird gerühmt. Das sexuelle Moment nehme einen breiten Raum im Leben und im menschlichen Interesse ein. Zum Abschluss der Buchbesprechung, die eher einer Lobpreisung Lungwitz' gleicht, distanziert sich der Autor jedoch ausdrücklich davon, einer Richtung der Psychoanalyse, wie sie in den Romanen vermittelt werde, fachlich zur Anerkennung verhelfen zu wollen.

Auch ein Rezensent namens Dr. Manes hebt in seiner Besprechung, deren Erscheinungsort und Datum nicht bekannt sind, hervor, dass die Romane keine Unterhaltungslektüre seien. Wer aber auf der Suche nach „tieferer Erkenntnis seelischen Geschehens“ sei, der greife zu diesen Büchern. Er fasst die Romane kurz zusammen und dabei finden sich dieselben Beschreibungen, wie sie Küster in *Fortschritte der Medizin* anbringt.⁷⁷ Beim Lesen der Romane werde Psychoanalyse erlebbar und aus der Sprache sprächen Glut und Leidenschaft. Schließlich weist er auf die „Schule der Erkenntnis“ hin, in deren Kontext die Romane zu sehen sind, und endet auch mit der Feststellung, dass sie „mehr Einsicht in „das Wesen der Dinge“ [vermittelten] als manches dickleibige Philosophiebuch“.⁷⁸

Aus den vorliegenden Kritiken sticht, schon durch ihre Kürze, die im *8 Uhr Abendblatt* erschienene hervor. Sie steht im inhaltlichen Gegensatz zu den anderen, und der Eindruck der mangelnden Sorgfalt des Verfassers wird durch einige Fehler im Bezug

⁷⁶ Lungwitz hat zwar ein Studium der klassischen Philologie begonnen, den philosophischen Dokortitel aber für seine Dissertation in der Chemie erhalten. Die Naturwissenschaften waren noch nicht von der Philosophie getrennt. Thema der Dissertation war: *Condensation von Zimtaldehyd mit organischen Basen der aromatischen Reihe* (Dominicus [1993], S. 18).

⁷⁷ Es bleibt unklar, welche der beiden Rezensionen zuerst erschienen ist.

⁷⁸ Vgl. Küster (1925).

auf Werke Lungwitz' verstärkt. Lungwitz wird auch hier als Nervenarzt bezeichnet. Er versuche, das schwere Gebiet der Psychoanalytik durch Romane zugänglich zu machen. Leider bediene er sich hierzu einer „schweren und schwülstigen“ Sprache, die es dem Leser erschwere, den Kern des Gedankenganges zu erfassen. Die Handlung jedoch sei klar und spannend. Lungwitz wird aus seinem Vorwort zu den Romanen zitiert: Die Psychobiologie untersuche die Begriffe „Psyche“ und „Physis“ im biologischen Sinn und das Verhältnis der beiden zueinander. Die Romane werden genannt und nur zu *Lamias Leidenschaft* kurz das dem Roman zu Grunde liegende Sujet umrissen. *Welt und Winkel* wird fälschlicherweise als „Weib und Winkel“ bezeichnet und als vierter Roman „Die Entwicklung der Seele“ genannt. Gemeint ist wahrscheinlich die *Entdeckung der Seele*, Lungwitz' erstes psychobiologisch-theoretisches Werk – keinesfalls ein Roman.

Der Tenor der zitierten Rezensionen legt den Schluss nahe, dass die Romane nur einen kleinen Leserkreis erreichten. Darauf weist auch hin, dass die Mehrheit der Rezensionen in Fachzeitschriften erschienen ist. Es wird wiederholt darauf Bezug genommen, dass es sich nicht um leichte Lektüre handelte, sondern eher um Wissenschaft in Romanform. Lungwitz wird als Autor mit Nachdruck gelobt und seine Sprache in den wissenschaftlichen Blättern gerühmt. Einzig der Rezensent im *8 Uhr Tageblatt* bezeichnet die Sprache als schwer und schwülstig.⁷⁹

5. Die sozialen Romane

5.1 „Führer der Menschheit?“

In *Führer der Menschheit?*, der auch als *Roman aus der Gegenwart* betitelt ist, stellt Lungwitz die aktuelle Situation und die Widrigkeiten des ärztlichen Berufs am Beispiel eines idealistischen jungen Mediziners dar, der eine Niederlassung als Landarzt anstrebt und von der Realität des ärztlichen Daseins schnell eingeholt wird, ohne jedoch seine Ideale ganz aus den Augen zu verlieren. Die Widrigkeiten, denen sich der Arzt ausgesetzt sieht, sind nach Lungwitz einmal durch den Staat, repräsentiert durch die Ärztekammern, hervorgerufen, zum anderen aber auch durch die Mediziner selbst, die sich Standesvereinigungen und Ehrengerichten unterwerfen. Erschwerend kämen der Standesdünkel und die Streitigkeiten unter den Mediziner hinzu.

Führer der Menschheit? ist der erste Roman, den Lungwitz geschrieben hat, und das erste seiner belletristischen Werke, das veröffentlicht wurde.⁸⁰ Die erste Auflage erschien 1911, die zweite noch im gleichen Jahr und die dritte im Jahr darauf. Eine Neuauflage war geplant, wurde aber nicht realisiert. Der Tendenzroman wie auch dessen Fortsetzung *Der letzte Arzt* sind in das reformerische Schaffen Lungwitz' einzureihen und sollten eine breite Öffentlichkeit mit der beschriebenen Problematik bekannt machen.⁸¹

⁷⁹ Dominicus (1993), S. 26 f.

⁸⁰ Lungwitz (1911).

⁸¹ Für Details vgl. Fellermeier/Gross (2001) sowie Fellermeier (2004).

5.2 „Der letzte Arzt“

Der letzte Arzt ist die Fortsetzung bzw. der zweite Teil von *Führer der Menschheit?* und soll gemäß Untertitel „ein sozialer Roman aus der Zukunft“⁸² sein. Die Protagonisten entsprechen denen des ersten Teiles, und ihre Lebenswege werden jeweils fortgeschrieben. Wiederum illustriert Lungwitz seine Reformvorschläge zur Verbesserung der ärztlichen Situation am Beispiel seiner Protagonisten.

Der Roman ist im Gegensatz zum olympischen Erzählstil des ersten Romans in der Ich-Form geschrieben, die ersten 131 Seiten in Form eines Tagebuches. Der Roman ist 1913 in zwei Auflagen im Lungwitz'schen Adler-Verlag erschienen.

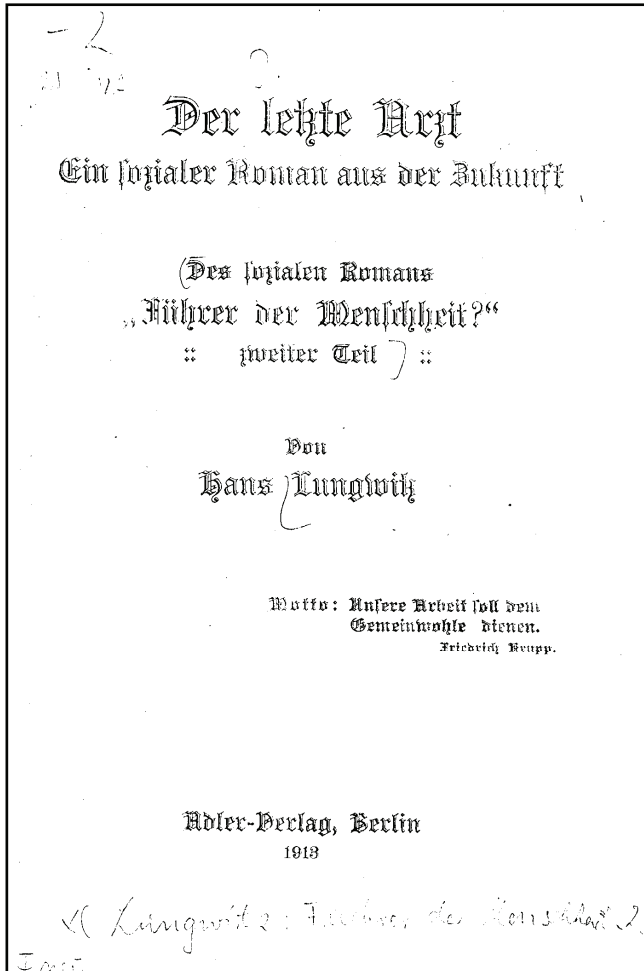


Abbildung 3: Titelblatt zu *Der letzte Arzt*

⁸² Lungwitz (1913), Titelblatt.

5.3 Die Rezensionen zu beiden Romanen

Zu beiden Romanen erschien eine Fülle von Rezensionen, die folgendes Bild ergeben: In Bezug auf den Inhalt der Romane wird Lungwitz als profunder und umfassender Kenner und scharfer Kritiker der sozialen Situation von Ärzten gewürdigt. Er neige nicht zu Übertreibungen, sondern zeige die Verhältnisse vielmehr klar und ungeschminkt auf. Sach- und Fachlichkeit der mit tiefem Ernst und weitgreifendem Wissen geschriebenen Kulturdokumente seien bestechend. Derartige Tendenzromane hätten ihre Berechtigung in der Tatsache, bestehende Missstände aufzudecken. Die Ärzteschaft müsse Lungwitz für das Aufsehen, das er mit dem Roman erzeuge, dankbar sein.

Der Stil Lungwitz' wird als künstlerisch vollendet gerühmt. Lungwitz besitze eine glänzende literarische Begabung und sei ein geistreicher Mann. Die Handlung wird als packend bezeichnet, die Werke seien fesselnd. *Führer der Menschheit?* und *Der letzte Arzt* seien bedeutende literarische Werke.

Die Romane richteten sich an die Allgemeinheit. Besonders seien sie Ärzten und jungen Menschen, die Medizin studieren wollten, zu empfehlen, da die Werke ihnen bei der Entscheidungsfindung bezüglich des Berufes ungemein dienlich sein könnten.

Da ein Großteil der Kritiken in einer Werbebroschüre versammelt sind, muss hier wiederum eine gewisse Einseitigkeit und Selektion vermutet werden. Zu bedenken ist auch, dass die vorhandenen Kritiken von Lungwitz selbst archiviert wurden und sich so die Frage stellt, inwieweit negative Darstellungen absichtlich aus der Sammlung ausgeschlossen wurden. Schließlich darf auch die freundschaftliche Verbindung, die Lungwitz nachweislich zu einigen Rezensenten unterhielt, nicht außer Acht gelassen werden. Trotz dieser einschränkenden Argumente ist zumindest von einer partiell positiven Aufnahme bei Kritik und Publikum auszugehen; sie spiegelt sich auch in der Tatsache wider, dass die zweite Auflage von *Führer der Menschheit?* noch innerhalb des Jahres der Erstveröffentlichung (1911) erfolgte und die dritte bereits im Folgejahr. Auch *Der letzte Arzt* erschien 1913 in zwei Auflagen.

Warum aber dauerte dieser Anfangserfolg nicht fort? Lungwitz selbst liefert hierfür im Nachwort zu einer geplanten Neuauflage der „sozialen“ Romane Erklärungsversuche: Während des Ersten Weltkrieges habe kein Interesse an den Problemen des Ärztestandes bestanden, und die Jahre danach seien von Geburtskrisen der Weimarer Republik und der Inflation geprägt gewesen, so dass die Problematik im Gesundheitswesen in den Hintergrund getreten und selbst die von Lungwitz 1919 herausgegebene Denkschrift *Die Verstaatlichung des Heil- und Fürsorgewesens* auf taube Ohren gestoßen sei. Als dann die äußeren Umstände die Möglichkeit brachten, sich wieder der sozialen Belange der Ärzteschaft anzunehmen, nutzte Erwin Liek, ein Kollege von Lungwitz, die Gelegenheit und veröffentlichte 1926 ebenfalls ein Werk, das die sozialen Missstände der Ärzteschaft thematisiert: *Der Arzt und seine Sendung*.⁸³ Dieses im Münchener Großverlag Lehmann herausgebrachte Werk wurde ein bemerkenswerter kommerzieller Erfolg – was Lungwitz offensichtlich zu schaffen machte. Im Rückblick gestand Lungwitz ein: „Liek hat mit seinem Buche sehr viel mehr äußeren Erfolg gehabt als ich. Meine Romane haben nur wenige Auflagen erlebt, während Lieks Buch einen ‚Sieges-

⁸³ Liek (1926).

zug⁸⁴ antrat und ihm neben den unausbleiblichen Anfechtungen viel Ruhm eingetragen hat.“⁸⁴ Lungwitz bezichtigte Liek, sich mit den Lorbeeren seiner Arbeit zu schmücken und die Lungwitz'schen Gedanken und Ideen aus den beiden „sozialen“ Romanen übernommen zu haben, ohne dies im Literaturverzeichnis zu erwähnen.⁸⁵

5.4 Synopsis der sozialen Romane

Führer der Menschheit? und *Der letzte Arzt* sind die beiden ersten Romane, die Hans Lungwitz schrieb, und gleichzeitig die beiden ersten seiner belletristischen Bücher, die veröffentlicht wurden. *Führer der Menschheit?* ist Lungwitz zufolge „ein sozialer Roman aus der Gegenwart“, in dem die Missstände und Widrigkeiten dargestellt sind, welchen sich zur Zeit des ausgehenden deutschen Kaiserreiches ein junger Arzt – stellvertretend für alle Kollegen seines Berufsstandes – ausgesetzt sieht. *Der letzte Arzt* dagegen sei „ein sozialer Roman aus der Zukunft“. Hier versucht der Protagonist des ersten Romans mit Erfolg, die Missstände zu beheben und das Gesundheitswesen zu reformieren.

Lungwitz benutzt die Form des Romans, um seine sozialreformerischen Ideen einer größeren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Gesellschaft sollte sehen, wie es um „ihre“ Ärzteschaft bestellt war. Weiterhin sollten der Allgemeinheit Lösungsvorschläge aufgezeigt werden, durch welche eine Verbesserung der ärztlichen sowie der sozialpolitischen Situation herbeigeführt werden könnte. Die Thematik der Sozialreform nahm großen Raum im Schaffen Lungwitz' in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ein. Er veröffentlichte zu dieser Thematik eine Reihe von Artikeln in medizinischen Zeitschriften, wollte aber durch seine Romane auch die Bevölkerung erreichen.

Nach Anfangserfolgen der Romane gerieten die thematisierten ärztlichen Missstände im Ersten Weltkrieg in den Hintergrund, und auch nach dem Krieg gelang es Lungwitz nicht, seine Reformvorschläge zu propagieren.

In Anbetracht des Sujets beider Romane ist es wenig verwunderlich, dass in den Figuren der Autor als Arzt zu erkennen ist. Er lässt situative Erfahrungen, die er im Laufe seiner beruflichen Laufbahn sammeln konnte, in die Romane einfließen. Es sind dies Schilderungen des ärztlichen Alltags, Gespräche über wissenschaftliche Arbeit, aber auch Gedanken, Ziele und Ideale, die einen jungen Arzt bewegen. Daneben werden – wie bereits erwähnt und wie es die Kritik lobend hervorhebt – die bestehenden Missstände detailliert und kenntnisreich beschrieben. Lungwitz hat diese Erfahrungen während seiner Ausbildung an der Universität, an einem Kinderkrankenhaus und im Rahmen von Praxisvertretungen von niedergelassenen Kollegen, teils auch auf dem Lande machen können. Über die Ehrengerichte war er auch aus eigener Erfahrung informiert, auch wenn er selbst nie verurteilt wurde. Auf Grund seiner reformerischen Schriftstellerei wurde Lungwitz die Aufnahme in zwei Standesvereinigungen verweigert. Der Romancier Lungwitz ist also über die Situation des Ärztestandes genauestens informiert und lässt dieses Wissen in die Romane einfließen. Dieser Umstand kommt besonders im ersten der beiden Romane *Führer der Menschheit?* zum Tragen. Der zweite Roman *Der letzte Arzt* spielt, wie erwähnt, in der Zukunft; die politisch-ärztliche

⁸⁴ Lungwitz (1958).

⁸⁵ Lungwitz (1958).

Seite des Romans ist fiktiver Natur und zeigt, wie Lungwitz zufolge die Rahmenbedingungen der ärztlichen Tätigkeit und das Gesundheitswesen aussehen sollten. Daneben vermittelt Lungwitz das Idealbild eines Arztes: Der Protagonist Prüfer ist der moralisch gefestigte Mediziner, der Kranke und keine Krankheiten behandelt. Das Bild, das Lungwitz hier skizziert, entspricht dem eines sich aufopfernden und allzeit für seine Patienten verfügbaren Arztes, der keine Mühen scheut, um demjenigen zur Seite zu stehen, der seine Hilfe benötigt.

Überdies finden sich einige Parallelen zwischen der persönlichen Lebensgeschichte von Lungwitz und derjenigen der Romanfigur Prüfer. Zwar leugnet der Autor diese Übereinstimmungen in späteren Jahren, aber die Gemeinsamkeiten, die erhoben werden konnten, sind frappant: Sie betreffen den frühen Tod des Vaters, das distanzierte Verhältnis zur Mutter, schwierige materielle Verhältnisse und die frühe Selbstständigkeit. Inwieweit andere Informationen, die man über das Leben Prüfers erhält, biografisch motiviert sind, bleibt ungeklärt.

Bezogen auf das Lebenswerk Lungwitz' spielen die „sozialen“ Romane im Schaffen nur eine kleine Rolle; dennoch sind sie Ausdruck eines starken Bedürfnisses nach Veränderung bestehender Missverhältnisse. Lungwitz scheint den Romanen in den Jahren nach der Entwicklung seiner Psychobiologie nur noch wenig Bedeutung zuzumessen, nimmt aber im Alter wieder auf die Zurückweisung durch das lesende Publikum Bezug. Desungeachtet waren die „sozialen“ Romane erfolgreicher als die Theaterstücke und die „neurosenkundlichen“ Werke.

6. Zusammenfassung und Schlussbemerkungen

Hans Lungwitz widmete sich vor allem in der ersten Hälfte seines Lebens der Belletristik und dem Drama. So verfasste er vier Theaterstücke und fünf „soziale“ bzw. „neurosenkundliche“ Romane. Dabei war Lungwitz bemüht, seine frühen belletristischen Werke im Nachhinein in sein späteres psychobiologisches Lehrgebäude zu integrieren – wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg: Während z. B. die Theaterstücke: *Der Sündenfall* und *Die Hetäre* inhaltlich mit dem psychobiologischen Werk Lungwitz' zumindest in Bezug gesetzt werden kann, ist dies bei *Gunbils Traum* nicht möglich. Auch *Der Prophet im Vaterlande* lässt sich kaum in seine späteren psychobiologischen Theorien eingliedern. Dieses Stück ist eindeutig einer frühen, durch sozialreformerische Schriften gekennzeichneten Schaffensperiode Lungwitz' zuzuordnen. Lungwitz übte hierin Kritik an den bestehenden Verhältnissen an deutschen Hochschulen, namentlich im Bereich der Medizin. Der Arzt Hans Lungwitz tritt in *Der Prophet im Vaterlande* am deutlichsten zu Tage.

Die beiden ersten Romane, die Lungwitz verfasste und die er in seinem eigenen Verlag, dem Adler-Verlag herausgab (*Führer der Menschheit?* und *Der letzte Arzt*), bezeichnete er als „soziale“ Romane, die er aus dem eigenen Wunsch nach Veränderung heraus schrieb. Er kritisierte die den ärztlichen Stand beeinträchtigenden Missstände und bot zugleich Lösungsansätze an.⁸⁶

⁸⁶ Liek (1926); Lungwitz (1958).

Den Schlusspunkt in Lungwitz' schriftstellerischem Werk bilden seine drei Romane „aus der Neurosenkunde“ (*Lamias Leidenschaft* bzw. *Einer Mutter Liebe, Welt und Winkel* und *Die Hetäre*). Alle Romane basieren laut Lungwitz auf psychopathologischen Fallberichten aus seiner Praxis. Sie sind zwar zeitlich vor den psychobiologischen Sachbüchern Lungwitz' entstanden, wurden aber nachträglich von Lungwitz psychobiologisch interpretiert. Die positive Resonanz, die Lungwitz' „soziale“ Romane erfuhren, wurde den „neurosenkundlichen“ Romanen nicht zuteil. Dieses mag an den Themen, aber auch an der schwierigen und sperrigen Sprache gelegen haben.

Am Ende seines Lebens zeigte sich Lungwitz ernüchtert und verbittert – wegen seines mangelnden literarischen Erfolges und seiner fruchtlosen reformerischen Bemühungen. Bereits in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg hatten sich seine Interessenschwerpunkte verlagert: das sozialreformerische Engagement kam ebenso zum Erliegen wie das Interesse an Belletristik. Dominicus vermutet den Grund hierfür in der Erfolglosigkeit des Reformers und Schriftstellers, dem zusätzlich noch das Verfahren wegen „Unzüchtigkeit“ nach der Veröffentlichung von *Lamias Leidenschaft* zu Schaffen machte.⁸⁷ Sein späteres Wirken galt der „Erkenntnislehre“. Viele seiner literarischen Werke versuchte er nachträglich in seine Erkenntnistheorie einzufügen, um so eine Kontinuität in Leben und Werk herzustellen. Doch auch hierbei blieb Lungwitz der Erfolg versagt. Und so empfand er sich – in Anlehnung an einen seiner Buchtitel – am Ende selbst als ein Prophet, der im Vaterland nichts galt.

⁸⁷ Dominicus (1993).

Literatur

Archivalische Quellen (Hans-Lungwitz-Archiv in Dresden)

1. Brunner (o. J.): Karl Brunner, Gutachten über „Lamias Leidenschaft“, o. O. o. J.
2. Diesch (1921): [] Diesch, Gutachten von Dr. Diesch, o. O. 15. September 1921.
3. Dominicus (1991): Rolf-Dieter Dominicus, Inhaltsangabe zum Schauspiel „Die Hetäre“, o. O. 1991.
4. Kerr (1921): Alfred Kerr, Gutachten von Dr. Alfred Kerr, o. O. 11. Oktober 1921.
5. Kyser (1921): Hans Kyser, Gutachten von Hans Kyser, o. O. 2. September 1921.
6. Lungwitz (1912a): Hans Lungwitz (unter dem Pseudonym Felix Schönwerth), Der Sündenfall, Typoskript, o. J. vermutlich 1912.
7. Lungwitz (1912b): Hans Lungwitz, Die Hetäre, Typoskript, o. J.
8. Lungwitz (1912/13a): Hans Lungwitz, Der Prophet im Vaterlande, Typoskript, o. J.
9. Lungwitz (1912/13b): Hans Lungwitz, Gunhilds Traum, Typoskript, o. J.
10. Lungwitz (1921): Hans Lungwitz, Brief an Reichskunstwart Dr. Redslob, Berlin 29. November 1921.
11. Lungwitz (1932a): Hans Lungwitz, Verteidigungsschrift zum Ausschluss aus der NSDAP, Berlin 1932.
12. Lungwitz (1940): Hans Lungwitz, Vorwort zur Neuauflage der Romane aus der Neurosenkunde, Berlin 1940.
13. Lungwitz (1958): Hans Lungwitz, Nachwort als Vorwort, zur geplanten Neuauflage der sozialen Romane, Berlin 1958.
14. Lungwitz (1961): Hans Lungwitz, Kurzgefasste Autobiographie, Berlin 1961.
15. Schleich (1921): Carl Ludwig Schleich, Gutachten von Prof. Dr. Schleich, Berlin 18. August 1921.
16. Urteilsbegründung (1921): Urteilsbegründung zum Prozess um „Lamias Leidenschaft“, Berlin 17. März 1921.
17. Zobeltitz (1921): Fedor v. Zobeltitz, Gutachten von Fedor v. Zobeltitz, o. O. o. J.

Gedruckte Quellen und Literatur

1. Deutsche Biographische Enzyklopädie (1995-99): Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 2-10, München 1995-1999.
2. Dominicus (1993): Rolf-Dieter Dominicus, Hans Lungwitz und seine Psychobiologie, Essen 1993.
3. Fellermeier/Groß (2001): Anika Fellermeier, Dominik Groß, Der Beitrag von Hans Lungwitz (1881-1967) zur Reform des Gesundheitswesens im Spiegel seines Romans „Führer der Menschheit?“ (1911), Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 20 (2001), S. 406-424.
4. Fellermeier (2004): Anika Fellermeier, Hans Lungwitz (1881-1967) im Spiegel seiner sozialreformerischen Schriften, Diss. med., Würzburg 2004.
5. Fischbach (2006): Fischbach, Christine, Die Psychologie des Hans Lungwitz (1881-1967) im Spiegel seiner Rezensionen, Diss. med., Würzburg 2006.

6. Fischbach/Groß/Eisermann (2007): Christine Fischbach, Dominik Groß, Benedikt Eisermann, Die Psychobiologie von Hans Lungwitz im Spiegel der Rezensionen, in: Groß/Müller (2007), S. 265-270.
7. Groß/Müller (2007): Dominik Groß, Sabine Müller (Hrsg.), Sind die Gedanken frei? Die Neurowissenschaften in Geschichte und Gegenwart, Berlin 2007.
8. Klimpel (1999): Volker Klimpel, Schriftsteller-Ärzte: biographisch-bibliographisches Lexikon von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hürtgenwald 1999.
9. Klimpel (2006): Volker Klimpel, Lexikon fremdsprachiger Schriftsteller-Ärzte, Frankfurt am Main 2006.
10. Küster (1925): [] Küster, Buchbesprechung in Fortschritte der Medizin (1925), 16.
11. Liek (1926): Erwin Liek, Der Arzt und seine Sendung, München 1926.
12. Lungwitz (1910a): Hans Lungwitz, Zur Besetzung unserer Professuren, Moderne Medizin (1910), 6.
13. Lungwitz (1910b): Hans Lungwitz, Zur Besetzung unserer Professuren, Moderne Medizin (1910), 7.
14. Lungwitz (1910c): Hans Lungwitz, Ehre, dem Ehre gebührt!, Moderne Medizin (1910), 11.
15. Lungwitz (1911): Hans Lungwitz, Führer der Menschheit?, Berlin 1911.
16. Lungwitz (1913): Hans Lungwitz, Der letzte Arzt, Berlin 1913.
17. Lungwitz (1919): Hans Lungwitz (Hrsg.), unter Mitwirkung von Prof. Dührssen, Dr. Dreuw, Dr. Enge, Dr. Grumach, Dr. Kraemer, Dr. Springer, Die Verstaatlichung des Heil und Fürsorgewesen. Eine Denkschrift, Berlin 1919.
18. Lungwitz (1920a): Hans Lungwitz, Lamias Leidenschaft, Berlin 1920.
19. Lungwitz (1920b): Hans Lungwitz, Welt und Winkel, Berlin 1920.
20. Lungwitz (1925): Hans Lungwitz, Die Hetäre, Leipzig 1925.
21. Lungwitz (1932): Hans Lungwitz, Erkenntnistherapie für Nervöse, Kirchhain 1932.
22. Lungwitz (1933-70): Hans Lungwitz, Lehrbuch der Psychobiologie, 10 Bände, Kirchhain bzw. Berlin 1933-1970.
23. Meyer (1972-79): Meyers enzyklopädisches Lexikon, Bd. 6-25, Mannheim u. a. 1972-1979.
24. Miener (2005): Matthias Miener, Hans Lungwitz (1881-1967) – Arzt und Schriftsteller, Diss. med., Würzburg 2005.
25. Miener/Eisermann (2007): Matthias Miener, Benedikt Eisermann, Hans Lungwitz (1881-1967) – Arzt und Schriftsteller, in: Groß/Müller (2007), S. 256-264.
26. Rahn (1973): Hans-Georg Rahn, Einführung in die Psychobiologie, Berlin 1973.
27. Schmieder (1927): A[] Schmieder, Drei psychoanalytische Romane, Berliner Börsenzeitung (1927), 209 vom 6. Mai 1927.
28. Schweckendiek (1971): Adolf Schweckendiek, Hans Lungwitz. Lebensdaten, Psychobiologie – Zeitschrift der psychobiologischen Gesellschaft (1971), 4.
29. Stelzenmüller (1997): Herbert Stelzenmüller, Bibliographie der Lungwitzschen Psychobiologie, o.O. 1997.

Medizin und Poetik: Psychiatrisches Wissen in Alfred Döblins Erzählung *Die Tänzerin und der Leib*

Bianca Lenertz und Silke Peters

1. Das Forschungsprojekt *Sinne und Synapsen*

„Ich bin nicht in den hoch verwickelten Augen da. Die Augen empfinde ich wie andres. Da bin ich unmittelbar – im Sehen! Im einfachen glatten Sehen bin Ich, habe ich mich. Als Sehender bin ich da. Ich bin nicht in der Apparatur der Ohren da – die Ohren finde und bestaune ich ob ihrer Kunstfertigkeit mit Außenohr, Trommelfell und Labyrinth. Da aber bin ich unmittelbar – im Hören! Als Hörender bin ich da. Ich bin nicht im Gaumen, in der Zunge da, sondern – im Schmecken! Und nicht in den Fingern, in der Haut, sondern im Tasten. Ich bin nicht im Herz, in den großen und kleinen Blutgefäßen, nicht in dem phantastischen Geflecht des Sympathikus, im Rückenmark, in der abenteuerlichen Architektonik der Gehirnwindungen und Nervenfasern –, ich bin – im Denken, Fühlen, Wollen. Als Denkender, Fühlender, Wollender bin ich da. Ich erlebe. Als Erlebender bin ich da.“¹

Das Zitat Alfred Döblins führt hinein in das Zentrum des Forschungsprojektes *Sinne und Synapsen*.² Das Internetprojekt am Institut für Germanistische und Allgemeine Literaturwissenschaft der RWTH Aachen (Leitung: Monika Fick) beschäftigt sich mit der Frage nach Wirklichkeitskonstitutionen und Weltbildentwürfen an der Schnittstelle von Sinnesphysiologie, Neurophysiologie, Erkenntniskritik, Literatur, Bildender Kunst und Neuen Medien. Im Fokus ist dabei zunächst die Dissoziation zwischen Wahrnehmungswelt und physikalischer Wirklichkeit. Die zeitlichen Schwerpunkte unserer Untersuchung stehen sich dabei spiegelbildlich gegenüber: der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert und die Wende vom 20. ins 21. Jahrhundert.

Zwei Vorgänge, die für die Zeit um 1900 symptomatisch sind, gilt es hervorzuheben: Zum ersten gelingen auf dem Gebiet der Sinnes- und Neurophysiologie entscheidende Erkenntnisse zur Funktionsweise der Sinnesorgane. Diese scheinen eine Deutung der sinnlichen Wahrnehmung als ein ‚Konstrukt‘ unseres Gehirns zu erlauben. Zum zweiten ist auf dem Gebiet der Literatur und Bildenden Kunst die Abkehr vom Mimesis-Prinzip zu verzeichnen, es vollzieht sich der Weg in Verfremdung und Abstraktion. Die Künstler verarbeiten das neue sinnesphysiologische Wissen auf ihre ganz eigene, genuin ästhetische Art. Auch hier aber wird die Wirkung des Konstruktgedankens spürbar.

Das Konstruktkonzept verfolgen wir als Leitgedanken für unsere Betrachtung – als Begriffsstütze, Erklärungsmodell und Metapher. Überdies wollen wir aber auch zei-

¹ Döblin (1964), S. 23 f.

² *Sinne und Synapsen – Erkenntniskritik und Wahrnehmungswandel 1900/heute* – [http://susy.germlit.rwth-aachen.de \[01.04.2008\]](http://susy.germlit.rwth-aachen.de [01.04.2008]).

gen, wo der Konstruktgedanke an seine Grenzen stößt und welche Versuche es gibt, ihn zu unterlaufen oder sogar zu überschreiten.

In unserer Zeit hat die Hirnforschung enorme Fortschritte gemacht. Bildgebende Verfahren ermöglichen den Blick ins Gehirn.³

„Doch gerade in der auf Objektivität angelegten Neurowissenschaft spielt das ‚Konstrukt‘-Modell eine wesentliche Rolle, denn es bezeichnet den Übergang von der materiellen Realität zur subjektiven Welt der „Qualia“ – so die Sprachregelung. Innerhalb dieser neurowissenschaftlichen Wirklichkeitsauffassung wird die subjektive Perspektive zum Imaginären, Illusionären; die materielle Basis der Persönlichkeit, das Gehirn, wird als das ‚eigentlich Reale‘ angesehen.“⁴

Und auch hier fragen wir, wie Philosophie, Kunst und Literatur auf die neurowissenschaftlichen Erkenntnisse antworten. Von literaturwissenschaftlicher Warte aus stellen wir beispielsweise die Frage, wie die Autoren postmoderner Romane auf die Erkenntnisse zur Funktionsweise des Gehirns, auf die Geist-Gehirn-Debatte reagieren. Der Konstruktcharakter des Wirklichkeitsentwurfes stellt ein Leitprinzip der Gegenwartsliteratur dar. Aber immer wieder stellen wir fest, dass den fiktiven Welten Strukturen inhärieren, die sich nicht restlos auf das Konstruktprinzip herunterbrechen lassen wollen.

In seinen philosophischen Schriften befasst sich auch der Schriftsteller und Nervenarzt Alfred Döblin mit dem Zugang des Menschen zur Welt: „Nur durch das Tor des Ich betritt man die Welt.“⁵ Döblin fragt nach der Beziehung zwischen Ich (Bewusstsein), Körper und Natur. Als Autor der Jahrhundertwende fügt sich Döblin genau in den zeitlichen Horizont von *Sinne und Synapsen* ein; den Spuren psychiatrischen Wissens in Döblins Poetologie zu folgen, ist für uns daher nahe liegend.⁶ Am Beispiel seiner Erzählung *Die Tänzerin und der Leib* soll hier das Vorgehen im Rahmen des *Sinne-und-Synapsen*-Projekts verdeutlicht werden: Neurowissenschaftliche und erkenntniskritische Texte werden literarischen Werken gegenübergestellt; hierbei werden Parallelen und Wechselbezüge aufgezeigt, aber auch die Grenzen der Engführung herausgearbeitet.

Dazu beschäftigen wir uns zunächst mit dem ‚doppelten Döblin‘, dem Dichter und Arzt. Im Anschluss daran soll die Erzählung *Die Tänzerin und der Leib* auf ihre spezifisch medizinisch-psychiatrischen Elemente hin untersucht werden. Zuletzt geht es darum herauszufinden, inwiefern der genuin literarische Charakter der Erzählung über eine psychiatrische Fallbeschreibung hinausgeht. Wie konstituiert gerade die Zusammenarbeit *beider*, des Autors Döblin und des Arztes Döblin, die besondere Erzählhaltung und Gestaltung der Erzählung?

³ Vgl. Fick (2006).

⁴ Ebenda.

⁵ Döblin (1964), S. 33.

⁶ Wir sind uns bewusst, dass „das gerade in der Döblin-Forschung beliebte Rückbinden literarisch-fiktionaler Texte an ästhetisch-theoretische, poetologische Programme des Autors [...] kein Königsweg“ ist. Ziel der Analyse ist nicht „Vereindeutigkeitsbemühungen“ der Autorinnen nachzugeben, sondern gerade der „widerspenstigen Autonomie“ der Texte nachzuspüren. Merx (1997), S. 53.

2. Der ‚doppelte Döblin‘

„Der Nervenarzt Döblin über den Dichter Döblin

Mir ist als Arzt der Dichter meines Namens nur sehr von weitem bekannt. [...] meine literarischen Neigungen sind nicht groß, Bücher langweilen mich erheblich, und was insbesondere die Bücher des Mannes anbelangt, der, wie Sie sagen, meinen Namen trägt, so habe ich sie gelegentlich bei Bekannten in die Hand genommen; aber was ich da erblickte, ist mir völlig fremd und auch total gleichgültig. Dieser Herr scheint ja eine große Phantasie zu haben, ich kann da aber nicht mit.“⁷

„Der Dichter Döblin über den Nervenarzt Döblin

[...] Er ist mein gerades Gegenstück, fiel mir zwischendurch ein, wie er da sachlich hantierte, sprach, aufmerkte: ich immer ein Einzeltänzer, Primadonna, wie einmal mein Verleger sagte, er grauer Soldat in einer stillen Armee. Ich bin überzeugt, ich habe keinen besonderen Eindruck auf meinen Namensvetter gemacht. Einige Male wurde mir ganz bänglich, als er mich ansah mit einem psychotherapeutischen Blick. Ich habe allerlei Defekte, wahrscheinlich Komplexe, und der Routinier da roch wohl so etwas. Seien Sie mir bitte nicht böse, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich aus diesem Grunde meine Kenntnisse und unsere Bekanntschaft mit diesem Namensvetter nicht sehr vertiefe.“⁸

In seinen autobiografischen Schriften kommentiert und reflektiert Döblin wiederholt seine Doppelrolle als Arzt und Autor. Der hohe Grad an bewusster Reflexion, der Döblins Auseinandersetzung mit seinen zwei Seelen bestimmt, macht den Dichter für das *Sinne-und-Synapsen*-Projekt besonders wertvoll. Das Nebeneinanderher von Arzt und Dichter kann als Symptom für die Trennung zwischen Kunst und Wissenschaft gedeutet werden, die sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer weiter verfestigt hat. Döblin erlebt die Wissenschaft seiner Zeit als abgeschnitten vom (sinnlichen) Leben:

„Diese lebendige Quelle aber fließt in den lebenden Künstlern, Schriftstellern und allen lebenden, gänzlich ‚unproduktiven‘ und unliterarischen Menschen. Nur nicht in den Wurzellosen, den Aufgesplitterten, den Spezialisten, das ist: den Wissenschaftlern von heute, die von Arbeitsmethoden und Sammelwut fortgetrieben werden. Ahnen diese Wissenschaftler nicht, daß sie nur Funktionäre für spätere sind? Ach, sie sollen sich nicht zum heutigen Leben äußern, auch nicht zur heutigen Kunst.“⁹

Immer wieder thematisiert Döblin den Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft, Sinnlichkeit und abstrakter Analyse. Er deutet damit zwei grundlegend verschiedene Zugänge zur Welt an: erstens den unemotional sezierenden Blick des Wissenschaftlers und Analytikers, der Lebendiges in die Sphäre anorganisch-lebloser Theorien und kategorischer Ordnungen überführt; und zweitens den Zugang des Künstlers, der für

⁷ Döblin (1977c), S. 33.

⁸ Döblin (1977c), S. 34 f.

⁹ Döblin (1989f), S. 191.

Döblin ein per se sinnlich-lebendiger ist, also die direkte Berührung mit der Welt impliziert. Während der Wissenschaftler zu seinem Untersuchungsgegenstand auf Distanz geht, bewegt sich der Künstler inmitten seiner Gegenstände und bildet im Schaffensprozess mit ihnen eine lebendige Einheit. Eine unreflektierte Vermischung beider Sphären betrachtet Döblin kritisch. Besonders in Bezug auf die Literatur fordert er eine genaue Differenzierung von Begriffen (wissenschaftlich) und Worten (künstlerisch):

„Im Kunstwerk ist man verpflichtet, sinnlich anschaulich und affektiv zu gestalten. Man ist als Wortkünstler an Worte, die auch Begriffe sein können, gebunden. Es darf gerade hier, wo die Gefahr so groß ist, nie die affektive oder sinnliche gegebene Bindung gelockert werden oder gar aufgehoben. [...] Die Berechtigung zum Gebrauch reflektiver Sätze und Worte, abstrakter Gedankengänge quillt nur aus dem Affekt, der sich äußern und sinnlich darstellen will; das Reflektive ist nichts, die anschauliche Gestaltung und die Durchblutung des Gedankenganges mit dem Affekt ist alles.“¹⁰

Auch wenn die obigen Zitate den Eindruck vermitteln könnten, Döblin rücke von der wissenschaftlichen Weltsicht ab, bewegt er sich doch zeitlebens in beiden Sphären. Er bemerkt sogar, er werde – sollten die Umstände ihn drängen – eher die Schriftstellerei aufgeben, als den Beruf des Arztes.¹¹ Zudem ist nicht zu leugnen, dass Döblins Werke thematisch eine große Nähe zu seinem Beruf als Arzt und Forscher aufweisen. Die Anthologie *Die Ermordung einer Butterblume* beispielsweise versammelt Geschichten über Zwangserkrankte, Konversionsneurotiker, Schwermütige, Paranoide und Lebensmüde. Viele der Erzählungen lassen sich als genaue Fallbeschreibungen lesen, nüchtern-distanzierte Krankheitsanamnesen. Wie aber lässt sich Döblins Forderung nach einer Trennung von Wissenschaft und Kunst mit der Tatsache in Einklang bringen, dass er etliche Motive seinem beruflichen Umfeld entnimmt und sich dabei auch sprachlich an den Arztduktus anlehnt?

Um diese scheinbare Diskrepanz zu beleuchten, wollen wir nun den Weg verfolgen, den ein literarisches Kunstwerk Döblins poetologischen Schriften zufolge nimmt. Wie viele Künstler und Autoren seiner Zeit¹² wendet sich auch Döblin vom Mimesis-Prinzip ab:

„Jedenfalls beginnt jede Produktion dichterischer Art mit dem Willen zur Entfernung von der Realität. Wenn einige sagen oder gesagt haben, man habe im Literarischen grade möglichst Realitäten abzuspiegeln [...], so irren sie oder sagen nur die halbe Wahrheit; die Literatur tut etwas zur Realität hinzu [...]. Entfernung von der Realität und den Gegenständen, dabei aber Benutzung der Realität und ihrer Objekte und Ausgehen von ihr, das ist der biologische Tatbestand des Wachstums. Der Mensch ist schaffende Natur.“¹³

¹⁰ Döblin (1989e), S. 140.

¹¹ Döblin (1977b), S. 29.

¹² Vgl. Fick (2006).

¹³ Döblin (1964), S. 260.

Döblin begreift die Kunst als natürliche Ausdrucksform des Menschen, der „Mensch ist selbst Natur, seine Kunstwerke Naturwerke.“¹⁴ Dennoch ist Kunst keine bloße Abbildung der Natur. Beim Schreiben findet eine Transformation von beobachtetem und verinnerlichtem Material statt, Merkmale der Realität werden – über Jahre und Jahrzehnte hinweg – aufgenommen, Details erfasst, verarbeitet und wieder verdrängt.¹⁵ Was nun aus diesem Konglomerat an Wahrnehmungen in ein literarisches Werk einfließt, was aus dem Material der Umgebung, von den beobachteten Figuren in die Texte übergeht, ist verwandelt,¹⁶ in einen anderen Zustand versetzt. Was aus einem solchen geistigen Zeugungsakt hervor geht, ist

„ein Lebewesen, wirkt wie eins, hat seine Zeit wie eins. [...] Das läuft, atmet, fliegt auf 600 Seiten, auf 50 Seiten. Es ist eine Lebensform außerhalb der Zellen, Molekeln, nicht weit entfernt von dem, was man eine parapsychische Materialisation nennt. Ja, so sind Worte eines Lebenden, lebende Worte.“¹⁷

Im künstlerischen Akt wird ein Wesen geschaffen, das sich von seinem Erzeuger abgrenzt und zu einer von ihm unabhängigen Entität mit eigenem Realitätsgehalt erwächst. Das Buch ist Döblin zufolge so wenig das Werk des Künstlers, wie er selbst sein eigenes Werk ist. Es entsteht aus einem „mitgeborenen Zentralpunkt, einer Keimzelle“ im Künstler „wie der junge Sproß aus dem ‚Auge‘ der Pflanze.“¹⁸ Sobald jedoch der Schaffensakt vollzogen ist, bedarf es des Rezipienten, um das Werk lebensfähig zu halten:

„An sich ist ein Buch, Bild ein Raumfüßel, – gänzlich ohne diese psychische Spannung. Nicht einmal ein Übertragungsapparat: nämlich dazu gehört einer, der sich etwas übertragen läßt. Das ist peinlich; Michelangelos Deckenmalerei ist Anstrich ohne den Herrn Müller und seine beiden Töchter, die sich die Sache besehen. [...] Michelangelo hat nicht an den Herrn Müller bei seiner Arbeit gedacht, aber von dem Augenblick an, wo er seinem Werke den Rücken kehrte, war es auf Herrn Müller angewiesen, als auf seinen nunmehrigen Pflegevater.“¹⁹

„[D]er Gegenstand des Romans ist die entseelte Realität.“²⁰ Die Sinnzuweisung findet also beim Leser oder Betrachter statt, der „in voller Unabhängigkeit einem gestalteten, gewordenen Ablauf gegenübergestellt“²¹ wird und darüber urteilen mag.²² Das Verhältnis zwischen Leser, Autor und Werk wird von Döblin neu bestimmt:

¹⁴ Döblin (1986d) S. 106.

¹⁵ Vgl. Döblin (1986b), S. 80. Zum Thema *Vergessen* bei Döblin siehe Kleinschmidt (2003).

¹⁶ Vgl. Döblin (1986b), S. 80.

¹⁷ Döblin (1986d), S. 106.

¹⁸ Döblin (1986d), S. 107.

¹⁹ Döblin (1989d), S. 135.

²⁰ Döblin (1989c), S. 121.

²¹ Ebenda.

²² An dieser Stelle findet sich eine bemerkenswerte Parallele zu Döblins Haltung als Mediziner. Wie er dem Leser das Urteil über das Werk überlässt, sieht er auch die Ursache der Gesundung nicht beim Arzt, sondern beim Kranken selbst und erkennt damit gleichzeitig den Placebo-Effekt als legitime Heilmethode an: „Ja, was hatte ich die Jahre über in den Irrenanstalten und Krankenhäusern gelernt? Wie die Krankheiten verliefen, welche es waren – und ob sie es wirklich waren, woran diese Leute

...

„Zwischen dem Autor und dem Rezipienten herrscht Freiheit. Erzählen ist nicht mehr die gezielte Vermittlung von ‚Wissen‘, das der Autor zu verantworten hat, sondern es ist ein Angebot, dessen sich der Leser nach eigenem Urteil und eigenem Bedürfnis bedienen kann und soll.“²³

Ohne einen Rezipienten verliert das Buch oder Bild in Döblins Augen seine Eigenschaft als Kunstwerk und wird zu einem bloßen Gegenstand, wie auch der Künstler nur durch seine Kunstwerke zum Künstler wird und diesen Status mit den Produkten verliert.²⁴ Kunst geht also über die materiell-naturwissenschaftliche Realität hinaus, erhält aber ihre Legitimation – anders als etwa eine statisch-objektive Theorie – erst durch den subjektiven Prozess der Betrachtung. Döblin darf also als früher Vertreter der Rezeptionsästhetik gelten.

Wenn Döblin in seinem *Berliner Programm* die damals populäre Romanpsychologie²⁵ verurteilt und fordert, der Autor solle von der Psychiatrie lernen, „der einzigen Wissenschaft, die sich mit dem seelischen ganzen Menschen“²⁶ befasse, steht dies nicht im Widerspruch zu seiner eingangs beschriebenen Differenzierung zwischen Arzt und Künstler. Döblin wendet sich gegen monokausale Erklärungsschemata²⁷ und die Tendenz, psychologische Theorien als Konstruktionsgrundlage für eine literarische Handlung zu verwenden:

„Viele als ‚fein‘ verschrieene Romane, Novellen, – vom Drama gilt dasselbe – bestehen fast nur aus Analysen von Gedankengängen der Akteure; es entstehen

litten. Es schmeichelte meinem Denktrieb – auch dem meines Chefs –, zu wissen, wie alles verlief [...] – aber das Leben war kurios. Die Patienten waren kurios. Zu Tausenden liefen sie notorisch zu Kurpfuschern, Magnetopathen und was weiß ich. Und wurden – auch gesund.“ – Döblin (1977b), S. 26 f.

²³ Kleinschmidt (1982), S. 394.

²⁴ Vgl. Döblin (1989e), S. 142.

²⁵ Hier muss erwähnt werden, dass der Begriff *Psychologie* zu Beginn des 20. Jahrhunderts anders besetzt war als heute. Die akademische Psychologie war ein junges Fach, das zum Ziel hatte, naturwissenschaftliche Methoden (besonders die Empirie) auf psychische Vorgänge zu übertragen. Der Schwerpunkt auf dem persönlichen Patientenkontakt, der heute das öffentliche Bild des Psychologen prägt, bildete sich erst später heraus. Um sich als Vertreter einer ernst zu nehmenden Wissenschaft zu etablieren, mussten sich die universitären Psychologen um 1900 nach allen Seiten hin legitimieren; „den Naturwissenschaftlern in den Philosophischen Fakultäten hatten sie die Exaktheit und Objektivität ihrer Methoden nachzuweisen und den Philosophen im engeren Sinne die philosophische Relevanz ihrer Ergebnisse zu vermitteln.“ – Ash (1985), S. 45. So divergent die Ansätze innerhalb der sich herausbildenden neuen Wissenschaft waren, die Psychologen waren sich darin einig, „daß die Psychologie ohne ‚philosophische Spekulation‘, also ohne Metaphysik, auskommen und statt dessen empirisch, beziehungsweise experimentell, forschen müsse.“ – Ash (1985), S. 47. Von Literaten wurden die neuen ‚objektiven‘ Erkenntnisse über ‚subjektives‘ Erleben bereitwillig aufgenommen und für die Konstruktion von Charakteren verwendet. Daraus erklärt sich auch Döblins Verdikt, der „zudringlichste, meist gehätschelte Rationalismus“ heiße nun Psychologie. – Döblin (1989e), S. 120.

²⁶ Döblin (1989e), S. 120.

²⁷ Bereits in seiner Dissertation *Gedächtnisstörungen bei der Korsakoffschen Psychose* stellt Döblin die Bedingungen der untersuchten Krankheit als multifaktoriellen Symptomkomplex dar. Diese Sichtweise ist aus heutigem Blickwinkel selbstverständlich, fand aber zur Zeit Döblins wenig Resonanz. Vgl. Döblin (1905/2006) und Müller-Seidel (1999), S. 21 ff.

Konflikte innerhalb dieser Gedankenreihen, es kommt zu dürftigen oder hingepatzten ‚Handlungen‘. Solche Gedankengänge gibt es vielleicht, aber nicht so isoliert; sie besagen an sich nichts, sie sind nicht darstellbar, ein amputierter Arm; Atem, ohne den Menschen der atmet; Blicke ohne Augen.“²⁸

Die Psychiatrie hingegen habe das Naive der Psychologie längst erkannt und beschränke sich auf die Notierung der Abläufe, Bewegungen, „– mit einem Kopfschütteln, Achselzucken für das Weitere und das ‚Warum‘ und ‚Wie‘.“²⁹ Nach dem zuvor Gesagten ist klar, dass es sich hier nicht um die Forderung nach einer mimetischen Darstellung von Krankengeschichten handeln kann.³⁰ Vielmehr ruft Döblin nach einer präzisen, gedrängten Sprache im literarischen Kunstwerk, der „das Äußerste der Plastik und Lebendigkeit abzurufen“ ist: „Das Ganze darf nicht erscheinen wie gesprochen sondern wie vorhanden.“ Damit nimmt Döblin die Grundsätze des französischen *Nouveau Roman* vorweg.

Folgt man Döblins Argumentation, lässt sich die „ganze Welt mit der Vielheit ihrer Dimensionen“, der „Reichtum des Lebens“³¹ nur durch eine Sprache erzeugen, die – frei von Manierismen – das Wort dem Begriff vorzieht und damit Raum für vielfältige, mehrdeutige Sinnzuweisungen lässt. So löst sich auch die Diskrepanz, die den Ausgangspunkt für unseren Weg auf der Fährte des Kunstwerks bildete. Medizin und Kunst, Begriffe und Worte nehmen verschiedene Realitätsebenen für sich in Anspruch. Diese Ebenen können Schnittmengen bilden – Worte können gleichzeitig auch Begriffe sein – doch umfassen sie einen prinzipiell voneinander abweichenden potenziellen Sinngehalt. Während die Welt der Begriffe an definierten (Fach-)Grenzen endet und innerhalb dieser Grenzen auf größtmögliche Eindeutigkeit und eine Verengung des Blickfeldes ausgelegt ist, öffnet die Welt des literarischen Wortes den Raum, um einen Gegenstand von beliebig vielen Seiten zu betrachten. Der qualitative Unterschied zwischen den beiden Betrachtungs- und Darstellungsweisen entspricht in etwa dem Wechsel von einem zweidimensionalen in ein mehrdimensionales Universum. Während in der Welt der Begriffe ein Gegenstand möglichst auf seine linear darstellbaren Funktionen reduziert wird, ist es das Ziel der mehrdimensionalen Betrachtung zu zeigen, dass sich die Gestalt des Gegenstands mit dem n-fach variablen Beobachtungswinkel ändert.³²

Dieser Vergleich macht deutlich, warum sich Gegenstände der einen Welt nicht ohne Informationsverlust oder Spekulation in Gegenstände der anderen Dimension übersetzen lassen. Zugleich ist es vor diesem Hintergrund augenfällig, weshalb Döblin eine eindeutige Sinnzuweisung, eine Handlungskonstruktion anhand festgelegter Deutungsmuster ablehnt, wie sie aus seiner Sicht im psychologischen Roman vorgenommen werden muss.

²⁸ Döblin (1989c), S. 120.

²⁹ Döblin (1989c), S. 120 f.

³⁰ Zur Transformation psychiatrischer Inhalte bei Döblin siehe auch Emig (2005).

³¹ Dieses und die vorherigen Zitate: Döblin (1989c), S. 121.

³² Selbstverständlich ist hiermit keine Wertung impliziert. Reduktion ist im wissenschaftlichen Zusammenhang unerlässlich.

3. Der erzählende Körper – Psychiatrisches in *Die Tänzerin und der Leib*

Wie Döblin die oben behandelten Grundgedanken in seinen eigenen literarischen Texten umsetzt, wollen wir nun am Beispiel der Erzählung *Die Tänzerin und der Leib*³³ aufzeigen. Es handelt sich hierbei um eine der frühesten Erzählungen Döblins, doch lässt sie schon deutlich die Haltung erkennen, die er wenig später in seinen poetologischen Schriften fixieren wird.

Zugleich lassen sich in der Erzählung Döblins medizinisches Fachwissen und seine psychiatrische Beobachtungsgabe nicht verleugnen. Döblin macht seine Alltagserfahrungen aus der Nervenklinik zum Nährboden für seine poetische Züchtung. Die titelgebende Tänzerin leidet an einer ominösen Krankheit, die sich vor allem in einem Verlust der Körperkontrolle äußert. Strukturell folgt die Erzählung dem Schema einer Fallgeschichte: Einleitend wird in einer kurzen Anamnese die Vorgeschichte der Patientin geschildert, wobei sich die Erzählinstanz auf ätiologisch Bedeutsames beschränkt. Es folgt eine Darstellung des Krankheitsverlaufs, der Einweisung in die Klinik und der Behandlung durch Ärzte und Schwestern. Der Fall endet mit dem Suizid der Patientin.

Die große Anzahl von Störungssymptomen, die bei der Tänzerin zu erkennen sind, zwingt den Rezipienten beinahe dazu, Verdachtsdiagnosen zu stellen. Zudem reizt der Erzähler durch geschickte Bemerkungen den psychoanalytischen Forschungsdrang des Lesers. Wir wollen diesem Anreiz zunächst folgen und uns auf die psychopathologische Dimension der Erzählung einlassen, um im Anschluss auf poetologische Fragestellungen zurückzukommen. Dabei bleiben wir bei Krankheitsbildern, die schon zur Entstehungszeit der Erzählung geläufig waren und die auch Döblin aus Studium und Praxis bekannt gewesen sein müssen.³⁴

3.1 Verdacht auf Neurasthenie

Die Tänzerin zeigt im Verlauf ihrer Krankheit eine Fülle von Symptomen, doch am auffälligsten ist ihre Unfähigkeit, den eigenen Körper zu kontrollieren. Ausgerechnet sie, die Tänzerin, die gelernt hat, ihren Körper zu bezwingen, wird plötzlich von Schwäche befallen³⁵. Sie leidet an Schmerzen³⁶ und fühlt sich hilflos, ausgeliefert: „In leiser Angst öffnete sie die Augen, als sie die Glieder betrachtete, die sich ihr entzogen. Wie machtlos sie war, o wie machtlos sie war.“³⁷ Körperliche Entkräftung, oft verbunden mit Muskelschmerzen und psychischem Schwächegefühl führten um 1900 oft zur Diagnose Neurasthenie, einem Begriff, der „zum Sammelbecken organisch nicht recht faßbarer Beschwerden wurde“.³⁸

³³ Döblin (2007b).

³⁴ Der gebotenen Kürze halber beschränken wir uns auf drei ‚Verdachtsdiagnosen‘. ‚Differenzialdiagnostisch‘ könnten sicherlich noch andere Möglichkeiten in Betracht gezogen werden.

³⁵ Vgl. Döblin (2007b), S. 18.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Döblin (2007b), S. 19.

³⁸ Peters (2004), S. 367.

Freud zählte die Neurasthenie zu einer der drei Aktualneurosen (neben der Angstneurose und der Hypochondrie). Die Symptome seien Zeichen für einen aktuellen Konflikt (im Gegensatz zu einem Konflikt aus der Kindheit) und Ausdruck nichtbefriedigter sexueller Triebwünsche.³⁹ Auch hierfür finden sich Anzeichen im Text. Die adoleszente Tänzerin wird als knabenhaft beschrieben,⁴⁰ ihren weiblichen Körper lehnt sie ab: „Sie wagte gar nicht, ihn zu berühren, an ihm zu wischen, starrte auf ihre Arme, ihre Brüste, erschauerte, als sie sich lange im Spiegel besah.“⁴¹

Das Bild, das die Tänzerin kurz vor ihrem Selbstmord stickt, gibt ebenfalls deutliche Hinweise darauf, dass ihr Kontrollverlust aus der Unterdrückung ihrer aufkeimenden Sexualität resultiert. Eine der gestickten Figuren, ein „sanftmütiger großer Mann“⁴² streichelt die als Leib identifizierte Kugel⁴³ mit einem Thermometer, während ein kleines, übermütiges Mädchen den Leib mit einer Schere ersticht.⁴⁴ Die Deutung liegt auf der Hand: Der kopf- und armlose Leib ist sowohl von Gefühlsregungen als auch von Verstandes- oder Willenshandlungen dissoziiert. Der maskulin besetzte Sexualtrieb (großer Mann) wird mitsamt dem damit verbundenen emotionalen Anteil (sanftmütig, streicheln) vom kindlichen Willen (Mädchen) der Tänzerin unterbunden.⁴⁵ Sowohl das phallische Thermometer als auch die Beschimpfung des Arztes als „Schlappschwanz“⁴⁶ kurz vor dem Suizid lassen darauf schließen, dass der Arzt stellvertretend für einen potenziellen Sexualpartner angefeindet wird.⁴⁷ Die Tänzerin zieht den Tod des Leibes dem Kontrollverlust in der sexuellen Begegnung vor; im Tötungsakt gelingt es ihr, für einen Moment die Herrschaft über den Körper zurück zu gewinnen.

3.2 Verdacht auf Bleichsucht

Ausgehend von der Formulierung „Mit neunzehn Jahren befiel sie ein bleiches Siechtum“⁴⁸ identifiziert Annette Keck die Krankheit der Tänzerin als Bleichsucht.⁴⁹ Diese

³⁹ Vgl. Peters (2004), S. 17.

⁴⁰ Döblin (2007b), S. 18.

⁴¹ Döblin (2007b), S. 19.

⁴² Döblin (2007b), S. 22.

⁴³ Vgl. Döblin (2007b), S. 22.

⁴⁴ Döblin (2007b), S. 22.

⁴⁵ Auch Georg Braungart deutet die Stickerei als Symbol für eine „Spaltung der Persönlichkeit in einen dicken, kopflosen Körper, der aber voll Blut und Leben ist, einerseits und ein vorpubertäres, freches ‚kleines Mädchen‘ andererseits.“ – Braungart (1995). Unverständlicherweise übergeht Braungart in seiner ansonsten schlüssigen psychoanalytischen Interpretation aber die dritte Figur völlig.

⁴⁶ Döblin (2007b), S. 22.

⁴⁷ Die Ablehnung wird noch dadurch verstärkt, dass die Tänzerin den Ärzten im Krankenhaus physisch ausgeliefert ist, die sich vor allem um körperliche Phänomene kümmern: „Und die Empörung lungerte in den scharfen Zügen, daß man ihm [dem Leib, BL u. SP] Ehrfurcht zolle, dem Verderbten, Verderbenden, und über sie fortsähe, als wäre sie tot.“ – Döblin (2007b), S. 20.

⁴⁸ Döblin (2007b), S. 18.

⁴⁹ Keck betrachtet die Bleichsucht als einzige in der Erzählung vorgegebene Diagnose. Vgl. Keck (1997), S. 73. Einer solch definitiven Befunderhebung wollen wir hier nicht in ihrer Ausschließlichkeit folgen, insbesondere nicht Kecks Anschlussdiagnose, die Tänzerin leide auch an Tuberkulose als „Folgekrankheit der Bleichsucht“ – Keck (1997), S. 74 –, die sie nur an einer einzigen Formulierung bele-

...

Diagnose lässt sich durch verschiedene Textstellen untermauern: Neben der bereits besprochenen Schwäche und den Gliederschmerzen ist vor allem die „abenteuerlich“ fahle Gesichtsfarbe⁵⁰ der Tänzerin zu nennen. Des Weiteren widmen sich die Ärzte ausführlich der Untersuchung des Herzens,⁵¹ dessen „dürftige Anlage“⁵² um 1900 als Mitursache für die Krankheit gewertet wurde. Auch die gereizte Stimmung der Patientin kann ein Begleitsymptom der Bleichsucht sein.⁵³ Da Annette Keck eine ausführliche Untersuchung der Bleichsuchtsymptome liefert, sei hier auf ihren Aufsatz verwiesen.⁵⁴

3.3 Verdacht auf *Dementia praecox* (Schizophrenie)

Der Begriff *Dementia praecox* diente Ende des 19. Jahrhunderts als Sammelbezeichnung für eine Krankheitsgruppe, die wir heute unter dem Namen Schizophrenie kennen.⁵⁵ Die erste und bis heute maßgebliche Systematisierung der verschiedenen Unterformen einschließlich einer umfassenden Symptombeschreibung stammt von Emil Kraepelin. Döblin war Kraepelins in mehreren Auflagen erschienenen Standardwerk zur Psychiatrie nachweislich bekannt, er zitiert es in seiner Dissertation.⁵⁶

Doch welche Anzeichen für eine schizophrene Psychose zeigen sich bei der Tänzerin? Einen ‚typischen‘ Verlauf der Schizophrenie gibt es kaum, dennoch lässt sich das Krankheitsbild anhand verschiedener Diagnosekriterien einkreisen. Der erste Hinweis ist die Lebensphase, in der sich die 19-jährige befindet.⁵⁷ Die Erstmanifestation der Schizophrenie findet in den meisten Fällen im jungen Erwachsenenalter statt, also in einer Zeit des körperlichen und psychischen Umbruchs:

„Schizophrenes Handeln charakterisiert das Bemühen, sich von den Lebensverhältnissen nicht trennen könnender, aus den Fugen geratener Menschen, gleichzeitig sich zu trennen und anwesend zu sein, gleichzeitig unverfügbar und gefügt zu sein, gleichzeitig anwesend und abwesend, im extremen Rückzug. Die allgemeine Erfahrung des Reißens, Trennens, Teilens in der Entwicklung des Menschen liegt in der späten Pubertät und den folgenden Jahren. So entstehen schizo-

gen kann. Dennoch soll die Bleichsucht als in der Geschichte angelegte Möglichkeit mit in die Analyse aufgenommen werden.

⁵⁰ Döblin (2007b), S. 18.

⁵¹ Vgl. Döblin (2007b), S. 20.

⁵² Meyers (1885), S. 19.

⁵³ Ebenda.

⁵⁴ Keck (1997).

⁵⁵ Da es sich bei den Formen dieser Krankheitsgruppe nicht im eigentlichen Sinne um eine Demenz handelt, wurde der Name *Dementia praecox* bald durch den 1911 von Eugen Bleuler geprägten Begriff Schizophrenie abgelöst, vgl. Peters (2004), S. 490 f. Wir geben dem Begriff Schizophrenie den Vorzug, da er im heutigen Sprachgebrauch geläufiger ist.

⁵⁶ Döblin (1905/2006), S. 84. In *Unser Dasein* schildert Döblin den Fall des „jungen W.“, der sich im Alter von 16 Jahren das Leben nimmt. Döblin selber spricht hier die Diagnose Schizophrenie aus. – Döblin (1964), S. 326-340.

⁵⁷ Vgl. Döblin (2007b), S. 18.

phrene Störungen am häufigsten in der Adoleszenz zwischen dem 15. und 25. Lebensjahr[.]“⁵⁸

Hinzu kommen affektive Störungen; die zuvor beherrschte Tänzerin ist immer mehr ihren Launen ausgeliefert. Sie pendelt zwischen den extremsten Gefühlszuständen hin und her, als erprobe sie verschiedene Strategien, um den gewohnten emotionalen Ordnungs- und Machtzustand wieder herzustellen. Nahtlos wechseln sich Wut, „dunkle Angst und Haltlosigkeit“;⁵⁹ Frömmigkeit und höhnische Heiterkeit ab.⁶⁰ Kraepelin schreibt zur Störung des Affekts während der Psychose:

„Den Beginn der Krankheit bilden ausserordentlich häufig traurige oder ängstliche Verstimmungen, bisweilen mit lebhafter Erregung. Etwas seltener sind Zustände ausgelassener Lustigkeit mit fortwährendem unbändigem Lachen.“⁶¹

Andere Textstellen lassen auf paranoide Wahnvorstellungen schließen, die ebenfalls häufiges Symptom der Schizophrenie sind. Die Patienten fühlen sich von außen körperlich beeinflusst und geschädigt, glauben sie würden vergiftet oder verfolgt.⁶² „Frauen sehen sich von Herren verfolgt, werden in der Nacht chloroformirt und entehrt, ‚natürlich gemacht‘.“⁶³ Von der Tänzerin heißt es:

„O man beraubte sie. Mit jeder Frage trugen sie ein Stück von ihr weg. Man drang mit Giften auf sie ein, die feiner waren als Nadeln und Sonde; [...] Alles nahmen ihr die Diebe, und so wunderte sie sich nicht, daß sie täglich schwächer wurde und totblaß dalag. Jetzt wurde sie erbittert und wehrte sich. Sie belog die Ärzte, beantwortete ihre Fragen nicht, ihren Schmerz verheimlichte sie. Und als man sie wieder befragen wollte, machte sie sich im Bette steif, [...] ja lachte in plötzlich aufloderndem Hasse den Ärzten [...] ins Gesicht und schnitt ihnen eine höhnische Fratze.“⁶⁴

Der Widerstand der Patientin gegen die Behandlung lässt sich mit einem weiteren schizophrenie-typischen Symptom in Verbindung bringen; dem so genannten Negativismus. Kraepelin schreibt, dazu gehöre

„der starre Widerstand gegen jede Lageveränderung, gegen Nahrungsaufnahme und Kleidung, das Schliessen der Augen, das Wegwenden des Kopfes und Entschlüpfen bei Anreden, [...] die Stummheit, die gesucht unsinnigen Antworten, [...] die Unzugänglichkeit gegenüber allen Aufforderungen und Eingriffen.“⁶⁵

Und auch die abnormen Leibempfindungen der Tänzerin, der „Ekel vor dem schlechten Fleisch“⁶⁶ lassen sich durch paranoid-schizophrene Vorstellungen erklären: „Der

⁵⁸ Dörner/Plog (2004), S. 151.

⁵⁹ Döblin (2007b), S. 19.

⁶⁰ Döblin (2007b), S. 19 f.

⁶¹ Kraepelin (1899), S. 142.

⁶² Vgl. Kraepelin (1899), S. 191.

⁶³ Kraepelin (1899), S. 151.

⁶⁴ Döblin (2007b), S. 20.

⁶⁵ Kraepelin (1899), S. 144.

⁶⁶ Döblin (2007b), S. 19.

Leib zerschmilzt; die Gelenke krachen; die Füße zerbrechen; das Blut circulirt nicht; inwendig ist alles verbrannt und verfault; alles trocknet ein.“⁶⁷ Die in der Erzählung deutlich herausgearbeitete Trennung der Tänzerin von ihrem Körper, das Gefühl, keine Einheit mit dem Leib zu bilden, deutet darauf hin, dass die Tänzerin Depersonalisierungserlebnisse hat.⁶⁸ „Depersonalisierte Menschen haben das Gefühl, ihren eigenen Körper nicht mehr ‚zu bewohnen‘, er ist ihnen fremd geworden.“⁶⁹ Auch für die Tänzerin stellt sich der Leib als Wohnung dar: „Es war nun ihr Leib, ihr Eigentum, über das sie zu verfügen hatte. Sie wohnte in diesem Haus; man sollte ihr Haus zufrieden lassen.“⁷⁰ Sie versucht, sich in den Körper einzukapseln, in ihren „Fuchsbau“,⁷¹ doch lässt sie die zwanghafte Verteidigung des Körpers nach außen hin nicht lange aufrecht erhalten und sie beginnt „getrennte Wirtschaft“ zu führen; „der Leib konnte sehen, wie er sich mit den Doktoren abfand.“⁷²

Die Engführung von Döblins Erzählung mit den psychiatrischen Texten Kraepelins fördert noch weitere Hinweise auf Schizophrenie zu Tage. Aufgrund der gebotenen Kürze wollen wir hier nur noch zwei weitere Stellen herausgreifen. Eine Kuriosität ist die Bemerkung bei Kraepelin über ein verändertes Arbeitsverhalten bei den Kranken:

„Hier kommt es dann oft zu eigenthümlich verschrobenen Leistungen, Handarbeiten, Zeichnungen, in denen sich neben Spuren technischer Fertigkeit der Verlust des Schönheitssinnes und die Neigung zum Absonderlichen kundgiebt.“⁷³

Die Parallele zu der eigenartigen Stickerei der Tänzerin, die von den behandelnden Ärzten mit unverständlichem Staunen betrachtet wird,⁷⁴ ergibt sich von selbst. Als letztes darf das erhöhte Risiko für (auto)aggressive Handlungen und Suizid bei schizophrenen Menschen nicht unerwähnt bleiben. Kraepelin schreibt dazu, nach einer von Stupor gekennzeichneten Phase könne sich „vorübergehend ein mehr oder weniger lebhafter Bewegungsdrang entwickeln, der sich unter Umständen bis zu stürmischer Tobsucht steigert.“⁷⁵ An anderer Stelle heißt es, die Patienten zögen sich zurück, trügen sich mit Todesgedanken und machten „öfters plötzlich einen Selbstmordversuch.“⁷⁶

⁶⁷ Kraepelin (1899), S. 151. Heute würde man von Leibhalluzinationen oder Zönästhesien sprechen – vgl. Brunnhuber/Frauenknecht/Lieb (2005), S. 182.

⁶⁸ Auch das Phänomen der Depersonalisation war um 1900 bereits bekannt. Ende des 19. Jahrhunderts erschienen in der deutschsprachigen Fachliteratur mehrere Fallgeschichten zu der Problematik. Der Begriff Depersonalisation wurde dann 1898 von Ludovic Dugas geprägt. Heute werden die Arbeiten Pierre Janets von der Forschung wiederentdeckt, der sich ebenfalls um 1900 ausführlich mit der Thematik beschäftigte – vgl. Lukas (2003), S. 24 ff. Depersonalisation kann als Bestandteil schizophrener Erkrankungen auftreten – vgl. Dilling/Mombour/Schmidt (2005), S. 196.

⁶⁹ Lukas (2003), S. 84.

⁷⁰ Döblin (2007b), S. 20.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Döblin (2007b), S. 21.

⁷³ Kraepelin (1899), S. 145.

⁷⁴ Döblin (2007b), S. 22.

⁷⁵ Kraepelin (1899), S. 143.

⁷⁶ Kraepelin (1899), S. 150.

Abschließend wollen wir erwähnen, dass die psychotische Verhaltensweise der Tänzerin auch als Abwehrreaktion auf eine tatsächliche Schwangerschaft gelesen werden kann.⁷⁷ Der dicke Körper der Leib-Figur, der mit Blut gefüllt ist, begünstigt diese Assoziation.⁷⁸ Genauso könnten die Schwäche und Blässe der Tänzerin durch Schwangerschaftsübelkeit hervorgerufen werden. Sie knirscht über „das Dumme, *Kindische*“⁷⁹ mit den Zähnen, während sich ihre Mutter über das Sofa hin wirft und stundenlang weint⁸⁰ – ein Hinweis auf die mit einer unehelichen Schwangerschaft verbundene Schande. Zudem ist die durch den Marsch der Soldaten hervorgerufene Exaltation der Tänzerin auffällig: Als „Soldaten mit klingender Marschmusik an dem Krankenhause vorbeizogen, saß die Tänzerin jach in ihrem Bette auf, mit glühenden Augen, gepreßten Lippen, ganz über sich gebückt.“⁸¹ Hierauf sticht die Tänzerin das Bild, in dem sie ihren Selbstmord antizipiert. Es ließe sich schlussfolgern, dass die Tänzerin ein Kind von einem Soldaten erwartet.

Die ‚Differenzialdiagnose‘ ergibt also bei der Tänzerin kein eindeutig definierbares Krankheitsbild. Dennoch ist es offensichtlich, dass Döblin sein psychiatrisches Wissen bei der Konstruktion seiner Erzählung verwendet. Wie im *Berliner Programm* gefordert, entwirft Döblin kein monokausales Erklärungsmuster. Gerade weil Döblin auf die detaillierte Darstellung innerpsychischer Zustände verzichtet, eröffnen sich dem Leser unzählige Deutungsmöglichkeiten. Diese Vielschichtigkeit, die Unendlichkeit der möglichen Betrachtungswinkel macht die Eigenleben des Werks aus, macht es zu einem eigenständigen Wesen mit eigenen, unberechenbaren Potenzialen. Die Vermutung liegt nahe, dass das, was in Gestalt der Tänzerin und ihres Leibes rebelliert, „im Grunde genommen weder das Seelische noch das Leibliche ist, sondern das Lebendige, die Einheit des Leiblich-Seelischen.“⁸²

4. Sinnliches Erzählen: Genuin Literarisches in *Die Tänzerin und der Leib*

Döblin zielt auf die Einheit von Körper und Seele ab; seiner Ansicht nach ist der Mensch auf das Gleichgewicht beider angewiesen. Schon in seinem ersten Werk *Modern. Ein Bild aus der Gegenwart*, datiert auf den 6. Oktober 1896, beschreibt Döblin das Zu-

⁷⁷ In Annette Kecks Analyse wird diese Möglichkeit mit dem Argument ausgeschlossen, die Bleichsucht komme „selten oder nie“ bei Schwangeren vor – Keck (1997), S. 74. Diese Schlussfolgerung ist allerdings bei genauerem Hinsehen nicht haltbar. In dem von Keck als Beleg herangezogenen Artikel aus der 3. Auflage von *Meyers Konversations-Lexikon* wird lediglich vermerkt, die Krankheit sei in der Schwangerschaft selten. – Vgl. Meyers (1874), S. 326. Schon in der Folgeauflage des Lexikons, die der Entstehungszeit der Erzählung näher liegt, findet sich der Hinweis die Bleichsucht komme „gerade in der Periode der schnellen Entwicklung des Körpers in den Pubertätsjahren sowie zuzeiten der Schwangerschaft bei Frauen“ vor. – Meyers (1885), S. 19.

⁷⁸ Eine ähnliche Interpretation des Kugelkörpers findet sich auch in Kobel (1985), S. 28.

⁷⁹ Döblin (2007b), S. 18 (Hervorhebung BL u. SP).

⁸⁰ Vgl. ebenda.

⁸¹ Döblin (2007b), S. 21.

⁸² Kobel (1985), S. 26.

sammenspiel zwischen Körper und Geist als Voraussetzung des menschlichen Daseins. Der Körper kann nicht dauerhaft vom Geist dominiert werden:

„Der Mensch ist zuerst Mensch und erst darauf Alles andre. Sein Körper verlangt seine Rechte. Es darf kein Glied des Körpers vernachlässigt werden, bei Strafe der furchtbarsten Krankheiten. Und wer es wagt, der Natur zu trotzen, seine ‚tierischen Triebe‘ zu unterdrücken, er wird in diesem Kampfe gebrochen unterliegen.“⁸³

Betrachtet man die Tänzerin ausschließlich als Psychiatriepatientin, tut sie aber genau das. Sie weigert sich anzuerkennen, dass ihr Körper sich nicht dauerhaft von ihrem Willen unterdrücken lässt, dass er Bedürfnisse hat, die es mit der Psyche in Einklang zu bringen gilt.

4.1 *Der Freitod als schöpferischer Akt*

Nimmt man die Tänzerin aber als literarische Figur wahr, bedeutet ihr Selbstmord keineswegs eine Niederlage. Aus der Logik der Figur heraus stellt der Freitod sogar die entscheidende Vereinigung mit dem Körper und die Befreiung aus der Fremdbestimmtheit dar, wie nun zu zeigen ist.

Bereits der erste Satz der Erzählung weist darauf hin, dass die Tänzerin ihren „Beruf“⁸⁴ nicht selbst wählt, sondern – vermutlich von der Mutter – „zur Tänzerin bestimmt“⁸⁵ wird. Die Mutter ist es auch, die entscheidet, dass Ella ins Krankenhaus geht, und die mit ihrem Satz, die Tochter „solle ein Ende machen“⁸⁶ den Selbstmord Ellas vorweg nimmt.

Wie in etlichen Interpretationen dargelegt,⁸⁷ handelt es sich bei dem Tanz mit Sicherheit um klassisches Ballett. Zu Recht wird *Die Tänzerin und der Leib zu Gespräche mit Kalypto* in Beziehung gesetzt, einem Text, der zur gleichen Zeit entstand. Hierin wird das Ballett als kalter, geschlechts- und liebloser Einzeltanz beschrieben, bei dem der Körper zu bezwingen ist, als „hoheitsvolle, strenge Kunst, die die Zähmung des Willens betreibt, die Unterjochung des Körpers unter den Willen.“⁸⁸ Dem Ballett haftet Unnatürlichkeit an; die Bewegungen sind mechanisch und leblos, sie funktionieren anhand streng festgelegter Normen und ähneln darin wissenschaftlichen Definitionen.⁸⁹ Im Rückblick auf die zu Beginn unserer Analyse dargestellten ästhetisch-poetologischen Grundsätze Döblins liegt die Deutung auf der Hand: Aus reiner Reflexion, ohne Sinn-

⁸³ Döblin (1981b), S. 15.

⁸⁴ Döblin (2007b), S. 18.

⁸⁵ Ebenda.

⁸⁶ Döblin (2007b), S. 19.

⁸⁷ Vgl. u. a. Kobel (1985), S. 23 f.

⁸⁸ Döblin (1989b), S. 75 f.

⁸⁹ Die Verwandtschaft mit Kleists *Über das Marionettentheater* ist an dieser Stelle unverkennbar. Auch bei Kleist, der zu Döblins literarischen Vorbildern gehörte – vgl. Althen (2007), S. 132 –, verliert die Bewegung an natürlicher Grazie, an lebendigem Ausdruck, sobald sie reflektiert und bewusst gemacht wird. – Vgl. Kleist (1978b).

lichkeit kann kein lebendiger künstlerischer Ausdruck erwachsen, kein Kunstwesen gezeugt werden.

Die Tänzerin in Döblins Erzählung lernt, ihren Körper zu bezwingen, muss sich dazu aber dem strengen Regelsystem des Tanzes unterwerfen und alle Gefühle, alles Sinnliche, Zeugungsfähige, ersticken. Das Ideal der androgynen, kalten Einzeltänzerin verbietet ihr, ihre emotionalen Bedürfnisse und sexuellen Gefühle anzuerkennen und auszuleben, sie darf also nicht zur Frau werden. Sie, Ella, denn so lautet ihr Name, der im gesamten Verlauf der Erzählung nur zweimal genannt wird, erscheint nur noch als „die Tänzerin“ (neun Nennungen). Folgerichtig gerät sie in einen Konflikt mit sich selbst, der in dem inneren Kampf vor ihrer Selbsttötung kulminiert. Nachdem sie das denkwürdige Bild gestickt hat, also einen künstlerischen Ausdruck für ihr Empfindungsleben gefunden hat, befällt sie das Bedürfnis zu tanzen. Dabei wird sie zwischen dem Drang, die gewohnte „Kälte über die Üppigkeit des Tanzens“ zu sprühen und dem Wunsch nach einem „wundersüßen“ Walzer mit ihm, dem Leib, hin und her gerissen.⁹⁰ In schneller Folge wechseln die Machtverhältnisse, mal wird die Tänzerin vom Leib beherrscht, mal unterwirft sie ihn, doch schließlich springen sie „mitsamt“.⁹¹ Es kehrt Ruhe ein, „mit ruhiger Stimme“⁹² spricht die Tänzerin zum Arzt, bevor sie sich – nicht dem Leib! – die Schere in die Brust sticht.⁹³

Es handelt sich bei ihrem Suizid aus ästhetischer Sicht nicht um ein tragisches Unglück, sondern um einen gelungenen künstlerischen Akt. Der schöpferische Ausdruck, das Sticken des Bildes, löst einen Integrationsprozess von Körper und Geist aus. Am Ende geht die Tänzerin im Vollzug des gestalterisch antizipierten Suizids auf. Bleiben wir in Döblins Argumentation, ist ihr Tod eine Metapher für die Loslösung von ihrem Werk. Die Künstlerin gibt ihr Produkt für den Rezipienten frei, der im Bild der Erzählung durch den Arzt vertreten wird. Der Arzt betrachtet nicht nur die Stickerei mit Staunen,⁹⁴ sondern wird auch Zeuge des Suizids, dessen Interpretation ihm überlassen bleibt. Die Erzählung lässt ihr volles autopoetisches Potenzial erkennen.

Die Tänzerin und der Leib entfaltet ein genuin literarisches Bezugssystem, das eine von der materiellen Realität völlig unabhängige Sinnzuweisung erlaubt. Was im Begriffssystem der Realität als (auto)destruktive Tat gewertet werden müsste, präsentiert sich im literarischen Gefüge als sinnvoller, schöpferischer Akt. Ohne Zweifel dient Döblins psychiatrisches Wissen als Rohmaterial für die Erzählung, doch wird es durch die Überführung in den literarischen Kosmos qualitativ verändert, verwandelt. „Die Literatur tut etwas zur Realität hinzu [...]. Entfernung von der Realität und den Gegenständen, dabei aber Benutzung der Realität und ihrer Objekte und Ausgehen von ihr.“⁹⁵

⁹⁰ Döblin (2007b), S. 22.

⁹¹ Ebenda.

⁹² Ebenda.

⁹³ Vgl. ebenda.

⁹⁴ Vgl. ebenda.

⁹⁵ Döblin (1964), S. 260.

4.2 *Ich, sie, er: Sprache zwischen Nähe und Distanz*

Das zuvor Gesagte impliziert auch, dass psychiatrisches Wissen allein nicht ausreicht, um alle Dimensionen der Erzählung zu erfassen. Unsere medizinischen Diagnosen können nur Ebenen des Textes erschließen, auf denen das psychiatrische Begriffssystem mit den poetischen Worten korreliert. Der Text lässt sich als Fallgeschichte lesen, sperrt sich aber dagegen, auf eine Fallgeschichte reduziert zu werden.

Insbesondere der Sprachduktus verhindert eine solch einseitige Lesart. Zunächst präsentiert sich die Sprache der Erzählung sachlich-kühl. In ihrer deskriptiven Manier lehnt sie sich, wie von Döblin gefordert, an die Sprache psychiatrischer Texte an. Die Dritte-Person-Erzählung wirkt distanziert, der Leser wird – anders als im psychologischen Roman mit seiner introspektiven Ich-Perspektive – nicht dazu animiert, sich mit der Hauptfigur zu identifizieren. Die Charaktere bleiben eigentümlich fremd.

Bei näherem Hinschauen jedoch zeigt sich, dass der Erzähler auf subtile Weise den psychiatrischen Duktus unterminiert. Denn wenngleich sie schwer fassbar ist und hinter der sachlich-personalen Erzählung fast verschwindet, gibt es eine Erzählinstanz, die das ‚sie‘ (die Tänzerin) mit dem ‚er‘ bzw. ‚es‘ (der Leib) in Beziehung setzt.⁹⁶ Allerdings gibt es keine Erzählerfigur, die „den Leser formal durch die Fiktion führt“⁹⁷. Die sprachliche Distanz dient aber nicht ausschließlich der objektiven Beschreibung, sie imitiert auch die Selbstwahrnehmung Ellas, die Trennung von Körper und Geist. Die ästhetische Dimension der Sprache tritt hervor. Wieder korrelieren Begriffe und Worte, zufällig, doch der Bogen von der rein objektiv-deskriptiven zur inhaltlichen Ebene ist geschlagen. Der Autor Döblin betritt damit ein Gebiet, das ihm als Arzt verschlossen bleibt.

Der Mediziner Döblin vertritt den Standpunkt, man müsse sich auf die Untersuchung des Körpers konzentrieren, um Störungen des Geistes zu entschlüsseln:

„Das Dunkel, das um diese Kranken war, wollte ich lichten helfen. Die psychische Analyse, fühlte ich, konnte es nicht tun. Man muß hinein in das Leibliche, aber nicht in die Gehirne, vielleicht in die Drüsen, den Stoffwechsel.“⁹⁸

Wissenschaftshistorisch betrachtet reiht sich Döblin damit in eine psychiatrische Tradition ein, die sich lange vor seiner Zeit etablierte und die heute noch von vielen Wissenschaftlern vertreten wird: das rigorose Absehen vom Inhalt des Irrsinns:

“From the scientific revolution of the seventeenth century onwards, influential currents in medicine [...] modelled man essentially as a machine, material in nature, with a disembodied soul, and thus reduced the moods and complaints of disorderly people to secondary manifestations, equivalent to the squeaks and judderings of a car engine needing repair. Something was obviously wrong, but nothing significant was being said. Madness, or the cries of madness, the com-

⁹⁶ Annette Keck argumentiert in Anlehnung an Erich Kleinschmidt, *Die Tänzerin und der Leib* kenne keine Erzählerfigur hinter den Figuren, diese verschwinde hinter einem Protokoll körperlicher Abläufe. – Vgl. Keck (1997), S. 73. Diesen Schluss ziehen wir aus den genannten Gründen nicht.

⁹⁷ Kleinschmidt (1982), S. 386.

⁹⁸ Döblin (1986c), S. 93.

plaints of madness, were a bit like (if you like) a belch, or a fart. [...] There was nothing in them to listen to and decode.”⁹⁹

Als Dichter jedoch ist Döblin in der Lage, den Wechsel auf die inhaltliche Ebene – auch die des Irrsinns – zu vollziehen.¹⁰⁰ Obwohl die Sprache in *Die Tänzerin und der Leib* stets ihren distanzierten Duktus behält, vermittelt sie uns einen Eindruck vom Gemütszustand und den geistigen Prozessen der Tänzerin, von ihrer Zerrissenheit, ihren Ängsten, ihrer Wut und ihrem Triumph. So nüchtern-reduziert wie die somatischen Vorgänge beschreibt der Erzähler auch die Gedanken und Wahrnehmungen der Tänzerin:

„Ihr Mund schluckte Medizin, die sie ihm zu trinken gab; sie begleitete die bitteren Tropfen, wie sie hinunterrannen und sann darüber nach, was er daraus machte, er der Leib [...]. Klein wie eine Fliege wurde sie; und nachts stand die Todesangst hinter ihrem Bett.“¹⁰¹

Die Wahrnehmung der Tänzerin muss im literarischen Bezugssystem nicht auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft werden, es findet von Seiten der Erzählinstanz keine Wertung statt. Es ist genauso wahr, dass die Figur klein wird wie eine Fliege, wie es wahr ist, dass sie sich eine Schere in die Brust rammt. Was sich aus der Sicht der Psychiatrie als bloße Wahnvorstellung gestaltet, als Symptom für eine zu diagnostizierende Krankheit, ist im Kosmos der Geschichte Realität, es ist „vorhanden“. Auch Thomas Anz plädiert dafür, Döblins Sympathie für Irre¹⁰² nicht nur als Motivation für seine Stoffwahl wahrzunehmen, sondern in die Interpretation der Texte einzubeziehen. In Bezug auf Döblins Erzählung *Die Ermordung einer Butterblume* schreibt Anz:

„Wie wird die Wirklichkeit der innermenschlichen Natur vom Erzähler bewertet? Daß Döblins Erzählung unmittelbar an seinen psychiatrischen Studienerfahrungen partizipiert, darüber besteht bei den Interpreten [...] Übereinstimmung. [...] Die satirische Intention des Erzählers richtet sich nie gegen das Pathologische in Fischer [Hauptfigur der Erzählung, BL u. SP], sondern ausschließlich gegen das Bürgerliche; vor allem gegen die Versuche, das Pathologische mit bürgerlichen Denk- und Verhaltensweisen abzuwehren und abzuwerten.“¹⁰³

⁹⁹ Porter (2005), S. 23. Diese Haltung zum Kranken lässt sich zum Beispiel auch an den Texten Kraelins ablesen.

¹⁰⁰ Bezeichnenderweise vergleicht Döblin selbst in seiner medizinischen Dissertation die Konfabulationen Kranker mit der poetischen Erfindung: „Das Charakteristische dieser eigentümlichen Fabulationen tritt vielleicht schärfer hervor, wenn wir sie mit den normalen Fabulationen, den poetischen vergleichen. Es handelt sich in beiden Fällen um Verbindungsstörungen: Das wirklich Erlebte wird dislociert; Erträumtes, Erlesenes, Gedachtes, Halluziniertes wird vermengt, kommuniziert.“ – Döblin (1905/2006), S. 48.

¹⁰¹ Döblin (2007b), S. 19.

¹⁰² Döblin bemerkt, er könne nur zwei Kategorien Menschen ertragen, Kinder und Irre: „Diese liebte ich immer wirklich. Und wenn man mich fragt, zu welcher Nation ich gehöre, werde ich sagen: weder zu den Deutschen noch zu den Juden, sondern zu den Kindern und den Irren.“ Döblin (1986c), S. 92.

¹⁰³ Anz (1976/1977), S. 124.

Als Dichter nimmt Döblin das Pathologische, den Inhalt des Wahns ernst. Doch ist das Irre genauso wie das Körperliche in seinen literarischen Texten ein verwandeltes, genuin literarisches. Auch wenn wir Elemente der Erzählung aus unserer Realität zu kennen glauben, sind sie doch Bestandteil einer anderen Welt. Sie existieren in einem eigenen Bezugssystem mit eigenen Wahrheitskategorien, Schönheitsbegriffen und ethischen Werten. Der Ton des Erzählers bleibt ein psychiatrischer, doch der Gegenstand seiner Beschreibung ist von dem eines psychiatrischen Textes verschieden. Anders als die selektive Darstellung des Psychiaters, die sich naturgemäß auf Symptome, Syndrome und Normabweichungen beschränkt, umfasst die Erzählung alle Facetten eines ganzen, lebendigen Wesens. Dabei verfällt er aber nicht in das ‚naive Psychologische‘. Gerade durch jenen nüchternen Stil, den Döblin als ‚psychiatrisch‘ bezeichnet, zieht er den Rezipienten in die Geschichte. Und auch hier ist es gerade die Zurückhaltung bei der Bewertung, die Reduktion auf das Vorhandene, die dem Leser die Möglichkeit eröffnet, sich in die Geschichte mit ihren Figuren einzufühlen und die Leerstellen mit eigenen Emotionen, einem eigenen „Warum“ und „Wie“ zu füllen.¹⁰⁴ Der Sinn kann sich nur aus dem Bezugssystem der Geschichte heraus ergeben, und er ist möglicherweise fundamental vom Sinnbegriff der nicht-literarischen Realität verschieden.

4.3 *Der Arzt als Figur*

Wir haben unsere Untersuchung mit der Betrachtung des Arztes als Dichter begonnen, mit einem Blick auf den Arzt als literarische Figur schließen wir den Kreis. In *Die Tänzerin und der Leib* werden Ärzte nicht als sachkundige Nachfahren Hypokrates⁹ präsentiert, sondern als austauschbare, namenlose Nebendarsteller. Sie gehören zu einer anonymen Gruppe unverständiger Betrachter, die angesichts der Gefühlsausbrüche der Tänzerin bloß „mit dem Kopf schüttelten“.¹⁰⁵ Bezeichnet werden sie bloß als die „Ärzte“¹⁰⁶ oder – noch unpersönlicher – als „man“.¹⁰⁷

Ärzte werden von der Tänzerin nicht als potenzielle Helfer wahrgenommen, sondern abwechselnd als Bedrohung oder Belustigung. Mal erscheinen sie als Diebe, die mit „jeder Frage ein Stück von ihr weg“¹⁰⁸ tragen, mal als Versager, deren erfolglose Anstrengungen von ihrer Patientin verlacht werden: „Eine Spannung und Lustigkeit kam wieder über sie und eine wild sich schüttelnde Schadenfreude über das Mißgeschick der Ärzte und den Verderb des Leibes.“¹⁰⁹ Die Ärzte sind ausschließlich an den somatischen Beschwerden der Tänzerin interessiert, die sie als sorgfältige Empiriker akribisch aufzeichnen:

¹⁰⁴ Auch hier findet sich eine Parallele zu Döblins Dissertation, in der er gerade das Vorhandensein von (Gedächtnis-)Lücken als Voraussetzung für produktives Schaffen identifiziert. – Döblin (1905/2006), S. 48 f.

¹⁰⁵ Döblin (2007b), S. 20.

¹⁰⁶ Döblin (2007b), S. 21.

¹⁰⁷ Döblin (2007b), S. 20.

¹⁰⁸ Ebenda.

¹⁰⁹ Döblin (2007b), S. 21.

„Man achtete aber auf jede Äußerung ihres Leibes, behandelte ihn mit einem maßlosen Ernst. Täglich, fast stündlich fragten sie die Tänzerin nach seinen Dingen, schrieben es sorgfältig in Akten auf [...]. Täglich gingen ohne Unterlass die weißen Mäntel durch die Säle, klopfen an den Kranken, schrieben alles auf.“¹¹⁰

Die Mediziner sprechen nur die Sprache des Leibes und so sind auch die Antworten, die sie erhalten, auf Aussagen in dieser Sprache beschränkt:

„Der Leib lag wieder, ein Stück Aas, unter ihr; um seine Schmerzen kümmerte sie sich nicht [...]: „Sei ruhig bis morgen zur Visite; sag es den Ärzten, deinen Ärzten, laß mich zufrieden. [...] Es wird schon protokolliert werden.““¹¹¹

Die Sprachen des Wahnsinns und der Literatur verstehen die Ärzte nicht. So nehmen sie nur einen Ausschnitt der Wahrheit wahr, die wir als Leser vom Erzähler in ihrer ganzen Komplexität dargeboten bekommen. Unwillkürlich denkt man an Döblins Selbstbeschreibung als Arzt, die wir eingangs zitierten. Diesem Arzt Döblin sind die poetischen Phantasien seines Namensvetters genauso fremd,¹¹² wie den Ärzten der Erzählung die psychotisch-schöpferischen Ausbrüche der Tänzerin.

Erst am Ende der Geschichte spricht der Erzähler von einem bestimmten Arzt, dem Arzt, den die Tänzerin zum Zeugen ihres Suizids bestimmt.¹¹³ Es scheint, als werde dieser Arzt durch die Partizipation am schöpferischen Akt der Tänzerin vor den anderen Ärzten ausgezeichnet, als erhielte er erst hierdurch ein Gesicht.

5. Fazit

Alfred Döblin ist Dichter und Arzt. Spuren beider Tätigkeiten verbinden sich in seinem Werk. Dies gilt im Besonderen für *Die Tänzerin und der Leib*, die von Döblins medizinischem Fachwissen durchtränkt ist. Er ist in den medizinischen Betrieb seiner Zeit eingebunden, reflektiert dabei aber seine Tätigkeit als Arzt immer wieder und erkennt klar ihre Grenzen.

Zeit seines Lebens sucht und schafft Döblin Verbindungen zwischen Physis und Psyche, zwischen Seele und Körper, zwischen Geistes- und Naturwissenschaft. Seine Suche nach Antworten in allen Bereichen – Medizin, Philosophie und Literatur – macht ihn für das *Sinne-und-Synapsen*-Projekt zu einem besonders beachtenswerten Autor. Nach Kobel betont Döblin, dass das

„Wesen der Lebendigkeit [...] weder in den reinen Geist gesetzt werden darf, was die Verachtung des Leiblichen zur Folge hat, noch umgekehrt in der ungeistigen Stofflichkeit des Leibes zu erblicken ist, was zur Geringschätzung des Geistes führt.“¹¹⁴

¹¹⁰ Döblin (2007b), S. 19 f.

¹¹¹ Döblin (2007b), S. 21.

¹¹² Vgl. Döblin (1977c), S. 33.

¹¹³ Vgl. Döblin (2007b), S. 22.

¹¹⁴ Kobel (1985), S. 31.

Seele und Leib, Bewusstsein und Natur müssen als Einheit verstanden werden. Beide dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden.

In der heutigen Zeit, in der sich Geistes- und Naturwissenschaften immer stärker von einander zu entfernen scheinen, und die Geisteswissenschaften zunehmend unter Erfolgs- und Vergleichsdruck mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaften stehen, erinnern Döblins Werke daran, dass ein Entweder-Oder nicht zum Erfolg führen kann. Der Mensch ist in Döblins Werk immer Geisteswesen *und* Leibesnatur. Die Welt der Farben, Töne und Gerüche ist für Döblin genauso real wie die der Drüsen und Hirnaktivitäten. Für ihn stehen beide Seiten, Psyche und körperliche Materie, gleichberechtigt nebeneinander. Erst das Zusammenspiel von Körper und Geist öffnet dem Menschen den Zugang zur Welt. Döblin betrachtet den Leib als Voraussetzung für das Erleben. Anders als viele der heutigen Neurowissenschaftler zieht er aber – genau wie seine Zeitgenossen um 1900 – nicht den Schluss, das Ich sei eine bloße Körperfunktion, ein Nebenprodukt der Hirnaktivität.¹¹⁵ Vielmehr betrachtet er das Ich als das Organ, welches dem Menschen das Sich-Aneignen des Erlebten, den Kontakt mit der Welt erst möglich macht:

„Ich erlebe mich eingesetzt, eingefügt in diese Welt. Es wird klar, warum alles perspektivisch um diese leibliche Person gelagert ist. Das Urfaktum der Leiblichkeit beginnt sich zu klären. Es soll ‚erlebt‘ werden. Und das erfolgt durch die Verleiblichung. Leib und Leben, erleiben und erleben gehören zusammen. In die ganze blutwarme, blutgetränkte, unkenntliche Realität dieser ‚Umwelt‘ sind wir hineingeboren, nehmen sie mit unserem Ich an uns, suchen sie zu durchdringen, kämpfen dagegen, erliegen. Das ist unser Dasein, Dasein unseres Ich.“¹¹⁶

¹¹⁵ Vgl. Fick (2006).

¹¹⁶ Döblin (1964), S. 29.

Literatur

1. Althen (2007): Christina Althen, Nachwort, in: Döblin (2007a), S. 131-147.
2. Anz (1976/1977): Thomas Anz, Literatur der Existenz. Literarische Psychopathographie und ihre soziale Bedeutung im Frühexpressionismus, Stuttgart 1977 (zugleich München, Univ., Diss., 1976).
3. Ash (1985): Mitchell G. Ash, Die experimentelle Psychologie an den deutschsprachigen Universitäten von der Wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus, in: Ash/Geuter (1985), S. 45-82.
4. Ash/Geuter (1985): Mitchell G. Ash, Ulfried Geuter (Hrsg.), Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick, Opladen 1985.
5. Braungart (1995): Georg Braungart, Leibhafter Sinn. Der andere Diskurs der Moderne, Tübingen 1995.
6. Brunnhuber/Frauenknecht/Lieb (2005): Stefan Brunnhuber, Sabine Frauenknecht, Klaus Lieb, Intensivkurs Psychiatrie und Psychotherapie, München u. a. 2005.
7. Dilling/Mombour/Schmidt (2005): Horst Dilling, Werner Mombour, Martin H. Schmidt (Hrsg.): Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F). Klinisch-diagnostische Leitlinien, Bern u. a. 2005.
8. Döblin (1964): Alfred Döblin, Unser Dasein, Olten 1964.
9. Döblin (1977a): Alfred Döblin, Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen, Olten 1977.
10. Döblin (1977b): Alfred Döblin, Merkwürdiger Lebenslauf eines Autors, in: Döblin (1977a), S. 25-29.
11. Döblin (1977c): Alfred Döblin, Der Nervenarzt Döblin über den Dichter Döblin. Der Dichter Döblin über den Nervenarzt Döblin, in: Döblin (1977a), S. 33-35.
12. Döblin (1981a): Alfred Döblin, Jagende Rosse, Der schwarze Vorhang und andere frühe Erzählwerke, Olten 1981.
13. Döblin (1981b): Alfred Döblin, Modern. Ein Bild aus der Gegenwart, in: Döblin (1981a), S. 7-25.
14. Döblin (1986a): Alfred Döblin, Schriften zu Leben und Werk, Olten 1986.
15. Döblin (1986b): Alfred Döblin, Phantasie oder Vorbild?, in: Döblin (1986a), S. 79 f.
16. Döblin (1986c): Alfred Döblin, Arzt und Dichter, in: Döblin (1986a), S. 92-98.
17. Döblin (1986d): Alfred Döblin, Kunstwerk und Naturwerk, in: Döblin (1986a), S. 106 f.
18. Döblin (1989a): Alfred Döblin, Schriften zu Ästhetik, Poetik und Literatur, Olten 1989.
19. Döblin (1989b): Alfred Döblin, Gespräche mit Kalypso, in: Döblin (1989a), S. 11-112.
20. Döblin (1989c): Alfred Döblin, An Romanautoren und ihre Kritiker. Berliner Programm, in: Döblin (1989a), S. 119-127.
21. Döblin (1989d): Alfred Döblin, Von der Freiheit eines Dichtermenschen, in: Döblin (1989a), S. 127-136.

22. Döblin (1989e): Alfred Döblin, Reform des Romans, in: Döblin (1989a), S. 137-153.
23. Döblin (1989f): Alfred Döblin, Wissenschaft und moderne Literatur. Nochmals: An His und Miethe, in: Döblin (1989a), S. 191 f.
24. Döblin (1905/2006): Alfred Döblin, Gedächtnisstörungen bei der Korsakoffschen Psychose, Berlin 2006 (zuerst: Freiburg, Univ., Diss., 1905).
25. Döblin (2007a): Alfred Döblin, Die Ermordung einer Butterblume und andere Erzählungen, München ³2007.
26. Döblin (2007b): Alfred Döblin, Die Tänzerin und der Leib, in: Döblin (2007a), S. 18-22.
27. Dörner/Plog (2004): Klaus Dörner, Ursula Plog, Irren ist menschlich. Lehrbuch der Psychiatrie und Psychotherapie, Bonn ²2004.
28. Eggert/Prauß (2003): Hartmut Eggert, Gabriele Prauß (Hrsg.), Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Berlin 2001, Bern u. a. 2003 (= Jahrbuch für internationale Germanistik, Reihe A, 69)
29. Emig (2005): Christine Emig, Butterblume – Mutterblume: Psychiatrischer und ‚naturphilosophischer‘ Diskurs in Alfred Döblins „Die Ermordung einer Butterblume“, *Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften*, 9 (2005), S. 195-215.
30. Fick (2006): Monika Fick, Sinne und Synapsen – Erkenntniskritik und Wahrnehmungswandel in der klassischen Moderne und in der konstruktivistischen Postmoderne. Auftakt, 2006 – Online verfügbar unter: <http://susy.germlit.rwth-aachen.de/auftakt/index.html> [03.03.2008].
31. Keck (1997): Annette Keck, Lektüren der Frauen. Zur De(kon)struktion literarischer Sinnbildungskonzepte im Frühwerk Alfred Döblins, in: Sander (1997), S. 71-81.
32. Kleinschmidt (1982): Erich Kleinschmidt, Döblin-Studien I. Depersonale Poetik. Dispositionen des Erzählens bei Alfred Döblin, in: Martini/Müller-Seidel/Zeller (1982), S. 383-400.
33. Kleinschmidt (2003): Erich Kleinschmidt, Semiotik der Aussparung. ‚Vergessen-des‘ Erzählen bei Alfred Döblin, in: Eggert/Prauß (2003), S. 123-140.
34. Kleist (1978a): Heinrich von Kleist, Werke und Briefe. Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Schriften, Berlin 1978.
35. Kleist (1978b): Heinrich von Kleist, Über das Marionettentheater, in: Kleist (1978a), S. 473-480.
36. Kobel (1985): Erwin Kobel, Alfred Döblin. Erzählkunst im Umbruch, Berlin u. a. 1985.
37. Kraepelin (1899): Emil Kraepelin, Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Aerzte, Bd. II, Leipzig ⁶1899.
38. Lukas (2003): Berit Lukas, Das Gefühl, ein No-Body zu sein. Depersonalisation, Dissoziation und Trauma, Paderborn 2003.
39. Martini/Müller-Seidel/Zeller (1982): Fritz Martini, Walter Müller-Seidel, Bernhard Zeller (Hrsg.), Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 26, Stuttgart 1982.
40. Merx (1997): Reiner Merx, Literatur und Zwangsneurose. Eine Gegenübertragungs-Improvisation zu Alfred Döblins früher Erzählung „Die Ermordung einer Butterblume“, in: Sander (1997), S. 49-60.

41. Meyers (1874): Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 3, Leipzig ³1874.
42. Meyers (1885): Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 3, Leipzig ⁴1885.
43. Müller-Seidel (1999): Walter Müller-Seidel, Alfred Erich Hoche. Lebensgeschichte im Spannungsfeld von Psychiatrie, Strafrecht und Literatur, München 1999.
44. Peters (2004): Uwe Henrik Peters, Lexikon Psychiatrie, Psychotherapie, Medizinische Psychologie, München u. a. ⁵2004.
45. Porter (2005): Roy Porter, Madness and creativity. Communication and excommunication, in: Saunders/Macnaughton (2005), S. 19-34.
46. Sander (1997): Gabriele Sander (Hrsg.), Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium, Leiden 1995, Bern u. a. 1997 (= Jahrbuch für internationale Germanistik, Reihe A, 43).
47. Saunders/Macnaughton (2005): Corinne Saunders, Jane Macnaughton (Hrsg.), Madness and creativity in literature and culture, Houndsmill u. a. 2005.

Internet

1. Homepage des Projekts Sinne und Synapsen – Erkenntniskritik und Wahrnehmungswandel 1900/heute: <http://susy.germilit.rwth-aachen.de>

Medizin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

Zur sozialen Konstruktion medizinischer „Wissenschaft“ im 16. Jahrhundert: Die methodischen Beispiele Biografie und Prosopografie¹

Jan Steinmetzer und Dominik Groß

Der moderne Arzt genießt den Status eines „professionellen Experten“,² dem aufgrund seiner Fachkompetenz die vorrangige Zuständigkeit für die Gesundheit zugeschrieben wird.³ Tatsächlich ist die den Ärzten entgegengebrachte berufliche Wertschätzung besonders hoch. Eine aktuelle Umfrage des Allensbach-Instituts (2008) führte zu der Schlussfolgerung:

„Am meisten Ansehen genießt der Arztberuf – und zwar mit großem Abstand gegenüber anderen Berufen. 78 Prozent der Bevölkerung zählen ihn zu den Berufen, vor denen sie besondere Achtung haben.“⁴

Ein maßgeblicher Grund für das hohe Sozialprestige sind nachprüfbare Heilerfolge, die sich unter anderem in einer zunehmenden Lebenserwartung widerspiegeln.

Demgegenüber stellt man bei einer näheren Beschäftigung mit der ärztlichen Wissenschaft in der Renaissance fest, dass eine grundsätzliche Überlegenheit der ‚gelehrten‘ Medizin nicht bestand; auf dem pluralen Gesundheitsmarkt der Frühen Neuzeit waren die Heilerfolge der universitär ausgebildeten Ärzte vielmehr zumeist ebenso zufällig wie die der übrigen Behandler.⁵ Die ärztliche Vorrangstellung verdankte sich vielmehr sozialen Interaktionen, die sich vor allem als – lange umkämpfte und erst retrospektiv gesehen erfolgreiche – Adaptation an soziale und politische Eliten manifestierten. Zu Beginn der Frühen Neuzeit konnte von einer ‚Etablierung‘ gelehrter Ärzte noch keine Rede sein.⁶ Menschen in der Vormoderne suchten im Krankheitsfall diejenigen ‚Heilkundigen‘ auf, die ihre Körperkonzepte und Vorstellungen teilten. Der ärztliche Berufsstand als solcher befand sich in ständiger Konkurrenz zu nichtapprobierten Heilern. Dennoch gelang es dem gelehrten Arzt im Verlauf der Frühen Neuzeit, in der Heilerhierarchie eine Vorrangstellung gegenüber konkurrierenden Anbietern medizinischer Dienstleistungen einzunehmen. Da aber Geltung und Status der gelehrten Mediziner

¹ Dieser Aufsatz beruht in den Kapiteln 1 und 2 teilweise auf dem Beitrag von Groß/Steinmetzer (2005); er nimmt seinen Ausgang vom DFG-Projekt „Ärztliche Autorität in der Frühen Neuzeit“, das von 2004 bis 2008 am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg angesiedelt war.

² Zitiert nach Huerkamp (1985), Titelblatt (Untertitel).

³ Zum ärztlichen Professionalisierungsprozess – mit besonderem Bezug zum angloamerikanischen Sprachraum – vgl. Sarfatti-Larson (1977) sowie Freidson (1979). Zum Aufstieg der Ärzte in Deutschland siehe Huerkamp (1985); Stolberg (1986); ders. (1998), S. 69–86. Für die Sonderentwicklung der zahnärztlichen Profession vgl. z. B. Groß (1994).

⁴ „Am meisten Ansehen genießt der Arztberuf – und zwar mit großem Abstand gegenüber anderen Berufen.“ http://www.ifd-allensbach.de/pdf/prd_0802.pdf (2008), S. 1.

⁵ Vgl. Eckart (1984); Elkeles (1987) sowie Labouvie (2007).

⁶ Dies gilt in gleichem Maß auch für spätere Zeiten: „die Klagen der Ärzte über die Skepsis und Ablehnung, auf welche ihre Medizin unter der ländlichen Bevölkerungsmehrheit stieß, sind bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Legion.“ Stolberg (1998), S. 49.

nicht auf fachlicher Überlegenheit gründeten, stellt sich folgerichtig die Frage nach möglichen Strategien, die es den Ärzten in der Frühen Neuzeit ermöglichten, ihre Geltungs- und Führungsansprüche unter den Heilern zu sichern.

Mit dem vorliegenden Beitrag beziehen wir uns auf ein Forschungsprojekt, das in einem biografischen wie in einem prosopografischen Ansatz das Ziel verfolgt, die Erfolgsstrategien ärztlicher Karriereplanung in der Frühen Neuzeit näher zu bestimmen und die Maßstäbe und Kriterien offen zu legen, nach denen gelehrten Medizinern der Vormoderne ein hoher sozialer und damit autoritativer Status im Umgang mit Gesundheit und Krankheit zugebilligt wurde.

Am Beginn stehen einleitende Bemerkungen zu der übergreifenden These des Aufsatzes, wonach die fachliche Autorität und Vormachtstellung des akademischen Arztes als dem bedeutendsten Heiler vorrangig sozial konstruiert war – eine Strategie, die von den Ärzten selbst verfolgt wurde (Teil 1). Anschließend sollen die sozialen Voraussetzungen, Ausbildungswege und Tätigkeitsbereiche des akademischen Arztes in der Frühen Neuzeit erklärt sowie Erfolgsfaktoren einer ärztlichen Karriere an einem biografischen Beispiel aufgezeigt werden. Geradezu mustergültig lassen sich derartige sozial wirksame Strategien am Beispiel des Nürnberger Anatomen und Humanisten Volcher Coiter herausarbeiten (Teil 2). Im Anschluss daran soll die zweite Untersuchungsmethode des Forschungsprojekts vorgestellt werden: Die vom „Musterbeispiel“ Coiter abgeleiteten Strategien sollen mittels prosopografischer Analyse verifiziert und ihre grundsätzliche Geltung überprüft werden, wozu es der Erfassung einer größeren Zahl von zeitgenössischen Ärzten und deren biographischer Daten bedarf. Ein weiteres Ziel unseres Forschungsvorhabens ist es daher, eine hinreichend große Menge von Daten zu akademischen Medizinern der Frühen Neuzeit aus verschiedenen geographischen Regionen zu erheben, in eine Datenbank zu transferieren und einer differenzierten Auswertung zuzuführen. Wie dies geschieht, soll in Teil 3 dieses Beitrages in aller Kürze dargestellt werden.

1. Konstruktion, Behauptung und Anfechtung ärztlicher Autorität⁷

Die Voraussetzungen, Formen und Strategien der Behauptung ärztlicher Autorität in der Frühen Neuzeit sind bisher erst in Ansätzen erforscht. Viele der verfügbaren Arbeiten beschäftigen sich mit Einzelaspekten. Sie betreffen vor allem den Autoritätsbegriff bzw. den Umgang mit antiken und zeitgenössischen Autoritäten⁸ sowie die ärztliche Reputation in humanistischen Biografien.⁹ Hinweise zum ärztlichen Alltag geben Untersuchungen zur Gesundheitsversorgung einzelner Städte oder Regionen¹⁰, einzelne Arbeiten zur Figur des Stadt-¹¹ oder Leibarztes¹² sowie Analysen der zeitgenössischen

⁷ Der nachfolgende Abschnitt dieses Aufsatzes stellt in wesentlichen Teilen die Publikationen Groß/Steinmetzer (2005) und (2006) zusammen.

⁸ Vgl. hierzu die Arbeiten von Eckart (1983), S. 131-140; Toellner (1984), S. 159-179.

⁹ Siraisi (1987), S. 105-133.

¹⁰ Z. B. Jütte (1991); Kinzelbach (1995); Eckart/Geyer-Kordesch (1982).

¹¹ Vgl. für Nürnberg: Heyers (1957); Wolfangel (1957); Brechtold (1959); König (1961).

ärztlichen Standesliteratur.¹³ Auch über die mittlerweile intensiv betriebene Erforschung zeitgenössischer Ego-Dokumente ergeben sich Verbindungen zum vorliegenden Thema, sofern diese den ärztlichen Alltag und Fragen des Berufserfolgs thematisieren.¹⁴

Akademische Ärzte mussten – so unsere These – zu bestimmten strategischen Maßnahmen greifen, um zu beruflichem Erfolg zu kommen. Zahlreiche dieser sozialen Strategien finden wir prototypisch bei einem heute unbekannten, aber in der Frühen Neuzeit weithin als wissenschaftliche Autorität anerkannten akademischen Arzt aus Nürnberg: Volcher Coiter. Wenngleich Coiter in der heutigen Zeit einen geringen Bekanntheitsgrad¹⁵ aufweist, ist die medizinhistorische Bedeutung des Niederländers weitgehend unbestritten:¹⁶ Er gilt als Wegbereiter der vergleichenden Anatomie als eigenständiger Wissenschaft und lieferte für zahlreiche Tiere die ersten Skelettbeschreibungen und -abbildungen.

Ausgehend von einer kurz gefassten Beschreibung von Coiters Leben und Werk sollen verschiedene Strategien ärztlicher Selbstautorisierung angesprochen werden.

2. Volcher Coiter als Musterbeispiel ärztlicher Selbstautorisierung¹⁷

2.1 *Volcher Coiter: Leben und Werk*

Der niederländische Anatom Volcher Coiter gehörte zu den bekanntesten akademischen Medizинern der Vormoderne. Lorenz Heister (1683-1758) bezeichnete ihn beispielsweise als „Fürsten der Anatomie“,¹⁸ und James Douglas (1675-1742) widmete ihm 1734 in seinem *Bibliographiae anatomicae Specimen* mehr Seiten als etwa Bartolomeo Eustachi (um 1500-1574) und Gabriele Fallopio (1523-1562).¹⁹ Coiters Arbeiten als Wissenschaftler, aber auch als Grafiker wurden in späteren Werken mehrfach nachgeahmt.²⁰ Sein Porträt – wohl das erste Bildnis, das neben dem Dargestellten ein anatomisches Modell, ein *Ecorché*, als Attribut zeigt²¹ – wurde zum Vorbild späterer Ärztebildnisse.²² Der *Ecorché* selbst, eine Skulptur Coiters, galt unter Zeitgenossen als beispielhaftes Muskelmodell (vgl. Abbildung 1).

¹² Siehe u. a. Roth (1908) und Nutton (1990).

¹³ Elkeles (1987); Eckart (1984), S. 210-224; ders. (1992), S. 114-120.

¹⁴ Vgl. exemplarisch von Krusenstjern (1994), S. 462-471; Schulze (1996); von Greyerz/Medick/Veit (2001); Jancke (2002), S. 1-31. Eine Zusammenstellung ärztlicher Selbstzeugnisse mit Quellenhinweisen leisten Jessen/Voigt (1996).

¹⁵ Vgl. hierzu auch Nuyens/Schierbeek (1955), S. XVII.

¹⁶ Herrlinger (1957b), S. 317, sowie Schullian (1971), S. 343.

¹⁷ Vgl. hierzu v. a. Groß/Steinmetzer (2005).

¹⁸ Heister (1717).

¹⁹ Douglas (1734).

²⁰ Vgl. Herrlinger (1952), S. 121 f., sowie Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 277 f.

²¹ Vgl. Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 297; Herrlinger (1952), S. 104.

²² Herrlinger (1952), S. 104.



Abbildung 1: Volcher Coiter

Zu Coiters Lebenslauf waren lange Zeit nur wenige Einzelheiten bekannt.²³ Aufschlüsse gab neben Schullian (1951 und 1971) vor allem Herrlinger in seiner grundlegenden Biografie „Volcher Coiter“, die 1952 erschien.²⁴ Danach folgten in kurzen Abständen weitere internationale Publikationen zum Leben und Werk Coiters.²⁵

Volcher Coiter wurde 1534 im niederländischen Groningen geboren.²⁶ Als Spross einer Patrizierfamilie – Coiters Vater war Jurist – wurde er Schüler von Regnerus Praedinius in Groningen. Praedinius lehrte an der Lateinschule von St. Martin neben den Fächern Grammatik, Dialektik, Rhetorik und Mathematik auch Grundlagen des Rechts und der Medizin.²⁷ Mit einem Stipendium seiner Vaterstadt verließ er 1555 die Niederlande. Nach kurzen Studienaufenthalten bei Leonhart Fuchs (1501-1566) in Tübingen sowie bei Guillaume Rondelet (1507-1566) und Laurent Joubert (1529-1582) in Montpellier (1556) wechselte er vermutlich 1557 zu Gabriele Fallopio an die Universität Padua. Danach studierte er – wohl seit 1559 – bei Ulisse Aldrovandi (1522-1605) und dem Vesal-Schüler Giulio Cesare Aranzi (1529/30-1589) in Bologna, wo er am 24. März 1562 zum „Doctor artium et medicinae“ promoviert wurde. Nach einem weiteren Studienaufenthalt bei Bartolomeo Eustachi in Rom (1562/63) kehrte Coiter 1563 nach Bologna zurück, um dort – wie vermutlich später auch kurzzeitig (1565) in Perugia – Chirurgie und Anatomie zu lehren. Um die Jahreswende 1565/66 wurde der bekennende Protestant Coiter – sehr wahrscheinlich aus religionspolitischen Gründen – in Bologna aus dem Bett heraus verhaftet, nach Rom ins Gefängnis gebracht und später bei Dominikanern in Bologna festgesetzt. Nach seiner Entlassung, die spätestens im Sommer 1566 erfolgt sein muss, übernahm er im November desselben Jahres in Amberg eine Stellung als Regierungsarzt für die Oberpfalz. In dieser Position fungierte er zugleich als Arzt des lutherischen Pfalzgrafen Ludwig, des späteren Kurfürsten Ludwig VI.²⁸ In Amberg lehrte er überdies als Professor am neu gegründeten Pädagogium das Fach Physik. 1569 verpflichtete ihn der Rat der Stadt Nürnberg als Leib- und Wundarzt, wo

²³ Nuyens (1933), S. 5389 („Uit de voorafgaande bijzonderheden een betrouwbare levensbeschrijving van Coiter samen te stellen is niet mogelijk“).

²⁴ Schullian (1951), S. 177-194; dies. (1971), S. 342 f.; Herrlinger (1952). Zur vollständigen Literatur betr. Volcher Coiter vor dem Jahr 1951 vgl. Herrlinger (1952), S. 137-142.

²⁵ Nuyens/Schierbeek (1955), S. XIX-LXXIX; Opuscula 18 (1955), S. 1-159 [englischsprachige Übersetzung von Teilen aus Coiters Werk „Externarum et Internarum humani corporis partium tabulae“ (1572)] u. S. 160-263 [englischsprachige Übersetzung von Teilen aus Coiters Werk „Lectiones Gabrielis Fallopii“ (1575)] – vgl. hierzu auch Prakken (1956), S. 806; Herrlinger (1957a), S. 79 f.; ders. (1967), S. 127-130; Schierbeek (1957), S. 148-156; Dooren/Schierbeek (1958), S. 2162-2166; Setzer (1958); Gysel (1976), S. 155-168. Auch die am Würzburger Institut für Geschichte der Medizin entstandenen Dissertationen von Brechtold (1959) bzw. König (1961) zu Coiters Nürnberger Kollegen Heinrich Wolff bzw. Georg Palma enthalten weiterführende Informationen zu Volcher Coiter. Für kurz gefasste lexikalische Beiträge zu Coiter siehe neben den genannten Beiträgen von Schierbeek (1957) und Schullian (1971) auch Herrlinger (1957b), S. 317.

²⁶ Die nachfolgenden Ausführungen beruhen vorwiegend auf Herrlinger (1952), passim, sowie Schullian (1971), S. 342 f.

²⁷ Ebenda.

²⁸ Ludwig wurde 1576 Kurfürst. Zu den Ärzten in seiner Umgebung vgl. Schofer (2003), bes. S. 46-54; Weigel (1936), S. 386 f.; Herrlinger (1952), S. 28.

er bis 1575 erfolgreich wirkte. Hier veröffentlichte er in den Jahren 1572 und 1575 seine beiden umfangreichen Hauptwerke, und hier entstand auch das bekannte Ölbild des Niederländers. Im Januar 1575 wurde Coiters Vertrag in Nürnberg auf weitere drei Jahre verlängert, doch noch vor Ablauf desselben Jahres ließ er sich vom Nürnberger Rat beurlauben, um als Lagerarzt in die Dienste Johannes Casimirs von der Pfalz zu treten, der einen Feldzug nach Frankreich vorbereitete. Coiter starb am 2. Juni 1576 – noch vor der Rückkehr nach Nürnberg – in Brienne (Champagne) an „Tabes consumptus“.²⁹

2.2 Rhetorisch-diskursive Strategien der Selbstautorisierung

Zu den aussichtsreichen Strategien einer (Selbst-)Autoritätsbildung gehörte bereits in der Vormoderne *das umfassende Knüpfen von Beziehungsnetzen*.³⁰ Vielfach fungierte hierbei der Briefwechsel als Substitut für persönliche Begegnungen³¹ und dabei gewonnene Erfahrungen. Wesentlich bei der Pflege von Sozialkontakten und der Suche nach Unterstützung waren das gegenseitige Wohlwollen und die Bereitschaft zu Gabe und Gegengabe, wobei die getauschten „Gaben“ völlig unterschiedliche Qualitäten bzw. Wertigkeiten aufweisen konnten.³² Tatsächlich dominierten in diesen sozialen Netzwerken³³ häufig Patronage-Klientel-Verhältnisse.³⁴

Als Sohn eines Patriziers hatte Coiter beste Ausgangsbedingungen, was den Aufbau und die Etablierung von Kontakten betrifft: Galten mehrfache Universitätswechsel und Bildungsreisen nach Frankreich und Italien schon per se als karrierefördernd,³⁵ so erwies sich gerade die Kontaktaufnahme mit seinen italienischen Professoren als hilfreich: Gabriele Fallopio³⁶ dürfte Coiter an seinen engen Freund Ulisse Aldrovandi nach Bologna empfohlen haben, während Aldrovandi ihn späterhin wiederum seinem Intimus Bartolomeo Eustachi, der an der „Sapienza“ in Rom lehrte, ans Herz legte.³⁷ Alle drei genannten Professoren wird Coiter später in seinen Werken als besondere Förderer bzw. Vertraute herausstellen.³⁸ Nur neun Jahre nach seinem Weggang aus Groningen hatte es Coiter also nicht zuletzt dank erfolgreicher *Karriereplanung und professoraler*

²⁹ Möglicherweise handelte es sich hierbei um Fleckfieber: vgl. hierzu Nuyens/Schierbeek (1955), S. XXXIV, sowie Herrlinger (1952), S. 46.

³⁰ Vgl. hierzu Treml (1989), S. 77-81, bes. S. 82, sowie Maelshagen (2003), S. 119-151.

³¹ Eine besondere Gelegenheit zu persönlichen Begegnungen bot die „Peregrinatio academica“, die traditionelle Wanderschaft der Studenten. Erste Treffen wurden dabei vielfach durch Empfehlungsschreiben gemeinsamer „Freunde“ vorbereitet. Zur „Peregrinatio academica“ vgl. u. a. Berns (1988), zum Reisen aus medizinisch-fachlicher Sicht Neuber (1992), bes. S. 98 f.

³² Vgl. hierzu Maelshagen (2003), bes. S. 141-151.

³³ Vgl. hierzu auch Reinhard (1997), S. 308, sowie Jancke (2002), bes. S. 75-82.

³⁴ Schwinges (1996), S. 18 f. Zum Konnex von Patronage und fachlicher Qualifikation vgl. auch Jancke (2002), S. 112, 120 u. 162.

³⁵ Schwinges (1996), S. 18.

³⁶ Vgl. Coiter (1575), „Prooemium“ (o. S.).

³⁷ Herrlinger (1952), S. 21 f.

³⁸ Für Textbelege betr. Fallopio und Eustachi vgl. Coiter (1572), „Introductio in Anatomiam“, Kap. 6 „De Anatomiae scriptoribus“, passim. Zu Aldrovandi vgl. Coiter (1575), Widmungsvorrede „Amplissimus [...]“, passim.

Patronage zu einer beachtlichen Karriere gebracht. Dass Volcher Coiter seit 1566 in Amberg als Leibarzt des Kurfürst Ludwig VI von der Pfalz fungierte, hatte er der Vermittlung seines Freundes aus Bologneser Studentenzeiten, Joachim Camerarius d. J. (1534-1598), zu verdanken. An Coiters Wechsel nach Nürnberg 1569 scheint Camerarius, der bereits seit 1564 in Nürnberg unter den Stadtärzten eine führende Stellung einnahm³⁹, ebenfalls beteiligt gewesen zu sein.⁴⁰ Auch mit den anderen Nürnberger Kollegen betrieb Coiter eine Form der Kontaktpflege, die geeignet war, seine ärztliche Autorität zu steigern: Mit dem späteren Marburger Professor Georg Marius (1533-1608)⁴¹ teilte Coiter mehrere akademische Lehrer⁴², ein besonderes Interesse an Sektionen⁴³ und eine feindliche Haltung gegenüber (vermeintlichen) Medikastern.⁴⁴ Mit Melchior Ayrer (1520-1579) arbeitete Coiter u. a. beim Entwurf der Nürnberger Medizinalordnung zusammen.⁴⁵ Entsprechendes gilt für Heinrich Wolff (1520-1581).⁴⁶ Dank eines überlieferten Briefbuches von Wolff wissen wir außerdem, dass letzterer und Coiter etliche Male korrespondierten.⁴⁷ Weitere Verbindungen bestanden u. a. zu den ebenfalls in Nürnberg ansässigen ehemaligen Bologneser Studiengenossen Paul Weller – Weller war von 1563 bis 1601 Stadtarzt in Nürnberg – und Georg Tetzl.⁴⁸ Coiter verstand sich folglich ausnehmend gut darauf, seine sozialen Beziehungen zur Stärkung seiner Autorität einzusetzen.

Von ähnlichem Interesse ist die Frage, inwieweit Coiter derartige Freundschaften nach außen kehrte, d. h. ob er sie öffentlich und für die eigene Außendarstellung in Sinne einer *Selbstinszenierung* nutzte. Geradezu programmatische Bedeutung kommt unter diesem Aspekt der von Coiter aufgestellten chronologischen „Reihung“ berühmter Anatomen zu. In „Externarum [...] tabulae“⁴⁹ erwähnt er einige zeitgenössische Anatomen, die allesamt auf Galen fußen, und kommt danach speziell auf Vesal zu sprechen, der mit ungeheurem Fleiß und Talent die Anatomie erneuert habe. Unter dessen Nachfolgern hebt Coiter seinen Lehrer Fallopio hervor („praeceptor meus“). Letzte Hand habe dann Eustachi – ein weiterer Lehrer von Coiter – an die Anatomie gelegt. Der Rahmen von Coiters Selbstinszenierung ist damit klar abgesteckt: Er stellt sich in die natürliche Nachfolge der drei genannten Koryphäen der Anatomie und beansprucht als

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Herrlingers These, wonach Camerarius geplant haben könnte, Coiter „einmal für den Lehrstuhl seiner noch zu gründenden Nürnberger Universität vorzusehen“ (Herrlinger [1952], S. 37), bleibt jedoch spekulativ.

⁴¹ Heyers (1957).

⁴² Ebenda, passim.

⁴³ Ebenda, S. 33.

⁴⁴ Ebenda, S. 51 u. 53.

⁴⁵ Vgl. Schullian (1951), S. 189; Wolfangel (1957), S. 24 u. 59.

⁴⁶ Zu Leben und Werk von Heinrich Wolff vgl. Brechtold (1959), bes. S. 123.

⁴⁷ Hen. Wolfij Med. Norimberg. Commmercium Epistolicum ad fratrem et alios coaeuos. Hierin sind sechs Briefe an Coiter enthalten.

⁴⁸ Weller und Tetzl gehörten wie Coiter zu den Freunden, die der Promotionsfeier von Camerarius 1562 in Bologna beiwohnten, vgl. Herrlinger (1952), S. 24 u. 33.

⁴⁹ Coiter (1572), „Introductio in Anatomiam“ (o. S.), Kap. 6 „De Anatomiae scriptoribus“ [Opuscula [1955], S. 24].

Schüler von Fallopio und Eustachi eine diesen vergleichbare Autorität. Coiter beruft sich immer dann auf seine Lehrer oder sonstige Autoritäten, wenn er einen Untersuchungsgegenstand einführt, der ungewöhnlich oder abwegig anmutet. Der Stärkung der eigenen Autorität dienen auch seine Versuche, Beobachtungen geografisch und zeitlich möglichst genau zu verorten, um dem Leser auf diese Weise die Möglichkeit einer Überprüfbarkeit seiner Behauptungen zu „suggerieren“.⁵⁰ Auch bei der Präsentation von Krankengeschichten verfährt Coiter wiederholt nach diesem Muster. Er berichtet etwa von einer Frau, bei der eine Typhuserkrankung vermutet wurde, wobei er eingangs erwähnt, dass sich der Fall im Juni 1567 in Amberg ereignet habe (Anno 1567, mense Iunio Ambergae [...]).⁵¹ Gelegentlich nutzt er diese Datierungsversuche auch zu Hinweisen auf seine erfolgreiche ärztliche Tätigkeit: In einem Fall kommt er auf die Heilung eines Patienten zu sprechen, der zu den Gefolgsleuten des Kurfürsten Ludwig gehörte, und ergänzt dann, dass er zu diesem Zeitpunkt Leibarzt des „illustren Herzogs von Bayern und Kurfürsten“ gewesen sei.⁵² Der Autorisierung der eigenen Person dienen auch Coiters Versuche, für verschiedene Begebenheiten, Sachverhalte oder Beobachtungen möglichst veritable Augenzeugen zu benennen.⁵³ Auch dies lässt sich anhand der erwähnten Krankengeschichte von Ludwigs Gefolgsmann verdeutlichen: Hier gibt er den Fürsten selbst als Zeugen für seinen Therapieerfolg an und führt – nicht ohne Eigenlob – aus, dass der Kurfürst den Mann längst aufgegeben hatte, dann aber auf Coiters Behandlungsvorschläge mit Bewunderung reagiert habe.⁵⁴ Auch berichtet er mehrfach von Therapien, die in Häusern von besonders hochgestellten und anerkannten Persönlichkeiten stattfanden (und glückten), wobei letztere zugleich als glaubwürdige Zeugen fungieren konnten.⁵⁵

Zudem gründete, weit mehr als heute, die Autorität der Ärzte in der Vormoderne auf Gelehrsamkeit, umfassender Bildung und erkennbarer Zugehörigkeit zum Geistesadel. Ziel des gebildeten Arztes musste es also sein, sich die *Anerkennung der humanistisch geprägten Elite* zu sichern.⁵⁶ Ein typisches Merkmal humanistischer Kultur und damit auch ein Mittel sozialer Distanzierung stellten in gelehrten Werken Widmungs- oder Sinngedichte dar. Coiter macht in jedem einzelnen seiner vier Bücher von derartigen Epigrammen Gebrauch: das 1572 erschienene Werk *Externarum [...] tabulae* enthält z. B. zwei Sinngedichte.⁵⁷ Derartige Epigramme sind als rituelle Sonderform der Selbstdarstellung des Autors aufzufassen. Sie erfüllten eine zweifache Funktion: Sie verban-

⁵⁰ Vgl. zu diesem Aspekt auch Stolberg (2003), S. 209.

⁵¹ Vgl. Coiter (1572), S. 110 (Opuscula [1955], S. 120).

⁵² Vgl. Coiter (1572), S. 111 (Opuscula [1955], S. 126).

⁵³ Zu dieser Strategie vgl. wiederum Stolberg (2003), S. 209.

⁵⁴ Vgl. Coiter (1572), S. 111 (Opuscula [1955], S. 126).

⁵⁵ Vgl. Coiter (1572), S. 110 (Opuscula [1955], S. 122) („[...] in aedibus generosi et nobilis viri Iulii Caesaris Malvetii [...]“); weiterhin: ebenda, S. 113 (Opuscula [1955], S. 132) („[...] in aedibus nobilissimi, amplissimi, ac prudentissimi viri D. Ioannis Delli Arme Senatoris Bononiensis [...]“).

⁵⁶ Vgl. hierzu auch Stolberg (1998), S. 73. Zum Bildungsideal der zeitgenössischen Ärzte vgl. auch Elkeles (1992), S. 140.

⁵⁷ Abgedruckt und übersetzt bei Herrlinger (1952), S. 100-103.

den humanistisches Freundeslob⁵⁸ mit dem Nachweis besonderer Gelehrsamkeit. Coiter ließ es indessen nicht bei den genannten Ausdrucksformen und Zeichen humanistischer Bildung bewenden. Vielmehr präsentiert er sich in seinen beiden Nürnberger Hauptwerken – freilich ohne dies auszuformulieren – an vielen Stellen als Uomo universale, als der allseitig gebildete und befähigte Mensch, der das Ideal des Humanismus verkörpert. Coiter selbst bezeichnet sich schon 1564 auf dem Titelblatt seiner ersten, gemeinhin als unreif angesehenen Schrift als „Philosophus & Medicus“.⁵⁹ In seinem ungleich bedeutenderen veröffentlichten Werk von 1572 macht er dann bereits im Vorwort an die Leser deutlich, dass er auch als Grafiker und Bildhauer tätig ist. Hier führt er auch aus, warum die Anatomie nicht nur Naturphilosophen und Ärzten nützlich ist, sondern auch Theologen, Juristen, Historikern, Poeten – kurz: allen, die sich an Lernen und Weisheit erfreuen.⁶⁰ Zugleich betont der Strategie Coiter damit einen universellen Anspruch der Medizin. Gerade in Nürnberg mit seiner langen humanistischen Tradition fiel eine derartige Strategie auf fruchtbaren Boden. Nicht zu übersehen ist dabei allerdings auch der theologische Aspekt: Coiter hat sich nicht allein bzw. aus eigener Kraft über seine Gegner hinwegsetzen können. Nur mit göttlicher Unterstützung konnte ihm dies gelingen.⁶¹

Ohnehin bilden der göttliche Schöpfer und seine besondere Beziehung zum Arzt ein Motiv, das sich wie ein roter Faden durch Coiters Nürnberger Werke zieht. Wenn sich Coiter für die Vollendung seiner Schriften trotz aller Widrigkeiten auf die lenkende Hand Gottes beruft, so vertritt er den populären Standpunkt, dass durch dieses Faktum die *göttliche Legitimation der gelehrten Medizin* sichtbar werde.⁶² Er zitiert Jesus Sirach, wo es in Kapitel 38 heißt:

„Schätze den Arzt, weil man ihn braucht; denn auch ihn hat Gott erschaffen.
Von Gott hat der Arzt die Weisheit [...] Zu gegebener Zeit liegt in seiner Hand
der Erfolg; denn auch er betet zu Gott.“⁶³

Coiter interpretiert diese Bibelstelle in seinem Vorwort dergestalt, dass die Medizin die hervorragendste Wissenschaft sei, da sie von Gott selbst erhöht werde und ihm zu Ruhm und Ehre gereiche. Durch die ärztliche Heilkunst wolle Gott seine Vorsehung, Weisheit, Allmacht, Güte und Menschlichkeit offenbaren. Die Heilkunst selbst bezeich-

⁵⁸ Vgl. hierzu Treml (1989), S. 94-97.

⁵⁹ Vgl. Coiter (1564), wo es im Untertitel heißt: „Authore Volchero Coeiter Frisio Groeningensi, *philosopho & medico*.“

⁶⁰ Coiter (1572), „Introductio in Anatomiam“ (o. S.), Kap. 3 „De anatomiae utilitatibus“ (o. S.) (Opuscula [1955], S. 16).

⁶¹ Coiter (1572), Einleitung „Benevolis lectoribus“ (o. S.) (Opuscula [1955], S. 2 f.).

⁶² Coiter (1572), Einleitung „Benevolis lectoribus“ (o. S.).

⁶³ Bibel (1980), S. 811 f. Coiter nimmt mit besagtem Bibelzitat Anleihen beim Nürnberger Stadtwundarzt Frantz Renner, der im Vorwort seines „Handtbüchleins“ ([1557], o. S.) ebenfalls Jesus Sirach zitiert: „Ehre dem Artze mit gebürlicher verehrung [...], denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Ertzney kompt von dem höchsten, un Könige ehren in.“ Vgl. auch Herrlinger (1952), S. 65. Schullian (1951), S. 185 weist darauf hin, dass diese Schrift Renners, den sie allerdings fälschlich zu den Physici rechnet, Coiter vorlag.

net er als göttliches Wissen, das den Inbegriff der ganzen Welt, die Weisheit Gottes und die Kenntnis unser selbst beinhalte.⁶⁴ Sie genießt kraft ihrer direkten Legitimation durch Gott die höchstmögliche Autorität; gleiches gilt für ihre Repräsentanten, die Ärzte. Der Arzt überragt nicht nur die Vertreter der übrigen Wissenschaften, sondern er ist auch (und vor allem) der einzige göttlich legitimierte Vertreter der Heilkunde. Diese Argumentationsweise dient also zugleich der Abgrenzung gegenüber den nichtgelehrten Heilern.

Die dem Alten Testament entnommene Auffassung, dass dem Arzt und seiner Heilkunst in der göttlichen Schöpfungsordnung ein besonderer Platz zugedacht ist, nutzt Volcher Coiter zur Ausgrenzung unliebsamer Konkurrenz, zur *Desavouierung konkurrierender Heiler*. Da die Medizin der gelehrten Ärzte den Methoden der Vielzahl konkurrierender nichtgelehrter Heiler in praxi nicht erkennbar überlegen war, schied der Heilerfolg als Kriterium aus. Erforderlich waren Strategien, die darauf abzielten, die Bewertung der Kenntnisse und Fertigkeiten des Arztgelehrten vom Therapieerfolg abzulösen.⁶⁵ Absolventen der Medizinischen übten nach Coiters Feststellung ihren Beruf ohne Betrug und falschen Schein aus.⁶⁶ Schon Argumentation und Wortwahl insinuierten, dass Coiter das Gegenmodell hierzu – eben eine durch Betrug und falschen Schein gekennzeichnete Tätigkeit – der nichtgelehrten Konkurrenz zuweist. Coiter steht mit seinen Abgrenzungsversuchen gegenüber unfähigen Heilern zweifellos in einer langen rhetorischen Tradition; gleichwohl überraschen die Heftigkeit und die Polemik seiner Ausführungen: so stellt er etwa den „arroganten, unfähigen Barbieren, die den Unterschied zwischen Blase und Magen, Würmern und Nerven oder Lunge und Leber nicht kennen und nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch einigen leichtgläubigen Doktoren Unsinn erzählen“⁶⁷ den „guten Mann und fähigen, selbstlosen und tüchtigen Arzt“⁶⁸ („*probum virum et Medicum peritum, animo integro et recto praeditum parum*“) gegenüber. Festzuhalten ist, dass Coiter mit Nachdruck versucht, die nichtgelehrten Behandler – er spricht allgemein von Empirikern⁶⁹ bzw. im Einzelnen von Barbieren, Handwerkern, Marktschreiern, Juden und (alten) Frauen – aus der Heilkunde auszugrenzen. Damit ergänzt er den Aspekt der kollektiven Autorisierung der Ärzteschaft durch Gott um den komplementären Aspekt, nämlich die kollektive Diskreditierung aller übrigen Heiler.⁷⁰

⁶⁴ Diese Interpretation fand in der bildenden Kunst ihre Entsprechung: In zeitgenössischen Kunstwerken ist Christus verschiedentlich als Arzt abgebildet: vgl. hierzu König (1958), S. 36 u. Abb. 32.

⁶⁵ Siehe hierzu auch Stolberg (2003), S. 213.

⁶⁶ Vgl. Coiter (1572), Einleitung „*Benevolis lectoribus*“ (o. S.), in dt. Übersetzung bei Herrlinger (1952), S. 59-64.

⁶⁷ Vgl. Coiter (1572), S. 106 (Opuscula [1955], S. 106).

⁶⁸ Ebenda.

⁶⁹ Unter „*Empirici*“ wurden die nichtakademischen Heiler verstanden: Elkeles (1992), S. 140; dies. (1987), S. 197-211.

⁷⁰ Zum Konflikt zwischen gelehrter und „empirischer“ Medizin vgl. auch Elkeles (1987), S. 197-211, die sich allerdings mit ihren Beispielen vor allem auf das 17. und 18. Jahrhundert bezieht.

2.3 Etablierung einer Heiler-Hierarchie

Zur fraglichen Zeit wurde in Nürnberg, aber auch andernorts⁷¹, über eine Medizinalordnung nachgedacht, die u. a. das Verhältnis der verschiedenen Anbieter medizinischer Dienstleistungen regeln sollte.⁷² Schon zu Beginn seiner Tätigkeit in Nürnberg zeigte sich Coiter in besonderem Maße um eine Erneuerung des Medizinalwesens bemüht, indem er detaillierte Vorschläge zur Reorganisation der Sondersiechenschau unterbreitete.⁷³ Wichtigere Ziele auf dem Weg zur Umgestaltung des städtischen Gesundheitssystems im Sinne der akademischen Ärzte und damit die Etablierung einer organisationellen Autorität waren jedoch die *Durchsetzung einer Medizinalordnung und die Gründung eines Collegium medicum*. 1571 legte Coiters Freund Johann Camerarius II als Sprecher der Nürnberger Ärzte den Ratsherren der Stadt den Entwurf einer Medizinalordnung vor.⁷⁴ Bemerkenswerterweise hatten die Nürnberger Ärzte hierbei selbst die Initiative ergriffen; ein Auftrag zur Erstellung eines derartigen Gutachtens wurde nie erteilt.⁷⁵ Wenngleich allein Joachim Camerarius den Entwurf mit seinem Namen unterzeichnete, war er doch ein Gemeinschaftswerk. Vor allem Coiter hatte am vorgelegten Text großen Anteil. Schon Herrlinger wies darauf hin, dass Coiters Gutachten zur Nürnberger Sondersiechenschau im Entwurf eine wichtige Stellung einnimmt.⁷⁶

Kern des vorgeschlagenen „Regiments“ war die Gründung eines Collegium medicum, eines organisatorischen Zusammenschlusses Nürnberger Ärzte.⁷⁷ Diesem ärztlichen Kollegium sollte dem Entwurf zufolge die staatliche Kontrolle der übrigen Heilpersonen obliegen. Begründet wurde die Notwendigkeit eines solchen Gremiums mit Missständen in der Zusammenarbeit mit den Apothekern, aber auch mit Übergriffen durch die konkurrierenden Heiler. Die intendierte Vormachtstellung der Ärzte zeigt sich im Übrigen bereits in der Gliederung des Entwurfs: Der erste Teil beschäftigt sich mit der Tätigkeit des gelehrten Mediziners, der „als viel müeglich, den menschen ihr gesundtheit hüelft erhalten.“⁷⁸ Das zweite Hauptkapitel thematisiert den Bereich des Apothekers, dessen vermeintliche Nachrangigkeit in der Heilerhierarchie die Ärzte geschickt dadurch zum Ausdruck bringen, dass sie ihn als „manus dextera, das ist die rechte handt des artzt“ bezeichnen.⁷⁹ Der dritte und letzte Teil handelt schließlich von

⁷¹ So publizierte der Frankfurter Arzt Joachim Struppius (1530-1606) bereits 1567 das themenverwandte Werk „Consilium medicum generale fidei bonoque pectore propositum“.

⁷² Zur Neuordnung des Nürnberger Medizinalwesens vgl. Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42, und Gröschel (1977).

⁷³ Als der Nürnberger Rat von allen Stadtärzten Gutachten zur Neuordnung der traditionellen Leprösenschau einforderte, fiel Coiters Stellungnahme umfangreicher und konkreter aus als die seiner dienstälteren Kollegen. Für Details vgl. Herrlinger (1951), sowie dens. (1952), hier S. 35 f. u. 124-126.

⁷⁴ Wittwer (1792), S. 15.

⁷⁵ Vgl. Gröschel (1989), S. 266.

⁷⁶ Coiter verfasste die Stellungnahme auf Anforderung des Stadtrats. Vgl. Gutachten über die Nürnberger Sondersiechenschau (ohne Datum). Manuskript, Stadtbibliothek Nürnberg, Observationes et consilia medica Manuscripta D. Palmae, Cent. V 42, 153v-155v – auch abgedruckt bei Herrlinger (1952), S. 35 f.

⁷⁷ Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42, 102v-103r. Vgl. auch Jegel (1932), S. 298.

⁷⁸ Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42, 95r.

⁷⁹ Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42, 113v.

„wundärztzen, balbierern und badern“, dann von „steinschneidern, augenärztzen und dergleichen, schließlich von „geschwornen weibern, hebammen und dergleichen personen.“⁸⁰ Diese dritte Gruppierung wollte Camerarius auf ihren jeweiligen ursprünglichen Tätigkeitsbereich beschränken und durch den Rat überwachen lassen. Auch sollten die betreffenden Personen in der Stadt wohnen und als untadelig gelten müssen.⁸¹

Offensichtlich wurden die im Entwurf enthaltenen Vorschläge zunächst auf Eis gelegt; zumindest zeigte der Rat bei ihrer Umsetzung keine Eile.⁸² Als nichts geschah, haktten die Nürnberger Physici nach: Wie sich aus den Ratsverlässen ergibt, reagierte die Obrigkeit schließlich am 17. Februar 1573 auf die Bitte der Doctoren „inen zu gestatten ein collegium under inen aufzurichten“, mit folgendem Beschluss: Man solle „inen herrn D. Camerarii gemacht Buch allerlei guter ordnungen halben zu haus schicken. Darnach zusammen erfordern, einen einhelligen Ratschlag von inen einnehmen, wie solch Buch in einem und andern Punkten zu bessern oder wie es ins Werk zu richten [...]“.⁸³ Die Ärzte hatten also nun den Auftrag erhalten, sich über die Rahmenbedingungen für die Errichtung eines Collegium medicum zu einigen und dem Rat Bericht zu erstatten. Dass dies auch geschah, ist aus einem Schreiben Coiters an Camerarius vom 17. Oktober 1573 bekannt:⁸⁴ Coiter berichtet hierin dem abwesenden Freund von einem Treffen der Kollegen im Haus von Melchior Ayrrer, bei dem die Gründung des Collegiums beratschlagt worden sei. Man sei den bekannten Vorschlägen von Camerarius gefolgt, hätte jedoch darüber hinaus beschlossen, zwei Ratsherren zu bestimmen, die eine Umsetzung der ärztlichen Forderungen veranlassen bzw. – im Falle auftretender Schwierigkeiten – die Vorschläge im Namen der Ärzte dem gesamten Rat unterbreiten sollten. So wolle man vermeiden, selbst als Bittsteller beim Rat vorstellig werden zu müssen.

Der von den Ärzten erhoffte schnelle Erfolg blieb jedoch aus, was nicht zuletzt auf einen „Gegenbericht“ der Apotheker „contra der Herren Doctorn medicinae“ (1581) zurückzuführen war.⁸⁵ Die Physici reagieren prompt mit einer umfangreichen Antwort.⁸⁶ Doch erst als die Missstände Überhand nahmen und eine weitere Pestepidemie (1585/86) die Stadt heimsuchte, gab der Rat den Forderungen der Ärzte nach. Am 27. Mai 1592 – also 16 Jahre nach Coiters frühem Tod – trat schließlich die neue Medizinalordnung in Kraft;⁸⁷ nun konnte sich auch das Collegium medicum konstituieren.⁸⁸

⁸⁰ Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42. Eine Inhaltsangabe findet sich auch etwa bei Gröschel (1989), S. 267 f.

⁸¹ Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42, 124v-132r.

⁸² Vgl. hierzu Philipp (1962), S. 76 f.; ferner Wittwer (1792), sowie Fischer (1933), Bd. 1, S. 90 u. 183 ff.

⁸³ Vgl. hierzu Ratsverlässe im Stadtarchiv Nürnberg, No. 1309-1405, hier No. 1353, f. 7b – auch abgedruckt bei Schullian (1951), S. 191.

⁸⁴ Zum betreffenden Brief vgl. Schullian (1951), S. 189, sowie Wolfangel (1957), S. 24 u. 59.

⁸⁵ Die Apotheker schrieben hierin den Ärzten die Schuld an den bestehenden Missständen zu: vgl. Philipp (1962), S. 82 f.; Gröschel (1977), S. 236-247.

⁸⁶ Stadtbibliothek Nürnberg, Cent. V 42, 65a; Philipp (1962), S. 83 f.

⁸⁷ Vgl. Schmid (1971/72), insb. S. 1180-1190 u. S. 172-180; Jegel (1932), S. 288 f.

⁸⁸ Vgl. Wittwer (1792); Jegel (1931), S. 361 ff.; Philipp (1962), S. 88-89; Gröschel (1989), S. 272.

Trotz der zeitlichen Verzögerung gehörte Nürnberg damit zu den Vorreitern auf dem Gebiet des städtischen Medizinalwesens.⁸⁹

Wenngleich Coiter also trotz allen Engagements nur die Anfänge der neuen Ordnung hatte mitgestalten können, geben die unterbreiteten Vorschläge doch eindeutige Hinweise auf die dahinter stehende Strategie: Die Ärzte zielten nicht auf ein Regelwerk ab, das lediglich rechtliche Klarheit über Zuständigkeiten schaffen und damit Abläufe im Gesundheitswesen standardisieren sollte. Der Entwurf implizierte vielmehr eine Vorrangstellung der gelehrten Ärzte, denen die Oberaufsicht über das übrige Heilpersonal zukommen sollte. De facto bedeutete die spätere Umsetzung der Medizinalordnung nach den Vorstellungen von Camerarius und Coiter eine Festschreibung der Heilerhierarchie zugunsten der Ärzte bei gleichzeitiger Beschneidung der Kompetenzen nichtgelehrter Behandler. Damit ist die Forderung nach einer Medizinalordnung als weitere Strategie der Selbstautorisierung zu begreifen – wenngleich unter dem Deckmantel der Beseitigung von bestehenden Missständen und der Verbesserung der medizinischen Versorgung. Die geplante Einrichtung eines Collegium medicum ging noch einen Schritt weiter: Das Medizinalkollegium lieferte den institutionellen Rahmen für einen Schulterschluss der Ärzte und ist als frühe Form einer Standes- oder Interessenorganisation zu interpretieren.⁹⁰ Die Medizinalkollegien organisierten ärztliche Zusammenkünfte und schrieben feste Taxen für ärztliche Leistungen fest, sie erleichterten es den *Physici*, gemeinsame Positionen zu verabreden und den Druck auf die Konkurrenz zu verstärken, kurz: sie lieferten die Plattform, um alle ärztlichen Anstrengungen organisatorisch zu bündeln und Geschlossenheit nach außen zu demonstrieren.

Letztlich stand also auch die ärztliche Forderung nach einer Neuordnung des Medizinalwesens, wie sie sich bereits in Coiters Vorwort und im ersten Entwurf an den Nürnberger Rat wieder findet,⁹¹ im Dienste einer Distanzierung der Konkurrenz oder – positiv formuliert – der Erweiterung des ärztlichen Einflusses und der Stärkung ihres autoritativen Status’.

Doch Volcher Coiter und seine ärztlichen Kollegen nutzten auch visuelle Strategien zur Selbstautorisierung. Im Folgenden soll daher gezeigt werden, auf welche Weise die gezielte Visualisierung von bestimmten Ideen, Intentionen oder Sachverhalten autoritative Wirkung entfalten konnte.

2.4 Grafisch-visuelle Strategien der Selbstautorisierung

Coiter bewunderte die drucktechnische Ausstattung und optische Aufbereitung von Vesals 1543 veröffentlichten *De humani corporis fabrica libri septem*⁹² – einem Meisterwerk der Buchdruckkunst.⁹³ Es kann daher nicht überraschen, dass Coiter sich bei

⁸⁹ Siehe z. B. zu Augsburg: Martz (1959); Gensthaler (1973); Kinzelbach (1995).

⁹⁰ Vgl. hierzu Königer (1958), S. 34.

⁹¹ Vgl. Coiters Aufforderung an den Rat, er möge die „Ehre und Wertschätzung der wirklichen Ärzte verteidigen und bewahren.“ – zitiert in der deutschen Übersetzung von Herrlinger (1952), S. 63.

⁹² Basel 1543; im Folgenden zitiert als Vesalius (1543).

⁹³ Zur künstlerischen Qualität des Buches vgl. Singer (1969), S. 326-335, bes. S. 335 (Zitat); Königer (1958), S. 14. Ähnlich äußert sich Wegner (1939), S. 33 ff.

seinen eigenen Büchern optisch an Vesals *Fabrica* orientierte. In den beiden Hauptwerken Coiters – die *Lectiones Gabrielis Fallopii* (1575) imponieren in Ausstattung und Druck als Gegenstück zu dem früher veröffentlichten Werk *Externarum [...] tabulae* (1572) – sind die Titelblätter allerdings, im Unterschied zu Vesals *Fabrica*, betont schlicht gehalten. Umso prunkvoller präsentieren sich die Satzbilder beider Nürnberger Werke; diese sind in typografischer Hinsicht Vesals *Fabrica* sehr ähnlich.⁹⁴ Einen annähernden Ersatz für die beispiellosen und überdies programmatisch eingesetzten Vesal'schen Initialen bzw. Liber-Initialen fand Coiter im Puttenalphabet des seinerzeit weltberühmten Dürer-Schülers Hans Weiditz (1485-1536).⁹⁵ Wenngleich Coiters Bücher nicht mit der prächtigen Ausstattung der *Fabrica* konkurrieren konnten – ein Schicksal, das sie mit allen zeitgenössischen Werken teilten –, konnte das optische Ergebnis doch überzeugen. Welchen Eindruck aber machte eine solche visuelle Anleihe beim kundigen zeitgenössischen Leser? Die Tatsache, dass sich auch andere renommierte zeitgenössische Anatomen optisch an der *Fabrica* orientierten – Coiters Studienfreund Felix Platter etwa ließ für seine *Icones* gar deren Druckstöcke in kleinerer Form kopieren⁹⁶ –, lässt vermuten, dass die *drucktechnische Nähe zur Fabrica* eine autoritätsstiftende Wirkung entfaltete, wenn das typografische Ergebnis als solches gelang.⁹⁷

Ebenfalls im Dienste einer visuellen Strategie standen die in Coiters Werken abgebildeten Grafiken. Auch sie wurden zwar von Gerlach „verlegt“, die Vorlagen stammen aber von Coiter selbst. Er gehörte damit zu den ersten Ärzten, die ihre textbezogenen Abbildungen selbst erstellten. Im Unterschied zu Satzspiegel, Type und Initialen, die zu den formalen Aspekten zu zählen sind, bilden *Coiters Zeichnungen* medizinische Inhalte ab. Er misst seinen Abbildungen dementsprechend große Bedeutung bei: Er führt sich 1572 im Vorwort an seine Leser unmissverständlich als Grafiker ein und versäumt überdies nicht hinzuzufügen, dass die anatomische Illustration auf ihn einen ganz besonderen Reiz ausübe.⁹⁸ Robert Herrlinger kommt das Verdienst zu, sich über medizinische Aspekte hinaus intensiv mit dem künstlerischen Wert von Coiters Grafiken beschäftigt zu haben. Er lässt keinen Zweifel daran, dass er dessen grafische Arbeit als eigenständige künstlerische wie medizinische Leistung ansieht.⁹⁹ Bei Coiters Grafiken zeigen sich beispielsweise eine Reihe von Abweichungen bzw. Verbesserungen zu Vesals *Fabrica*:¹⁰⁰ Coiters Skelett ist insgesamt sehr viel detaillierter in den Bereichen Hals-

⁹⁴ Vgl. Vesalius (1543). Siehe hierzu auch Herrlinger (1952), S. 99.

⁹⁵ Vgl. Friedlaender (1922).

⁹⁶ Herrlinger (1967), S. 130.

⁹⁷ Hierfür spricht auch die bemerkenswerte Aussage von Juan Valverde, dem wirkungsmächtigsten „Plagiator“ Vesals, der in einem Vorwort an die Leser feststellt, Vesals Abbildungen seien derart überlegen, dass es nach Neid oder Eifersucht aussähe, wenn er sich ihrer nicht bediente – zitiert nach Herrlinger (1967), S. 127. Zu Valverde vgl. Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 223.

⁹⁸ Coiter führt aus, nichts habe ihn bei der gestellten Aufgabe mehr bewegt und stimuliert als der Umgang mit einem berühmten Maler – gemeint ist Jost Amman – und mit Bildhauern, vgl. Coiter (1572), Einleitung „Benevolis lectoribus“ (o. S.) (Opuscula [1955], S. 4 f.).

⁹⁹ Herrlinger (1952), S. 42 u. 95. Auch Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 298 sprechen von „vorzüglichen Illustrationen“.

¹⁰⁰ Vgl. hierzu auch Herrlinger (1952), S. 76 f., sowie dens. (1967), S. 127 f.

wirbelsäule, Becken, Oberschenkelköpfe, Schädel und Sternum. Vor allem aber: Coiter lässt sein Skelett in der Rückansicht linksseitig knien – eine visuelle Finesse, um im Unterschied zu Vesal auch die plantare Seite des Fußskeletts abbilden und die Unterschenkelknochen aus einem weiteren Blickwinkel zeigen zu können. Ähnlich detailfreudig sind auch die übrigen Skelettgrafiken von Coiter. Hinzu kommen mehrere Grafiken, die das Skelett (ungeborener) Kinder bzw. Skelette verschiedener, teilweise seltener Tiere bieten, für die sich bei Vesal keine Parallelen finden. Sie alle zeichnen sich durch große Detailfreude aus. Coiter bedient sich also einerseits der zeitgenössisch anerkannten Autorität Vesals, indem er seine Grafiken an das berühmte Vorbild anlehnt; andererseits verbessert er Vesals Illustrationen in vielen Details und beweist so dem kundigen Leser seine Eigenständigkeit und Innovationskraft. Volcher Coiters Talent als Grafiker erlaubt es ihm, zwei Möglichkeiten der Selbstautorisierung miteinander zu verbinden: die der Berufung auf anerkannte Personalautoritäten einerseits und die Visualisierung der eigenen Beobachtung (und damit die Berufung auf die Natur als Sachautorität) andererseits. Wo bereits autoritative Visualisierungskonzepte bestehen, versucht er seine Beobachtungen in diese zu integrieren; wo derartige Vorlagen fehlen, zeigt sich seine besondere Fähigkeit, wissenschaftliche Lehrtexte in Bilder umzusetzen. Hierbei kommt ihm fraglos zugute, dass Bild und Text denselben Urheber haben, d. h. dass er seine empirischen Befunde zur grafischen Umsetzung nicht an eine zweite Person vermitteln muss. So erreicht Coiter in einer Zeit, in der die medizinische Abbildung nachhaltig an Bedeutung gewinnt und zwischen Text und Leser vermittelt, ein Höchstmaß an Plausibilität.

Auch Portraits – im speziellen Fall *Gelehrtenporträts* – können neben der Visualisierung von wissenschaftlichen Inhalten bzw. Textbausteinen dazu verwandt werden, als *Abbild gelebter und gelehrter Autorität* zu dienen. Bereits das Vorhandensein,¹⁰¹ besonders aber die Qualität eines solchen Porträts liefern häufig wichtige Hinweise auf die zeitgenössische Geltung und Wertschätzung des Porträtierten, wie Richard N. Wegner betont: „Von Forschern, die für die hervorragende Güte der anatomischen Abbildungen in ihren Werken bekannt waren, bestehen nicht selten auch ungewöhnlich gute Originalbildnisse.“¹⁰² Von Coiter existiert nun in Nürnberg ein solches Bild, dem darüber hinaus nach einhelliger Expertenmeinung eine hohe künstlerische Qualität zuzusprechen ist und das „als eines der schönsten Arztbildnisse überhaupt“ gelten kann¹⁰³ (vgl. Abbildung 1). Das Porträt, das Coiter im Jahr 1575 von sich malen ließ, wird Nicolas Neufchatel (um 1527-1590) zugeschrieben; Neufchatel galt nach 1560 als bedeutendster Porträtmaler Süddeutschlands.¹⁰⁴

Ziel der Porträtierten ist es in der Regel, ihren Anspruch auf besondere Fähigkeiten und überragende Kenntnisse zu veranschaulichen.¹⁰⁵ Wenngleich zeittypische Bild-

¹⁰¹ Gemeint ist damit die ursprüngliche Existenz eines solchen Bildnisses, nicht dessen heutige Verfügbarkeit. In etlichen Fällen sind derartige Porträts verschollen.

¹⁰² Wegner (1939), S. 17 (Zitat) u. S. 30.

¹⁰³ Herrlinger (1952), S. 111 (Zitat); Wegner (1939), S. 39 f.; Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 297 f., Wolfangel (1957), S. 43, zählt das Porträt Coiters zu „berühmtesten“ Werken des Künstlers.

¹⁰⁴ Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 298.

¹⁰⁵ Vgl. hierzu auch Stolberg (2003), S. 210.

nisse den Arzt häufiger als Gelehrten denn als Medicus zeigten, lassen sich sowohl für das Gelehrten- als auch für das Berufsporträt Beispiele finden. Beide sind Herrscherporträts nachempfunden.¹⁰⁶ Auf Coiters Porträt präsentiert sich der im Halbprofil dargestellte Niederländer in der vornehmen Tracht des Gelehrten. Distinktion durch Kleidung – dieses „Programm“ der universitär gebildeten Ärzteschaft bildete ein wichtiges identitätsstiftendes Element des selbst ernannten Geistesadels.¹⁰⁷ Es kann weiterhin kein Zweifel daran bestehen, dass das Bildnis durch das berühmte Holzschnittporträt Vesals beeinflusst ist.¹⁰⁸ Anders als bei Vesal ist hier offenbar weniger die Darstellung einer Sezierszene als vielmehr die Präsentation eines anatomischen Präparats als Attribut des Anatomen beabsichtigt. Die angesprochene besondere Symbolkraft der Anatomiehand findet sich auch in Coiters Porträt wieder: Weit mehr noch als das Holzschnittporträt von Vesal hebt Neufchatels Ölgemälde Coiters Hände als Instrumente eines Künstlers am Sektionstisch hervor. Sie werden nicht nur durch die helle, mit der Umgebung kontrastierenden Farbgebung zum Blickfang, sondern sind zudem „überaus feingliedrig und von einer Transparenz der Haut, dass die bläulichen Venen hindurchschimmern.“¹⁰⁹ Das abgebildete Sektionsbesteck gehört ebenfalls zur zeittypischen Attribuierung des Anatomenporträts. Auch das Bücherbord, das immerhin ein Drittel des großformatigen¹¹⁰ Bildes einnimmt, weist den Anatomen Coiter als umfassend gebildeten Mann, als Gelehrten humanistischer Prägung aus: Sämtliche Buchrücken – es sind immerhin zehn – sind so fein ausgearbeitet, dass die Autorennamen lesbar sind.¹¹¹ Coiter zeigt darüber hinaus zu seiner Linken das Modell eines enthäuteten Muskelmannes, des Ecorché. Er führt mit dem Ecorché nicht allein ein neues Attribut des Anatomen ein, wobei der enthäutete Muskelmann für besondere Sezierkunst, aber auch für die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens steht, sondern er präsentiert sich dem Betrachter durch die Skulptur einmal mehr als vielseitig interessierter und talentierter Humanist, als Uomo universale. Coiter ist es mit Hilfe Neufchatels in überzeugender Weise gelungen, seine Auffassung von Autorität im „Nürnberger Porträt“ optisch zur Darstellung zu bringen. Letzterer verwendet viel Mühe darauf, Coiter durch Kleidung, Erscheinungsbild und die Symbolkraft des Buches als Angehörigen des Geistesadels darzustellen und ihn (mittels seines Modells, des Ecorché) auch als Bildhauer einzuführen, wodurch er ihn visuell dem humanistischen Idealbild des Universalgelehrten annähert.

Ein letztes symbolhaftes Detail aus Coiters Nürnberger Portrait wurde bisher ausgespart: Coiters im Portrait abgebildete Ringe, die Auskunft über Siegel und Wappen des Niederländers geben. Sie stehen ebenfalls im Dienst einer Visualisierungsstrategie: Coiter trägt im Nürnberger Bildnis an seiner linken Hand mehrere Ringe, darunter einen Siegelring. Dieser zeigt Coiters Wappen, das drei Rosetten beinhaltet, die im Dreieck angeordnet sind. Die stark verkleinerte Darstellung des Wappens im Siegelring

¹⁰⁶ Jurina (1985), S. 169-176.

¹⁰⁷ Vgl. hierzu Jütte (1996), S. 169.

¹⁰⁸ Vgl. Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 295 f.

¹⁰⁹ Herrlinger (1952), S. 112.

¹¹⁰ Das Werk misst 100,9 x 87,2 cm; Angabe nach Wolf-Heidegger/Cetto (1967), S. 297.

¹¹¹ Vgl. auch die Ausführungen Eckarts (1979), S. 294, zur Titelgrafik.

hat zur Folge, dass das heraldische Symbol nur in stark abstrahierter Form wiedergegeben ist: Die Rosetten sind lediglich als Punkte zu erkennen, die wiederum ein gleichseitiges Dreieck formieren.¹¹² Darüber befindet sich der Wappenhelm mit einer Dekoration, die mehrere Deutungsmöglichkeiten zulässt (vgl. Abbildung 2).

Mehr als das Aussehen von Siegel und Wappen interessieren für die vorliegende Fragestellung deren Funktion und Wirkung. Mit Hilfe einer derartigen Symbolik stilisiert er sich, darin die Nürnberger Ratsherrenart imitierend, als Angehöriger einer herausgehobenen Schicht, als ‚Vir illustris‘.



Abbildung 2: Volcher Coiters Siegelring¹¹³

Wappen und Siegel (letztere folgten in der Regel der heraldischen Formgebung) sowie *Siegelringe und Petschaften* als „negative“ Entsprechungen des Siegels gehörten zu den begehrten Attributen des Gelehrten in humanistischer Zeit. Sie verdeutlichen das Bestreben des frühneuzeitlichen Akademikers, sich als Repräsentant der Geisteselite („Geistesadel“) auf Augenhöhe mit dem Adelsstand, dem traditionellen Träger von Wappen, zu präsentieren und durch die Führung derartiger Insignien ständische Dignität und eine eigene Form der Noblesse zu bezeugen. Viele Gelehrte bzw. gelehrte Ärzte der Renaissance setzten Siegel in ihren Korrespondenzen ein.¹¹⁴ Auch auf Urkunden und Diplomen fanden Familienwappen regelmäßig ihren Platz.¹¹⁵ Sie dienten als Bildelemente auf zeitgenössischen Portraits¹¹⁶, konnten aber auch in besonderen Fällen integrative Elemente von Bauwerken darstellen. Als lokales Beispiel kann hierfür das Wappen von Coiters Nürnberger Kollegen Melchior Ayser gelten, das in Wendelstein bei

¹¹² Für Einzelheiten vgl. die Erklärungsversuche von Herrlinger (1952), S. 116.

¹¹³ Ausschnittvergrößerung von Abbildung 1, aus Herrlinger (1952), S. 116.

¹¹⁴ Gleichwohl war dies keine *allgemeine* Praxis – vgl. etwa Heyers (1957), S. 81, der darauf hinweist, dass der Marburger Medizinprofessor Georg Marius seine Briefe nicht siegelte.

¹¹⁵ Wolfangel (1957), S. 45.

¹¹⁶ Vgl. etwa Wolfangel (1957), S. 43.

Nürnberg in ein Kirchenfenster integriert wurde und so die besondere soziale Geltung der Familie Ayrer dokumentiert.¹¹⁷ Im Nürnberger Portrait erscheint Coiters Siegelring als Insignium eines „vir illustris“, als äußeres Zeichen einer illustren, vornehmen Abstammung. Doch Coiter machte von seinem Ring – ganz in der Manier eines Gelehrten – auch in der Praxis Gebrauch. So setzte er sein Siegel nachweislich bei Beurkundungen – etwa aus Anlass seiner Bestallung in Nürnberg – und in der Korrespondenz ein.¹¹⁸ Wenngleich das Führen von Wappen und Siegel bei Coiter einen Aspekt seines Gelehrtenstatus ausmachte, der im sozialen Umgang allgegenwärtig war, dürfen die hierdurch erzielbare Außenwirkung und der mögliche autoritätsstiftende Effekt nicht überschätzt werden: Schon im Spätmittelalter hatte eine allmähliche Verbreitung und Individualisierung des Siegels eingesetzt.¹¹⁹ In der Folge begann sich die traditionell heraldische Formgebung des Siegels zu verlieren, und seine Ausmaße nahmen häufig ab. Ebenso büßte das Siegel einen Großteil seiner ursprünglichen rechtlichen Relevanz ein.¹²⁰

3. Ärztliche Selbstautorisierung: Der prosopografische Ansatz

Während wir in Kapitel 2 versuchten, bestimmte Aspekte der Selbstautorisierung am Musterbeispiel Volcher Coiter – und damit an einer Einzelbiografie – zu veranschaulichen, soll es nachfolgend um die Frage gehen, inwieweit die hierbei erzielten Ergebnisse verallgemeinert werden können. Einzelstudien zu Personen, Städten, Territorien oder zu eng umgrenzten Untersuchungszeiträumen kommt nur eine begrenzte Aussagekraft zu; Thesen von übergeordneter Relevanz müssen vielmehr auf einer größeren Zahl von untersuchten Personen und Karrierewegen, einer breiteren räumlichen Streuung bzw. einem umfassenderen Untersuchungszeitraum beruhen. Den zweiten Schwerpunkt des hier vorgestellten Forschungsansatzes bildet dementsprechend eine rein prosopografisch ausgerichtete Studie:¹²¹ Aufbauend auf einer Datenbank, die möglichst umfassende bioergografische Angaben zu den Ärzten des Untersuchungszeitraums enthält, sollen Karrierewege bekannter Ärzte verfolgt werden. Auf diese Weise können personenübergreifend Faktoren und Strategien herausgearbeitet werden, die für den Berufserfolg eines akademischen Arztes der Frühen Neuzeit bestimmend waren. Zeitliche Bezugsgrößen des Projekts sind das 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts – ein Zeitraum, der mit den zu Tage tretenden konfessionellen Gegensätzen und einer im

¹¹⁷ Für Details zu Melchior Ayrer, der 1561 von Kaiser Ferdinand II. in der Adelsstand erhoben wurde, vgl. Wolfangel (1957), S. 39–45 u. S. 72–76.

¹¹⁸ Vgl. hierzu Herrlinger (1952), S. 116.

¹¹⁹ Vgl. Knötel (1903); Urbanek (2003).

¹²⁰ Gelehrte, Mitglieder des Verwaltungspatriziats, aber auch Fernhandel betreibende Kaufleute legten sich in zunehmendem Maße individuell gestaltete Typare zu, mit denen sie ihre Briefe (ver)siegelten. Vgl. Urbanek (2003), S. 12.

¹²¹ Als Prosopografie bezeichnet man in der Geschichtswissenschaft die systematische Erforschung eines bestimmten Personenkreises im Hinblick auf Herkunft, Karrieren oder Familienverbindungen. Die Auswahl der Personen erfolgt in der Regel in einer Kombination aus geografischen und zeitlichen Kriterien. Vgl. dazu auch Csendes (2002).

Gegensatz z. B. zu Italien noch weit rückständigen mitteleuropäischen Gelehrtenkultur besondere Anforderungen an karrierewillige Ärzte stellte. Die akademischen Ärzte stellten die erste Berufsgruppe dar, die mit ihrem universitär ‚erworbenen‘ Wissen kein Monopol wie etwa Theologen und Juristen besetzten, sondern sich bewusst von ihrem ständischen und zünftigen Umfeld absetzen und in ihm durchsetzen mussten, sich also in einer Konkurrenzsituation befanden.

Der räumliche Rahmen deckt sich im Wesentlichen mit den Grenzen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und der angrenzenden Gebiete wie z. B. der deutschsprachigen Eidgenossenschaft, greift aber auch auf darüber hinaus, um einzelne außerhalb liegende kulturelle und wirtschaftliche Zentren wie beispielsweise Königsberg, Dänemark oder die Spanischen Niederlande in die Untersuchung einzubeziehen. Als Quellen dienen hierbei hauptsächlich bereits publizierte lokale Untersuchungen zur (Sozial-)Geschichte des Fürsorge-, Hospital-, Medizinal- und Wohlfahrtswesens.¹²² Auch Einzel- und Gruppenbiografien sowie biografische Lexika fließen in die Auswertung mit ein.

Auf der Grundlage dieser räumlichen und zeitlichen Bezugsgrößen wurde eine bisher auf ca. 1.500 Monografien und Aufsätzen fußende Datenbank angelegt, die die regionalen und – zum weit überwiegenden Teil sehr fundierten – Untersuchungen bündelt und zusammenfasst. Über die Bestimmung möglicher Karrierefaktoren hinaus soll sich der Blick auch auf andere, weniger „erfolgreiche“ und möglicherweise gescheiterte Existenzen richten – so etwa auf Ärzte, die es, ausgehend von einem vergleichbaren Sozialmilieu und Wissenshintergrund, nicht vermochten, sich beruflich zu etablieren. Mögliche Kriterien des Scheiterns sollen identifiziert und in den Kontext einer ‚typischen‘ Ärztekariere der Frühen Neuzeit eingeordnet werden.¹²³ Methodisch bedeutet dies wiederum, dass die hier skizzierte übergreifende Analyse des deutschsprachigen Raums mit Fallstudien zu verbinden ist.

Bereits Mitte der 1970er Jahre wurde erstmals der Ruf nach quantitativ ausgerichteten sozialhistorischen Studien laut:

„Trotzdem sollte man vor der quantifizierenden Auswertung von älterem [...] ärztlichem Material nicht zurückschrecken. Sie ist nicht nur notwendig, um ein medizinhistorisch korrektes Bild zeichnen zu können, sondern ebenso unabdingbar, wenn man die damaligen medizinischen Zustände und Verhältnisse in ihrer sozialhistorischen Perspektive sehen will.“¹²⁴

Im Zentrum des Vorhabens steht die Untersuchung der Ämtervergabe von Leib- und Stadtarztstellen; gerade anhand des Karriereverlaufs dieser bekannten Persönlichkeiten

¹²² Vgl. etwa die beispielhafte Arbeit von Hof (2000).

¹²³ Vgl dazu die Aussage von Martin Dinges: „... vor allem die ‚Sozialgeschichte der Physiци‘ ... bedarf weiterer Forschungen.“ Dinges (2000), S. 295.

¹²⁴ Imhof/Larsen (1974), S. 2. Quantitative Methoden in der Sozialgeschichtsforschung (der Medizin) werden seit den 1970er Jahren zunehmend angewandt. Ihre Ergebnisse werden in einer eigenen Zeitschrift publiziert: „Historical Social Research/Historische Sozialforschung (HSR)“ ist eine internationale bilinguale wissenschaftliche Zeitschrift für die Anwendung formaler Methoden in der Geschichte.“ (Quelle: <http://www.hsr-retro.de>).

und der ‚Maßnahmen‘ zur Durchsetzung ihrer fachlichen Autorität soll versucht werden, einen Beitrag zur Sozialgeschichte der Ärzteschaft in der Frühen Neuzeit zu liefern. Außerdem wird durch die systematische Suche nach akademischen Medizinern und bioergografischen Details die Möglichkeit eröffnet, typische Profile der Angehörigen des Ärztestandes im konfessionellen Zeitalter zu erstellen.

Der prosopografische Ansatz des Forschungsprojekts erlaubt es, die unterstellten Autorisierungsstrategien auf ihre übergeordnete Bedeutung und Wirksamkeit hin zu untersuchen. Auf der Grundlage der erwähnten Datenbank und durch die Einrichtung diverser Suchfunktionen wird ein systematischer Vergleich unterschiedlicher Lebens- und Karrierewege frühneuzeitlicher Ärzte möglich. Dabei gilt es, statistische Verfahren nutzbringend einzusetzen. Der Wert der Statistik für die historische Sozialforschung besteht u. a. darin, dass sie formale Methoden bereitstellt, mit deren Hilfe aus der unüberschaubaren Fülle empirischer Tatsachen die im Zusammenhang mit einer bestimmten Fragestellung relevanten Informationen herausgefiltert werden können. Allerdings gilt es zu bedenken, dass die Statistik dabei nicht mehr sein kann als ein Hilfsmittel: „Sie kann keine Informationen produzieren, die nicht schon – wenn auch in weniger deutlicher Form – in den Daten vorhanden sind.“¹²⁵

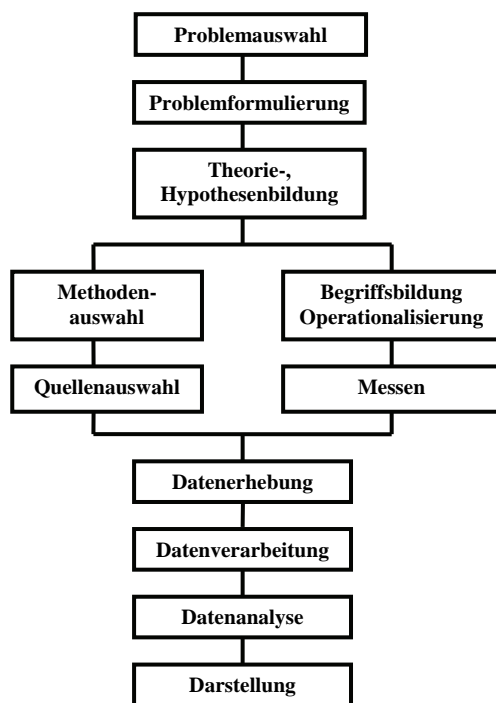


Abbildung 3: Verlauf der Datenanalyse nach Sensch¹²⁶

¹²⁵ Kromrey (1991), S. 312.

¹²⁶ Sensch (2002), <http://hsr-trans.zhsf.uni-koeln.de/hsr7/1.html#3>.

ArztNr	Vorname	Nachname	Schulen	Privatlehrer	Artes-Studium	Immatrikulationen Artes-Stud
148	Euricius	Cordus	Schule in Frankenberg		Ja	
ArztNr	Vorname	Nachname	Praxisort 1	Praxiszeitraum 1	Praxisort 2	Praxiszeitraum 2
148	Euricius	Cordus	Leipzig	1514 (?)	Erfurt	1515, 1516-1519,
ArztNr	Vorname	Nachname	Publikationen	Publikation 1	Erscheinungsort 1	Verlagsname 1
148	Euricius	Cordus	Ja	Hirtengedichte (Rici Cordi Sm	Erfurt	
ArztNr	Vorname	Nachname	Publikation 2	Erscheinungsort 2	Verlagsname 2	Auflage Publikation 2
148			Libellus de sudore anglico,	Marburg		1529, 4.

Abbildung 4: Datenbank-Auszug zum Arztgelehrten und poeta doctus Euricius Cordus

Im Rahmen der Datenbankerstellung werden folgende Informationen erfasst:

1. Persönliche Angaben / Angaben zum familiären Hintergrund der Mediziner
Neben grundsätzlichen Datenkategorien wie Vor- und Nachnamen (auch alternativen Nachnamen bzw. Pseudonymen) werden, soweit überliefert und eruierbar, Geburts- und Sterbedaten sowie Geburts- und Sterbeort erfasst. Darüber hinaus interessieren der Vorname des Vaters, dessen Beruf, – falls verfügbar – der vordeliche Nachname der Mutter und die Berufe der beiden Großväter, weitere greifbare und namentlich identifizierbare Verwandte, eventuelle Besonderheiten sowie die jeweils benutzten Quellen.
2. Angaben zur Ausbildung bzw zum Bildungshintergrund der Mediziner
Hier werden die Ausbildungswege der betreffenden Ärzte verfolgt: neben den Orten des Schulbesuchs oder, wenn diese vorhanden sind, den Namen von Privatlehrern interessiert vor allem der Universitätsbesuch, bestehend aus (Prüfungs-)Ort(en) des Artes-Studiums sowie den Stationen der medizinischen Ausbildung. Wenn möglich, wird die Dauer des Verbleibens an einem Ort mit Hilfe der Immatrikulationsverzeichnisse nachgezeichnet. Diese Arbeit kann allerdings wegen des immensen Aufwandes nur ausschnittshaft erfolgen. Auch der Promotionsort, eventuelle Stipendien sowie Orte einer (zusätzlichen) Ausbildungsreise werden, soweit eruierbar, eingepflegt.
3. Angaben zum Berufsleben der akademischen Ärzte
In dieser Rubrik werden in chronologischer Reihenfolge bis zu sechs Orte erfasst, an denen die Ärzte selbst praktisch tätig waren. Daneben wird möglichst exakt die Verweildauer an den jeweiligen Orten verzeichnet. Weitere Kategorien sind die von Ärzten besetzten öffentlichen Ämter, z. B. als Stadtarzt oder (evtl. zusätzliche) Stellen als Universitätslehrer, an denen sie an der Ausbildung von anderen Ärzten mitgewirkt haben. Auch hier werden die Tätigkeitszeiträume an der Universität bzw. in Leibarztfunktion bei einzelnen bekannten Persönlichkeiten verzeichnet. Auch sonstige Tätigkeiten und öffentliche Ämter (z. B. Bürgermeisterposten), Hinweise auf die Art des ärztlichen Wirkens, beispielsweise eine sich aus den Quellen ergebende enge Zusammenarbeit mit anderen Ärzten sowie auf privates (Immobilien-)Vermögen gehen mit in die Auswertung ein.
4. Fachliches/wissenschaftliches Œuvre
In einer weiteren Kategorie werden die Veröffentlichungen – Dissertationen, Aufsätze und Monografien – erfasst und, falls möglich, deren Verbreitung und Auflagenzahl (auch die Jahre, in denen Neuauflagen und/oder Neudrucke erfolgten) festgehalten; gleiches gilt für Entdeckungen und Erstbeschreibungen.

Mittels einer verknüpften Abfrage dieser Kategorien können die erfassten Fakten hohe Aussagekraft entfalten. Die Angaben zu den familiären Bindungen können beispielsweise Auskunft über den möglichen Aspekt der Berufsvererbung oder die Abkehr von bisherigen Familientraditionen und deren Folgen erbringen. Weiter beispielhafte Fragen sind: Welche Universitäten werden überdurchschnittlich stark frequentiert, welche Universität bringt im Untersuchungszeitraum das für den Berufserfolg unerlässliche Prestige? Welche Tätigkeiten übt ‚der‘ Arzt der Frühen Neuzeit aus, und an welchen bzw. wie vielen Orten geschieht dies?

Auf der Grundlage der Datenbank, die gegenwärtig ca. 1.300 akademische Mediziner aus dem 16. und dem beginnenden 17. Jahrhundert umfasst, sollen mit Hilfe passender Suchstrategien beispielsweise folgende Fragen beantwortet werden können: Welche Faktoren erweisen sich für den Erhalt einer Leibarztstelle als prädisponierend? Wie oft stimmen die Konfessionen von Adligem und deren persönlichen Leibärzten überein? Kann der durchschnittliche akademische Arzt (Immobilien-)Vermögen erwerben? Welcher Faktoren sind wesentlich für den Erhalt einer Stadtarztstelle? Welche Rückwirkungen zeigt eine Stadtarztstelle auf die berufliche Mobilität? Sind Stadtärzte mehrheitlich „Neubürger oder „Alteingesessene“? Nach welcher Zeit ist man etabliert bzw. sozial integriert? Lassen sich übergreifende Aussagen zum Heiratsverhalten und zur Übertragung öffentlicher Ämter in der Stadt machen?

An dieser Stelle sollen drei Beispiele für eine derartige Datenerfassung vorgestellt werden:

1. *Andreas Goldschmidt*, genannt Aurifaber, geboren in Breslau 1514, gestorben am 12. Dezember 1559 in Königsberg, Studium in Wittenberg, war Erster Professor und Leibarzt Herzog Albrechts von Preußen. Er studierte ab dem Jahr 1527 an der Universität Wittenberg, wo er am 1. März 1532 den akademischen Grad eines Baccalaureus und am 28. August 1534 den Grad eines Magisters erwarb. Ab 1539 war er als Praeceptor in Danzig und Elbing tätig und kehrte 1542 wieder nach Wittenberg zurück. Anschließend hielt er als Dozent Vorlesungen über Philipp Melancthons *De Anima* und wurde im Sommersemester 1543 Dekan der Philosophischen Fakultät. Sein Bruder war Johannes Aurifaber, der ab 1545 als Professor für Mathematik in Wittenberg wirkte und ab 1550 als Professor der Theologie und Pastor an St. Nikolai in Rostock lehrte. Seine bereits in Wittenberg begonnen medizinischen Studien setzte Goldschmidt 1544 in Padua fort, wofür er von Herzog Albrecht ein Stipendium erhielt. Nachdem er in Padua zum Doktor der Medizin promoviert hatte, kehrte er 1545 wieder nach Preußen zurück und wurde 1546 in Königsberg Leibarzt des Herzogs Albrecht I. von Brandenburg-Ansbach sowie Professor für Physik. 1552 wurde er Rektor der Akademie in Königsberg. In erster Ehe war er mit einer Tochter des Hans Lufft (ab ca. 1542) und ab 1550 mit Agnes, einer Tochter des Reformators Andreas Osiander verheiratet. Im Streit um die Rechtfertigungslehre („Osiandrischer Streit“) verteidigte Aurifaber die Position seines Schwiegervaters und hatte großen Einfluss auf Herzog Albrecht. Sein meistzitiertes wissenschaftliches Werk lautete „*Phaemonis cynosophion seu de*

cura canum liber. Accesserunt annotationes“ (Wittenberg 1545 8°). Ein wichtiges Werk, das ihn in seiner Zeit beschreibt, ist Anselmino (2003).¹²⁷

2. *Levinus Baten*, genannt Battus, geboren in Gent 1545, gestorben in Rostock am 11.04.1591, war als Medizinprofessor in Rostock tätig. Die Familie Battus (Vater Bartholomäus Battus, 1515-1558) floh aus konfessionellen Gründen aus den katholischen Habsburgischen Niederlanden 1556 nach Rostock. Dort wurde Levinus 1557 immatrikuliert, studierte ab 1558 in Wittenberg, wo er im Alter von 13 Jahren bereits 1559 magistriert wurde, wechselte 1560 zurück an die Universität Rostock und übernahm mathematische Vorlesungen. 1564 wurde er Regens der artistischen Fakultät und floh 1565 vor der Pest nach Italien. Ebenda studierte er in Padua und Venedig, promovierte in Venedig zum Doktor der Medizin und wurde nach seiner Rückkehr nach Rostock 1566 zum außerordentlichen Professor der Medizin berufen. 1568 wurde er ordentlicher Professor der Medizin, 1579 sowie 1586 Dekan der medizinischen Fakultät und 1587 Vizerektor der Rostocker Hochschule. In erster Ehe war er 1563 mit Anna, der Tochter des Rostocker Professors Konrad Pegel, verheiratet. Sein ältester Sohn Levin war Jurist. 1591 gab er die Werke des Mediziners Jakob Nikolaus Bording (1511-1560) heraus und richtete die bekannten „Epistolae aliquot medica tractantes“ an Henricus Smetius.¹²⁸
3. *Johann Laurentius Bausch*, geboren 30. September 1605 in Schweinfurt, gestorben ebenda am 17. November 1665, kann ebenfalls als erfolgreicher Arzt des frühen 17. Jahrhunderts gelten. Bausch stammt aus einer alteingesessenen Schweinfurter Familie. Als Sohn des Schweinfurter Stadtphysicus Leonhard Bausch (1574–1636) studierte er an verschiedenen Universitäten Medizin und schloss dieses Studium erfolgreich ab. Anschließend unternahm er in den Jahren 1626 bis 1628 eine akademische Reise durch Italien. Wieder zurück in Deutschland, studierte er an der Universität Altdorf und promovierte dort 1630. 1634 ließ sich Bausch als praktischer Arzt in Schweinfurt nieder. Wenig später berief man ihn zum Stadtmedicus und in den Rat der Stadt. Zusammen mit seinen Kollegen Johann Michael Fehr, Balthasar Metzger und Georg Balthasar Wohlfahrt gründete Bausch am 1. Januar 1652 in Schweinfurt die Academia naturae curiosorum, die heutige Leopoldina (Deutsche Akademie der Naturforscher). Sie ist eine der ersten naturwissenschaftlichen Vereinigungen in Europa und weltweit die älteste bis heute bestehende Akademie. Vom Gründungstag bis an sein Lebensende leitete Bausch die Gesellschaft als ihr erster Präsident. In seiner Eigenschaft als Mitglied der Gesellschaft nannte sich Bausch Jason I. 1668 erschien u. a. von Bausch die Schrift „Schediasma Posthumum De Coeruleo & Chrysocolia“ in Jena. Er hinterließ die

¹²⁷ Benutzte Quellen: Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE) Bd. 1, S. 224; Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG) Bd. 1, S. 975; Hirsch – Biographisches Lexikon (³1962), Bd. 1, S. 248; Anselmino (2003), bes. S. 41-46 und 103-106; Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (RE) (³1897), Bd. 2, S. 287-288.

¹²⁸ Benutzte Quellen: Hirsch – Biographisches Lexikon (³1962), Bd. 1, S. 377; Jöcher – Allgemeines Gelehrtenlexikon (1981), Bd. 1, Sp. 855f.; Krey - Rostock'sche Gelehrte (1816), Bd. 4, S. 27.

von seinem begonnene Bausch-Bibliothek, die sich mit ca. 5.000 Titeln bis heute im Besitz der Stadt Schweinfurt befindet.¹²⁹

Alle vorgenannten Personen waren in ihrer Zeit sehr erfolgreiche Ärzte. Alle genossen berufliche Protektion und waren in Gelehrtennetzwerken aktiv: Während aber Aurifaber als Lehrer und Theologe wirkte und als enger Vertrauter von Melanchthon hauptsächlich zur Weiterverbreitung der Reformation beitrug, trat Battus vor allem als Professorensohn und damit primär als Gelehrter und erst in zweiter Instanz als Protestant in Erscheinung. Bausch erfuhr seinerseits eine umfangreiche gelehrte Protektion von Familienangehörigen und durch die Honoratioren seiner Heimatstadt.

Das Projekt soll zugleich Karrieremuster in Abhängigkeit vom jeweiligen zeitlichen Kontext aufdecken helfen: Im Verlauf des 16. Jahrhunderts etwa gelang es akademischen Medizinerinnen zunehmend, Stellen zu besetzen, die es zuvor noch nicht gegeben hatte bzw. für die zuvor kein Bedarf gesehen wurde (insbesondere an Höfen), sich als Alternative auf dem Gesundheitsmarkt anzubieten und so Positionen einzunehmen, die zuvor (nichtakademischen) Badern und Wundärzten aufgrund ihrer lokalen Verwurzelung vorbehalten waren. Es handelte sich dabei um die *prima vista* wenig lukrativen, aber prestigeträchtigen Ämter als Siechen- oder Spitalarzt.¹³⁰

Wie bei jeder Form von empirischer Forschung, die größere Mengen von Daten liefert, tritt auch in der Historischen Sozialforschung das Problem der Informationsspeicherung und -verarbeitung auf. Die meisten der vorher genannten Analyseverfahren lassen sich im Prinzip auch mit Papier und Bleistift bewältigen – dies gilt sogar für ein so aufwändiges Verfahren wie die Faktorenanalyse. Bei großen Mengen von Daten wird deren Auswertung „von Hand“ jedoch umständlich und vor allem fehleranfällig. Auch lassen sich aufwendige Dokumentations- und Sortierprobleme, z. B. im Zusammenhang mit der Familienrekonstruktion oder der Datenzusammenführung (*record linkage*) durch den Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung drastisch vereinfachen. Auf der Grundlage längerer Zeitreihen wird es möglich, zu Aussagen über historische Trends und Tendenzen zu kommen.

4. Zusammenfassung

Ärztliche Autorität in der Frühen Neuzeit ist das Resultat komplexer gesellschaftlicher Interaktionen und Prozesse, auf die zeitgenössische Mediziner gezielt Einfluss nahmen – unter Einbindung von Kollegen, Konkurrenten, politischen Entscheidungsträgern und (potentiellen) Patienten.

Für einen erfolgreichen Stadtarzt wie Volcher Coiter erwiesen sich hierbei vor allem drei Aspekte als maßgeblich: Neben dem Werben um die ebenso zahlungskräftige wie anspruchsvolle Privatklientel galt es, den Rat der betreffenden Stadt von der eigenen fachlichen Geltung zu überzeugen, denn erst die Tätigkeit als bestallter Physikus

¹²⁹ Derartige Gesellschaftsnamen waren zu dieser Zeit allgemein üblich und gerieten erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Mode. Benutzte Quellen: Müller et al. (2004); Hirsch – Biographisches Lexikon (1962), Bd. 1, S. 390; Jöcher – Allgemeines Gelehrtenlexikon (1981), Bd. 1, Sp. 869.

¹³⁰ Vgl. dazu für Nürnberg z. B. Diefenbacher (1989) und Knefelkamp (1989).

stellte die Praxis, wenn auch auf (relativ) geringem finanziellem Niveau, auf eine solide Grundlage. Auch die erfolgreiche Abgrenzung gegenüber nichtapprobierten Behandlern stellte einen wesentlichen Faktor dar. Volcher Coiter, einer der führenden Anatomen seiner Zeit, kann in mehrfacher Hinsicht als Prototyp des erfolgreichen Arzt-Gelehrten der Vormoderne gelten. Wie sein Beispiel zeigt, beruhte der autoritative Status des zeitgenössischen Arztes zu einem wesentlichen Teil auf sozialem Durchsetzungsvermögen und auf ritualisierten, individuell akzentuierten Formen der Selbstinszenierung.

Der anschließend vorgestellte prosopografische Ansatz des Forschungsprojekts erlaubt es, die am Musterbeispiel Coiter abgeleiteten Autorisierungsstrategien auf ihre übergeordnete Relevanz und Wirksamkeit hin zu untersuchen. Dabei gilt es, statistische Verfahren nutzbringend einzusetzen. Auf der Grundlage einer gegenwärtig ca. 1.300 akademische Mediziner umfassenden Datenbank und durch die Einrichtung diverser Suchfunktionen soll ein systematischer Vergleich unterschiedlicher Lebens- und Karrierewege frühneuzeitlicher Ärzte erfolgen.

Literatur

1. Adelman (1966): Howard B. Adelman, Marcello Malpighi and the Evolution of Embryology, Bd. 1 u. 5, Ithaca 1966.
2. Anselmino (2003): Thomas Anselmino, Medizin und Pharmazie am Hof Albrechts von Preußen, Heidelberg 2003.
3. Berns (1988): Jörg Jochen Berns, Peregrinatio academica und Kavalierstour. Bildungsreisen junger Deutscher in der Frühen Neuzeit, in: Conrad Wiedemann (Hrsg.), Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium, Stuttgart 1988, S. 155-181.
4. Bibel (1980): Die Bibel, Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Altes und Neues Testament, Stuttgart 1980.
5. Brechtold (1959): Wolfram Brechtold, Dr. Heinrich Wolff (1520-1581), Diss. med. Würzburg 1959.
6. Coiter (1564): Volcher Coiter, Tabulae externarum partium humani corporis. In quibus unaquaeque pars varijs nominibus & etymologiis breviter, & dilucide explicatur, Bononiae 1564.
7. Coiter (1572): Volcher Coiter, Externarum et internarum principalium humani corporis partium tabulae, atque anatomicae exercitationes observationesque variae, novis, diversis ac artificiosissimis figuris illustratae, Philosophis, Medicis, inprimis autem anatomico studio addictis summè utiles, Noribergae 1572.
8. Coiter (1575): Volcher Coiter, Lectiones Gabrielis Fallopii De partibus similaribus humani corporis, ex diversis exemplaribus a Volchero Coiter summa cum diligentia collectae, Noribergae 1575.
9. Csendes (2002): Peter Csendes, Stadt und Prosopographie. Zur quellenmäßigen Erforschung von Personen und sozialen Gruppen in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung, Linz 2002.
10. Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE) (1995- 2003): Walther Killy, Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Deutsche Biographische Enzyklopädie, 10 Bde., München 1995-2003.
11. Diefenbacher (1989): Michael Diefenbacher, 650 Jahre Hospital zum Heiligen Geist in Nürnberg 1339-1989, Nürnberg 1989
12. Dinges (2000): Martin Dinges, Medizinische Policy zwischen Heilkundigen und „Patienten“ (1750-1830), in: Karl Härter (Hrsg.), Policy und frühneuzeitliche Gesellschaft, Frankfurt am Main 2000, S. 263-295.
13. Dooren/Schierbeek (1958): L[] Dooren, A[] Schierbeek, Een tot heden niet gepubliceerde brief van Johannes Wier aan Coiter, Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde 102 (1958), S. 2162-2166.
14. Eckart (1979): Wolfgang U. Eckart, Zur Titelgestaltung medizinischer Fachbucheditionen des 17. Jahrhunderts, Medizinhistorisches Journal 14 (1979), S. 292-311.
15. Eckart (1983): Wolfgang U. Eckart, „Auctoritas“ versus „Veritas“ or: Classical authority and its role for the perception of truth in the work of Daniel Sennert (1572-1637), Clio Medica 18 (1983), S. 131-140.

16. Eckart (1984): Wolfgang U. Eckart, „Medicus Politicus“ oder „Machiavellus Medicus“? Wechselwirkungen von Ideal und Realität des Arzttypus im 17. Jahrhundert, *Medizinhistorisches Journal* 19 (1984), S. 210-224.
17. Eckart (1992): Wolfgang U. Eckart, Anmerkungen zur „Medicus Politicus“- und „Machiavellus Medicus“-Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Udo Benzenhöfer, Wilhelm Kühlmann (Hrsg.), *Heilkunde und Krankheitserfahrung. Studien am Grenzrain von Literaturgeschichte und Medizingeschichte*, Tübingen 1992, S. 114-130.
18. Elkeles (1987): Barbara Elkeles, *Medicus und Medikaster. Zum Konflikt zwischen akademischer und „empirischer“ Medizin im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, *Medizinhistorisches Journal* 22 (1987), S. 197-211.
19. Elkeles (1992): Barbara Elkeles, *Arzt und Patient in der medizinischen Standesliteratur der Frühen Neuzeit*, in: Udo Benzenhöfer, Wilhelm Kühlmann (Hrsg.), *Heilkunde und Krankheitserfahrung. Studien am Grenzrain von Literaturgeschichte und Medizingeschichte*, Tübingen 1992, S. 131-143.
20. Fischer (1933): Alfons Fischer, *Geschichte des deutschen Gesundheitswesens. Bd. 1: Vom Gesundheitswesen der alten Deutschen zur Zeit ihres Anschlusses an die Weltkultur bis zum Preußischen Medizinaledik*, Berlin 1933.
21. Freidson (1979): Eliot Freidson, *Der Ärztestand. Berufs- und wissenschaftssoziologische Durchleuchtung einer Profession*, Stuttgart 1979.
22. Friedlaender (1922): Max J[ulius] Friedlaender, *Holzschnitte von Hans Weiditz*, Berlin 1922.
23. Gensthaler (1973): Gerhard Gensthaler, *Das Medizinalwesen der Freien Reichsstadt Augsburg bis zum 16. Jahrhundert. Mit Berücksichtigung der ersten Pharmakopöe von 1564 und ihrer weiteren Ausgaben*, Augsburg 1973.
24. von Greyerz/Medick/Veit (2001): Kaspar von Greyerz, Hans Medick, Patrice Veit (Hrsg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quelle (1500-1800)*, Köln u. a. 2001.
25. Gröschel (1977): Karl Gröschel, *Des Camerarius' Entwurf einer Nürnberger Medizinalordnung – „Kurtzes und ordentliches Bedenken“ 1571*, Diss. med. TU München 1977.
26. Groß (1994): Dominik Groß, *Die schwierige Professionalisierung der deutschen Zahnärzteschaft (1867-1919)*, Frankfurt am Main u. a. 1994.
27. Groß/Steinmetzer (2005): Dominik Groß, Jan Steinmetzer, *Strategien ärztlicher Selbstautorisierung in der frühneuzeitlichen Medizin: Das Beispiel Volcher Coiters (1543-1576)*, *Medizinhistorisches Journal* 40 (2005), S. 275-320.
28. Groß/Steinmetzer (2006): Dominik Groß, Jan Steinmetzer, *Volcher Coiter (1534-1576) und die Konstituierung ärztlicher Autorität in der Vormoderne*, Aachen 2006.
29. Harth (1983): Helene Harth, Poggio Bracciolini und die Brieftheorie des 15. Jahrhunderts. Zur Gattungsform des humanistischen Briefes, in: Franz Josef Worstbrock (Hrsg.), *Der Brief im Zeitalter der Renaissance*, Weinheim 1983, S. 81-99.
30. Heister (1717): Lorenz Heister, *Laurentii Heisteri Compendium anatomicum*, Norimbergae 1717.
31. Herrlinger (1952): Robert Herrlinger, *Volcher Coiter (1534-1576)*, Nürnberg 1952.

32. Herrlinger (1957a): Robert Herrlinger, News on Coiter, *Journal of the History of Medicine and the Allied Sciences* 12 (1957), S. 79-81.
33. Herrlinger (1957b): Robert Herrlinger, Volcher Coiter, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 3, Berlin 1957, S. 317.
34. Herrlinger (1967): Robert Herrlinger, *Geschichte der medizinischen Abbildung*. Bd. 1. Von der Antike bis um 1600, München 1967.
35. Heyers (1957): Rolf Heyers, Dr. Georg Marius, genannt Mayer von Würzburg (1533-1608), *Diss. med. Würzburg* 1957
36. Heyers (1957): Rolf Heyers, Dr. Georg Marius, genannt Mayer von Würzburg (1533-1608), *Diss. med. Würzburg* 1957
37. Hirsch – Biographisches Lexikon (³1962): August Hirsch (Hrsg.), *Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker*. Durchgesehen u. ergänzt von Willy Haberling, F[] Hübotter, Hermann Vierordt, 6 Bde., München, Berlin ³1962
38. Hof (2000): Axel Hof (Hrsg.), *Der soziale Ort der Gesundheit. Topographische Bibliographie zur Sozialgeschichte des Fürsorge-, Hospital-, Medizinal- und Wohlfahrtswesens*, Regensburg 2000
39. Huerkamp (1985): Claudia Huerkamp, *Der Aufstieg der Ärzte. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten. Das Beispiel Preußens*, Göttingen 1985.
40. Imhof/Larsen (1974): Arthur E. Imhof, Oivind Larsen, *Geschichte und Medizin. Probleme der quantifizierenden Quellenbearbeitung in der Sozial- und Medizingeschichte*, Gießen, Oslo 1974.
41. Jancke (2002): Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*, Köln u. a. 2002.
42. Jegel (1931): August Jegel, Werden, Sein und Vergehen des Nürnberger Collegii medici, *Bayerische Ärztezeitung* 34 (1931), S. 348-350, 360-362, 391-393, 397 f., 409 f.
43. Jegel (1932): August Jegel, Kurpfuschertum im alten Nürnberg und seine Bekämpfung. *Bayerische Ärztezeitung* 35 (1932), S. 287-289, 297 f., 309 f., 452-456, 466-472.
44. Jessen (1996): Jens Jessen, Reiner Voigt, *Bibliographie der Autobiographien*. Bd. 4, *Deutsche Ärzte*, München 1996.
45. Jöcher – Allgemeines Gelehrtenlexikon (1981): Christian Gottlieb Jöcher, *Allgemeines Gelehrten-Lexicon, darinne die Gelehrten aller Stände [...] beschrieben werden*, 4 Bde., Leipzig 1750-1751 (Neudruck: Hildesheim 1981).
46. Jurina (1985): Robert Jütte, Zur Funktion und sozialen Stellung jüdischer „gelehrter“ Ärzte im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutschland, in: *Schwinges* (1996), S. 159-179
47. Jütte (1991): Robert Jütte, *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der Frühen Neuzeit*. München, Zürich 1991.
48. Jütte (1996): Kitti Jurina, *Vom Quacksalber zum Doctor Medicinae: die Heilkunde in der deutschen Graphik des 16. Jahrhunderts*, Köln, Wien 1985.
49. Kintzinger (1991): Martin Kintzinger, *Heimat auf Zeit. Medizinisches Fachpersonal in mittelalterlichen Städten*, in: *Andreas Gestrich* (Hrsg), *Historische Wande-*

- rungsbewegungen. Migration in Antike, Mittelalter und Neuzeit, Münster, Hamburg 1991, S. 79-99.
50. Kinzelbach (1995): Annemarie Kinzelbach, Gesundbleiben, Krankwerden, Armsein in der frühneuzeitlichen Gesellschaft: Gesunde und Kranke in den Reichsstädten Überlingen und Ulm (1500-1700), Stuttgart 1995.
51. Knefelkamp (1989): Ulrich Knefelkamp, Stiftungen und Haushaltsführung im Heilig-Geist-Hospital in Nürnberg 14.-17. Jahrhundert. Geschichte, Struktur, Alltag, Nürnberg 1989.
52. Knötel (1903): Paul Knötel, Bürgerliche Heraldik, Tarnowitz ²1903.
53. König (1961): Klaus G. König, Der Nürnberger Stadtarzt Dr. Georg Palma (1543-1591), Stuttgart 1961.
54. Königer (1958): Ernst Königer, Aus der Geschichte der Heilkunst. Von Ärzten, Badern und Chirurgen, München 1958.
55. Krey - Rostock'sche Gelehrte (1816): Johann Bernhard Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten aus den drei letzten Jahrhunderten, Rostock 1816.
56. Kromrey (1991): Helmut Kromrey, Empirische Sozialforschung, Opladen 1991.
57. von Krusenstjern (1994): Benigna von Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, Historische Anthropologie 2 (1994), S. 462-471.
58. Labouvie (2007): Eva Labouvie, Alltagswissen – Körperwissen– Praxiswissen – Fachwissen. Zur Aneignung, Bewertungs- und Orientierungslogik von Wissenskulturen, Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 30 (2007), S. 119-134.
59. Ludwig (2001): Walther Ludwig, Funktionen der lateinischen Sprache in der Frühen Neuzeit. Vortrag Kongress „Germania latina – Latinitas teutonica. Vita publica, scientiæ, studia humaniora a litteris renatis usque ad sæculum nostrum“, München 2001, <http://www.phil-hum-ren.uni-muenchen.de/GermLat/Acta/Ludwig.htm> [23.03.2008].
60. Martz (1950): Elisabeth Martz, Gesundheitswesen und Ärzte in Augsburg im 16. Jahrhundert, Diss. med. München 1950.
61. Mauelshagen (2003): Franz Mauelshagen, Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der Frühen Neuzeit, in: Ute Frevert (Hrsg.), Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003, S. 119-151.
62. Müller et al. (2004): Uwe Müller, Claudia Michael, Michael Bucher et al. (Bearb.), Die Bausch-Bibliothek in Schweinfurt. Katalog, Stuttgart 2004
63. Neuber (1992): Wolfgang Neuber, Der Arzt und das Reisen. Zum Anleitungverhältnis von Regimen und Apodemik in der frühneuzeitlichen Reisetheorie, in: Eckart (1992), S. 94-113.
64. Nutton (1990): Nutton, Vivian (Ed.), Medicine at the courts of Europe (1500-1837), London et al. 1990.
65. Nuyens (1933): B[] W[] Th[] Nuyens, Doctor Volcher Coiter 1534-1576?, Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde 77 (1933), S. 5383-5401.
66. Opuscula (1955): Opuscula selecta Neerlandicorum de arte medica. Bd. 18, Amsterdam 1955.

67. Philipp (1962): Egon Philipp, Das Medizinal- und Apothekenrecht in Nürnberg. Zu seiner Kenntnis von den Anfängen bis zur Gründung des collegium pharmaceuticum (1632), Frankfurt am Main 1962.
68. Prakken (1956): J. R. Prakken, Deel XVIII an de Opuscula selecta Neerlandicorum de arte medica. Volcher Coiter (1534-1576), Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde 100 (1956), S. 806.
69. Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (RE) (³1897): Albert Hauck (Hrsg.), Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. 1-22, Leipzig ³1897-1909; Ergänzungsbände 23 und 24, Leipzig 1913.
70. Reinhard (1997): Wolfgang Reinhard, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen, in: ders., Ausgewählte Abhandlungen, Berlin 1997, S. 289-310.
71. Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG) (1957-1962): Kurt Galling (Hrsg.), Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Tübingen 1957-1962.
72. Roth (1908): Max Roth, Die Hof- und Leibärzte der letzten oldenburgischen Grafen Johann VII. († 1603) und Anton Günther († 1667). Ein Beitrag zur Geschichte des oldenburgischen Standes, Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 16 (1908), S. 292-326.
73. Sarfatti-Larson (1977): Magali Sarfatti-Larson, The rise of professionalism: a sociological analysis, Berkeley 1977.
74. Schierbeek (1957): A[.] Schierbeek, Volcher Coiter. Biologisch jaarboek, Koninklijk Natuurwetenschappelijk Genootschap Dodonaea te Gent 24 (1957), S. 148-156.
75. Schmid (1971/72): Schmid, Magnus Nürnberger Medizin von der Dürerzeit bis zur Medizinalordnung. Zum Andenken an Robert Herrlinger. Bayerisches Ärzteblatt 26 (1971/72), S. 1090-1108 u. 1180-1190 sowie 27 (1971/72), S. 172-180.
76. Schofer (2003): Ulrike Schofer, Katalog der deutschen medizinischen Handschriften der Universitätsbibliothek Heidelberg aus dem Besitz von Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz (1539-1583), Heidelberg 2003.
77. Schullian (1951): Dorothy M. Schullian, New Documents on Volcher Coiter, Journal of the History of Medicine and the Allied Sciences 6 (1951), S. 176-194.
78. Schullian (1971): Dorothy M. Schullian, Volcher Coiter, in: Dictionary of Scientific Biography. Bd. 3., New York 1971, S. 342 f.
79. Schulze (1996): Winfried Schulze (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996.
80. Schwinges (1996): Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Gelehrte im Reich: Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts, Berlin 1996.
81. Sensch (2002): Jürgen Sensch, Statistische Modelle in der Historischen Sozialforschung I. Allgemeine Grundlagen - Deskriptivstatistik, HSR-Transition 8 (2002), <http://hsr-trans.zhsf.uni-koeln.de/hsr7> [21.03.2008].
82. Setzer (1958): Irmgard Setzer, Coiters Tabellen der äußeren Körperteile (1564), übersetzt und mit Anmerkungen versehen, Diss. med. Würzburg 1958.

83. Singer (1969): Charles Singer, Das Zusammenfließen von Humanismus, Anatomie und Kunst, in: August Buck (Hrsg.), Zu Begriff und Problem der Renaissance, Darmstadt 1969, S. 326-335.
84. Siraisi (1987): Nancy Siraisi, The Physician's Task: Medical Reputations in Humanist Collective Biographies, in: Alistair C. Crombie, Nancy Siraisi (Hrsg.): The Rational Arts of Living, Northampton 1987, S. 105-133.
85. Stolber (1986): Michael Stolberg, Heilkunde zwischen Staat und Bevölkerung. Angebot und Annahme medizinischer Versorgung in Oberfranken im frühen 19. Jahrhundert, Diss. med. TU München 1986.
86. Stolberg (1998): Michael Stolberg, Heilkundige: Professionalisierung und Medikalisierung, in: Norbert Paul, Thomas Schlich (Hrsg.), Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven, Frankfurt am Main, New York 1998, S. 69-86.
87. Stolberg (2003): Michael Stolberg, Formen und Strategien der Autorisierung in der frühneuzeitlichen Medizin, in: Wulf Oesterreicher, Gerhard Regn, Winfried Schulze (Hrsg.), Autorität der Form – Autorisierung – Institutionelle Autorität. Münster 2003, S. 205-218.
88. Telle (1979): Joachim Telle, Wissenschaft und Öffentlichkeit im Spiegel der deutschen Arzneibuchliteratur. Zum deutsch-lateinischen Sprachenstreit in der Medizin des 16. und 17. Jahrhunderts, Medizinhistorisches Journal 14 (1979), S. 32-52.
89. Tremml (1989): Christine Tremml, Humanistische Gemeinschaftsbildung. Soziokulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit, Hildesheim, Zürich, New York 1989.
90. Urbanek (2003): Peter Urbanek, Wappen und Siegel. Regensburger Bürger und Bürgerinnen im Mittelalter, Regensburg 2003.
91. Vesalius (1543): Andreas Vesalius, De humani corporis fabrica libri septem, Basel 1543.
92. Wegner (1939): Richard N. Wegner, Das Anatomenbildnis. Seine Entwicklung im Zusammenhang mit der anatomischen Abbildung, Basel 1939.
93. Weigel (1936): Maximilian Weigel, Stadtärzte und kurfürstliche Regierungsärzte in Amberg während des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts, Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 86 (1936), S. 377-389.
94. Wittwer (1792): Philipp Ludwig Wittwer, Entwurf einer Geschichte des Kollegiums der Aerzte in der Reichsstadt Nürnberg. Eine Einladungsschrift zu der öffentlichen Jubel-Feyer der vor zweyhundert Jahren geschehenen Errichtung desselben, Nürnberg 1792.
95. Wolfangel (1957): Doris Wolfangel, Dr. Melchior Ayser (1520-1579), Diss. med. Würzburg 1957.
96. Wolf-Heidegger/Cetto (1967): Gerhard Wolf-Heidegger, Anna Maria Cetto, Die anatomische Sektion in bildlicher Darstellung, Basel, New York 1967.

Die Entwicklung des Hebammenberufs unter dem Eindruck wissenschaftlicher, ärztlicher und politischer Einflussnahmen (1800-1945)

Martina Fahnenmann, Gereon Schäfer und Dominik Groß

1. Einleitung

Die Geburt stellte über Jahrhunderte eine vornehmlich weibliche Angelegenheit dar: Mit Eintritt der ersten Wehen kamen die weiblichen Familienangehörigen, Freundinnen und Nachbarinnen in der Wochenstube der Kreißenden zusammen. Sie leisteten Beistand vor, während und nach der Geburt und kümmerten sich um das Neugeborene.¹ Innerhalb dieser „Frauengemeinschaft“ spielte die Hebamme die zentrale Rolle.² Sie hob sich in ihrer Erfahrung, in ihrem Alter, ihrer Praxis und Geschicklichkeit von den anderen Frauen ab,³ ihre „Ausbildung“ beruhte auf Zusehen und Nachahmen.⁴ Die Kenntnisse einer Hebamme basierten auf einem geschlossenen, mündlich überlieferten Traditionswissen, das seinen Bestand nicht wesentlich veränderte⁵ und zudem mit vielen Elementen des Aberglaubens durchsetzt war.⁶ Bücher waren erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst verfügbar, und was an medizinischen Schriften der antiken Autoren im Mittelalter bekannt war, konnte zu jener Zeit nur in Klosterbüchereien eingesehen werden – bis auf Nonnen waren diese allerdings Frauen verschlossen.⁷ Daher ist es verständlich, dass „sich Religiöses und Naturwissenschaftliches sehr innig verbanden“⁸ und die fachlichen Kenntnisse lange Zeit nicht über das praktische Erfahrungswissen hinausreichten.⁹

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts geriet der Hebammenberuf in zunehmende Abhängigkeit von der ärztlichen Berufsgruppe, die ihre Vormachtstellung auf dem Markt medizinischer Dienstleistungen auszubauen suchte und dabei zunehmend auch auf die Geburtshilfe und die Frauenheilkunde zugriff. Dabei argumentierte sie u. a. mit neuen medizinisch-wissenschaftlichen Erkenntnissen, die den Hebammen regelmäßig vermittelt werden müssten. Ein zunehmend differenzierteres, von Ärzten kontrolliertes Prüfungssystem und regelmäßige, ebenfalls von Medizinern verantwortete Repetitorienkurse waren sichtbare Zeichen der ärztlichen Einflussnahme und Subordination. Diese Entwicklung soll insbesondere am Beispiel Bayerns und Württembergs sowie – nach 1870 – anhand des Deutschen Reiches und der Weimarer Republik verdeutlicht werden (Kapitel 2 bis 4). Kapitel 5 beschäftigt sich demgegenüber mit der Entwicklung des

¹ Seidel (1998), S. 74.

² Metz-Becker (2000), S. 56.

³ Ingendahl/Breucker (1996), S. 11.

⁴ Pulz (2001), S. 11 f.

⁵ Metz-Becker (2000), S. 56.

⁶ Hanke (1989), S. 192.

⁷ Gubalke (1985), S. 59 f.

⁸ Ebenda.

⁹ Hanke (1989), S. 192.

Hebammenwesens im Dritten Reich: Auch hier stellt sich der Hebammenstand als weitgehend fremdbestimmte Berufsgruppe dar. Wie zu zeigen sein wird, unterstützte die NS-Ideologie die Berufsausübung der Hebammen, indem sie eine aktive Politik der Förderung kinderreicher Familien betrieb und Hausentbindungen nachhaltig unterstützte. Die NS-Ideologie hatte insofern eine Stärkung der Stellung des Hebammenberufs zur Folge – allerdings um den Preis einer zunehmenden Ideologisierung des Berufes und einer Ausgrenzung „nicht-arischer“ Vertreterinnen. Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrages steht somit die These, dass die Hebammen im Untersuchungszeitraum – d. h. zwischen 1800 und 1945 – zu keinem Zeitpunkt zu einer aktiven und selbstbestimmten Interessenpolitik fanden, sondern berufspolitischen und ideologischen Einflussnahmen unterlag, die auf den Wissensbestand und das Tätigkeitsfeld der Hebammen einwirkten.¹⁰

2. Die Situation der Hebammen am Ende des 18. Jahrhunderts

Im Gegensatz zu den größeren Städten gab es im ländlichen Bereich bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts weder eine standardisierte Hebammen-Ausbildung noch fanden Hebammenlehrbücher Verbreitung.¹¹ Auf dem Dorf wurde die Tätigkeit der Hebamme als eine Aufgabe christlicher Nachbarschaftshilfe angesehen und hatte, auch bedingt durch niedrige Geburtenzahlen, lange Zeit den Charakter eines nur gering entlohnten Ehrenamtes.¹² Während der Hebammenstand in Städten bereits weitgehend unter ärztlicher Kontrolle stand,¹³ erwiesen sich die fortgesetzten Versuche, das Hebammenwesen auch im ländlichen Raum zu reglementieren, vor allem aufgrund eines Mangels an kontrollbefugten Landärzten als wenig erfolgreich.¹⁴ So hatte zum Beispiel 1777 der Würzburger Fürstbischof den Beschluss erlassen, dass ausgesuchte Landhebammen auf Kosten der jeweiligen Gemeinde an einem Lehrkurs teilnehmen und anschließend von den Landphysici examiniert werden sollten. Allerdings unterzogen sich nur wenige Frauen der offiziellen Hebammenausbildung. Dies führte zu der Anordnung, dass alle nicht examinierten und approbierten Hebammen sich einer Prüfung beim nächstgelegenen Physikus unterziehen mussten, dem 54 Examensfragen übersandt worden waren. Der Physikus sollte zudem das Examen protokollieren.¹⁵

Da die Geburtshilfe oftmals nicht mit Geld, sondern mit Naturalien oder gar nur freier Kost und Logis belohnt wurde, konnten viele Hebammen allein von ihrer Tätigkeit nicht existieren. Deswegen spielten die herrschaftlichen Privilegien (amtlicher Dienst, Recht auf Jahresgehalt, Ruhestandsgelder)¹⁶ eine nicht geringe Rolle, und die Anreize, die schlecht bis gar nicht entlohnte Nebentätigkeit gegen eine finanziell abgesi-

¹⁰ Die nachfolgenden Ausführungen basieren auf der von Dominik Groß betreuten 370-seitigen Promotionsschrift von Fahnemann (2007).

¹¹ Labouvie (1999), S. 32.

¹² Labouvie (1999), S. 61 ff.

¹³ Labouvie (2001), S. 23.

¹⁴ Labouvie (2001), S. 31.

¹⁵ Siebold (1810), S. 4.

¹⁶ Labouvie (1999), S. 43.

cherte Stellung als ausgebildete Hebamme einzutauschen, waren verlockend. Gerade die Ambivalenz von sozialer Anerkennung der Hebammen und ihrer Tätigkeit bei gleichzeitiger Missachtung ihrer lebensnotwendigen Bedürfnisse führte dazu, dass sich letztlich auch viele Landhebammen einer Ausbildung unterzogen.¹⁷

So kam es im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu einem Nebeneinander von verschiedenen Typen von Hebammen: die nicht examinierte, nicht vereidigte ältere Hebamme; die unterrichtete, nicht examinierte, vereidigte Hebamme; die Hebamme, die keinen offiziellen Unterricht genossen hat, aber examiniert und auf einen Eid verpflichtet war sowie die ordnungsgemäß unterrichtete und examinierte Hebamme mit Abschlusszeugnis, die dann vereidigt wurde und in einem Dorf zum Einsatz kam.¹⁸

3. Die Entwicklung des Hebammenwesens bis zur Reichsgründung: Die Beispiele Württemberg und Bayern

3.1 Württemberg

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wurde das Hebammenwesen in Württemberg tiefgreifenden Veränderungen unterzogen. Durch die Einführung von „qualitätsorientierte[n] Zulassungskriterien wie Alter sowie Schreib- und Lesefähigkeit“ wurde die Ausbildung zunehmend standardisiert.¹⁹ Ein Generalreskript vom 14./22. März 1814 besagte, dass der Hebammenunterricht ausschließlich durch Oberamtsärzte stattzufinden hatte – sofern sie zugleich ausübende Geburtshelfer waren.²⁰ Die abschließende Prüfung der Hebammen erfolgte durch Landvogteiärzte, ab 1818 durch Kreismedizinalräte.²¹ Verordnungen von 1824 und 1829 legten fest, dass die Examination der Geburtshelferinnen durch den Kreismedizinalrat unentgeltlich vorzunehmen und dass fortan keine ungeprüfte Hebamme mehr zur Ausübung der Geburtshilfe zuzulassen sei.²²

Obgleich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts für Stuttgart die Einrichtung einer eigenen Hebammenschule in Kombination mit einer Entbindungsanstalt gefordert worden war,²³ kam es hierzu erst im Jahr 1828 im Zusammenhang mit der Gründung des Stuttgarter Catharinen-Hospitals, in dem sich neben einer Heilanstalt auch eine Hebammenschule und eine Gebäranstalt befanden.²⁴ Durch das „Gesetz vom 22. Juli 1836 betreffend die Verbindlichkeit der Gemeinden hinsichtlich der Geburtshilfe“²⁵ wurde vorgeschrieben, dass alle Geburtshelferinnen, deren Ausbildung auf Gemeinde-

¹⁷ Labouvie (1992), S. 492.

¹⁸ Labouvie (1999), S. 219.

¹⁹ Vgl. Seidel (1998), S. 418 (Zitat).

²⁰ General-Verordnung, die Organisation der Medicinal-Verfassung im Königreiche betreffend vom 14./22. März 1814, Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg (1814), Nr. 15, S. 121-136.

²¹ Nestlen (1906), S. 996; Widmaier (1951), S. 29.

²² Christlieb (1834), S. 86.

²³ Widmaier (1951), S. 14.

²⁴ Bekanntmachung, das Catharinen-Hospital in Stuttgart betreffend, vom 9. Januar 1828, Reg.bl. Württemb. (1828), Nr. 3, S. 11-15. Nestlen (1906), S. 996; Widmaier (1951), S. 17; Dehlinger (1951), S. 327.

²⁵ Gesetz vom 22. Juli 1836, betreffend die Verbindlichkeit der Gemeinden hinsichtlich der Geburtshilfe, Reg.bl. Württemb. (1836), Nr. 34, S. 312 f.

kosten erfolgte, den Besuch einer „öffentlichen (mit einem Gebärrhaus in Verbindung gesetzten) Hebammenschule“ nachzuweisen hatten. Dabei waren die Gemeinden für eine „den örtlichen Bedürfnissen entsprechende Zahl von Hebammen“ selbst verantwortlich.²⁶ In Frage kamen „alle Frauenpersonen, welche einen unbescholtenen Ruf haben und sich über ihre Bildungsfähigkeit für den Beruf einer Hebamme oder über die bereits erlangte Befähigung zur Ausübung dieses Berufs ausweisen können.“²⁷ Die Zeiten des Ancien Régime, als „über den Berufszugang eher sittlich-moralische denn fachliche Kriterien“²⁸ entschieden, waren damit vorbei. Die Hebammenschule wurde von Frauen besucht, die nicht älter als 35 Jahre sein durften.²⁹ Am 7. August 1837 verfügte das Ministerium des Inneren die Vollziehung des Gesetzes (vom 22. Juli 1836) und wies die Schülerinnen nach geografischen Gesichtspunkten den Hebammenschulen zu. Neckar- und Jagstkreis, sowie das Oberamt Ulm wurde an die dem Catharinen-Hospital verbundene Hebammenschule verwiesen, Schwarzwald- und der übrige Donaukreis an das Klinikum zu Tübingen.³⁰

Damit setzte in Württemberg ein staatlich geregelter und von Ärzten verantworteter Hebammenunterricht ein.³¹ Die Prüfung der Hebammen fand in Stuttgart in Gegenwart eines Mitglieds des Medizinal-Kollegiums statt, in Tübingen in Gegenwart eines Mitglieds der Medizinischen Fakultät.³² Die Kursdauer betrug drei Monate, anstatt, wie früher, zehn Wochen. Es fanden jährlich drei Kurse in Stuttgart sowie zwei in Tübingen statt.³³ Für den Besuch war ein Befähigungszeugnis (oberamtsärztliches Attest) notwendig. Maximal 20 Schülerinnen konnten auf Kosten der Gemeinde oder auf eigene Kosten ausgebildet werden.³⁴

Nachdem es 1847 zur Aufhebung der Tübinger Hebammenschule gekommen war, wurden fortan alle württembergischen Hebammen in Stuttgart ausgebildet.³⁵ Jährlich wurden vier Kurse angeboten mit einer maximalen Teilnehmerzahl von jeweils 25 Schülerinnen.³⁶ In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde in Stuttgart eine „Landeshebammenschule“ errichtet, die jährlich drei Lehrkurse für Hebammen durchführte.³⁷ Ein vollständiger Lehrkurs sollte 100 Tage andauern und mit Rücksicht auf die Qualität der Ausbildung nicht mehr als 30 Schülerinnen aufnehmen.³⁸ Die Kursgebühren schwankten zwischen 60 und 120 Gulden: Übernahm die Gemeinde die Kosten, so

²⁶ Ebenda.

²⁷ Ebenda.

²⁸ Groß (1998), S. 220.

²⁹ Ingendahl/Breucker (1996), S. 15; Vollmer (1998), S. 161.

³⁰ Nestlen (1906), S. 996; Widmaier (1951), S. 17.

³¹ Widmaier (1951), S. 23.

³² Widmaier (1951), S. 29.

³³ Widmaier (1951), S. 24.

³⁴ Ebenda.

³⁵ Nestlen (1906), S. 996; Widmaier (1951), S. 17.

³⁶ Widmaier (1951), S. 24.

³⁷ Vgl. Hettich (1875), S. 94-96 (Verfügung der Aufsichts-Commission für die Staats-Kranken-Anstalten v. 19. Dec. 1863, betr. das Statut für die neue Hebammenschule und Gebäranstalt in Stuttgart).

³⁸ Vgl. Hettich (1875), S. 96.

waren 60 Gulden zu entrichten. Trat die Schülerin auf eigene Rechnung an, so waren 80 Gulden fällig. Die Abschlussprüfung nahmen Vertreter der Stuttgarter Lehranstalt in Anwesenheit eines Mitglieds des Medizinalkollegiums vor.³⁹ Um die Qualifikation der Hebammen weiter zu verbessern, hatten diese seit 1872 „periodische Repetitions-Curse“ zu absolvieren, die den Oberamtsärzten oblagen.⁴⁰ Sie sollten den Geburtshelferinnen zugleich eine Vertiefung bzw. Auffrischung des Wissens bieten.⁴¹

Mehr als 90 Prozent der Hebammen wurden 1872 aus der Gemeindekasse entlohnt. Die Wartgelder fielen hierbei durchweg niedrig aus.⁴² Das mittlere Jahreseinkommen einer Hebamme reichte zum Lebensunterhalt bei weitem nicht aus und konnte allenfalls als Nebenverdienst gelten. Vor diesem Hintergrund scheint es erwähnenswert, dass im Jahr 1872 87 Prozent aller württembergischen Hebammen verheiratet und somit in finanzieller Hinsicht nicht auf sich selbst gestellt waren.⁴³

Obwohl das Prüfungswissen der Hebammen in Württemberg im Verlaufe des 19. Jahrhunderts deutlich erhöht worden war, blieben diese weiterhin der ärztlichen Kritik ausgesetzt. Die ortsansässigen Geburtshelferinnen boten bereits insofern eine Angriffsfläche, als die Säuglingssterblichkeit im Königreich Württemberg – wie auch im benachbarten Bayern – bis in die 1870er Jahre hinein ausgesprochen hoch war.⁴⁴ Dies hatte allerdings nicht allein mit der medizinischen Betreuung der Wöchnerinnen und ihrer Neugeborenen zu tun, sondern lag vielfach auch in der Mentalität der Eltern begründet. So wurde der Tod eines Säuglings gerade in Süddeutschland vielfach als gottgewollt hingenommen. Nicht selten wurde das letztgeborene Kind „gehimmelt“ in der Annahme, ihm bliebe dadurch irdisches Elend erspart.⁴⁵ So manche Mutter vernachlässigte zudem die Ernährung ihres Säuglings bzw. verzichtete auf das Stillen. Die betreffenden Neugeborenen wurden mit (verunreinigter) Kuhmilch genährt, so dass ihnen die natürlichen Abwehrstoffe der Muttermilch fehlten.⁴⁶

Auch die „ausschließliche Verwendung der Karbolsäure als Desinfektionsmittel bei der Ausübung der Hebammenpraxis“ stieß ärztlicherseits auf Kritik.⁴⁷ Vorbehalte bestanden insofern, als jene Desinfektionslösung die Haut stark angriff und das „Tastgefühl“ der Hebammen beeinträchtigte. Darüber hinaus wurden bei Arzneimittelkontrollen verschiedentlich verunreinigte bzw. verstaubte Karbolsalben entdeckt.⁴⁸

³⁹ Med.-Bericht Württemberg (1872), S. 69.

⁴⁰ Vgl. Hettich (1875), S. 166f. (Verfügung des Ministeriums des Innern v. 12. Juli 1872, betr. die Fortbildung der Hebamme in ihrem Berufe).

⁴¹ Vgl. etwa Med.-Bericht Württemberg (1910), S. 115.

⁴² Ebenda.

⁴³ Von 2761 im Jahr 1872 registrierten Hebammen waren 361 ledig und 2400 verheiratet: vgl. Med.-Bericht Württemberg (1872), S. 71.

⁴⁴ Vgl. Drees (1986), S. 85 f.

⁴⁵ Vgl. hierzu Drees (1988), S. 86, sowie Wolff (1995). Gerade auch unehelich geborene Säuglinge wurden nicht selten vernachlässigt: vgl. hierzu auch Prinzing (1931), S. 80-86.

⁴⁶ Gesetzliche Kontrollen der Milchqualität wurde erst seit dem Jahr 1886 durchgeführt: Vgl. hierzu Drees (1988), S. 87 f.

⁴⁷ Med.-Bericht Württemberg (1895), S. 150.

⁴⁸ Ebenda.

Das Innenministerium maß dem Hebammenberuf schon zum Zeitpunkt der Reichsgründung nur noch „mittelmäßige“ Aussichten bei,⁴⁹ und als 1869 die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund erging, die in Württemberg im Jahr 1872 übernommen wurde, wurde beabsichtigt, „lediglich das Minimum der überall in Deutschland an eine Hebamme zu stellenden Anforderungen festzusetzen“⁵⁰ – eine Einschätzung, die nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer zunehmenden (ärztlichen) Konkurrenz auf dem Markt geburtshilflicher Dienstleistungen zu sehen war.

3.2 *Bayern*

Am 7. Januar 1816 wurde eine einheitliche Hebammenordnung für das Königreich Bayern verfügt. Diese war aufgegliedert in eine Instruktion für die Hebammen und eine weitere über die Hebammenschulen und hatte die Organisation der Schulen und des Unterrichts, die Bedürfnisfrage, die Auswahl der Schülerinnen, die Ausbildung an öffentlichen Schulen, die Bezahlung und die Berufspflichten und Überwachung seitens der Bezirksärzte zum Inhalt.⁵¹ Es wurde empfohlen, für jeweils 900 Einwohner eine Hebamme vorzusehen. Der Wohnsitz der Hebamme sollte möglichst so gelegen sein, dass sie maximal eine Stunde Wegstrecke zur entferntesten Ortschaft ihres Einsatzsprengels zurückzulegen hätte.⁵²

Über die Wahl der Schülerinnen entschieden die Gemeinden, die auch die Kosten der Ausbildung der Hebammen trugen (Hebammenschule, Bücher, Requisiten, Reisekosten). Das Alter der Schülerinnen wurde auf 20 bis 36 Jahre festgelegt. Die Bewerberin hatte sich mit verschiedenen Zeugnissen vorzustellen: darunter das des Ortspfarrers und der vorgesetzten Polizeistelle über Sittlichkeit, guten Lebenswandel, Unbescholtenheit und einer Einschätzung über die Eignung der Kandidatin; weiterhin einem Zeugnis vom Lokalschulinspektor über verschiedene in der Schule erworbene Fähigkeiten sowie einem Zeugnis der vorgesetzten Gerichtsärzte über die körperliche Konstitution und Gesundheit der Kandidatin.⁵³ Neu war die Bestimmung, dass die Ausbildung nur an öffentlichen Schulen, die in Verbindung mit öffentlichen Gebäuden standen – namentlich München, Würzburg und Bamberg – stattfinden durfte.⁵⁴ Alle übrigen kleineren Hebammenschulen mussten nach der Eröffnung dieser drei Schulen schließen. Die Kurse wurden je nach Bedarf abgehalten und dauerten vier Monate.⁵⁵ Die Anzahl der Hebammenlehrkurse bestimmte das Ministerium des Inneren, jedoch sollten nicht mehr als zwei pro Jahr stattfinden.⁵⁶

Der Hebammenlehrcurs erstreckte sich über vier Monate und bestand aus täglichem Unterricht durch den Professor und den Repetitor – auch an Sonn- und Feiertagen. Zusätzlich zum Unterricht wurden die Schülerinnen bei der Morgenvisite im

⁴⁹ Med.-Bericht Württemberg (1872), S. 73.

⁵⁰ Landmann (1917), S. 305.

⁵¹ Eitel (1914), S. 23 f.

⁵² Apfelbacher (1936), S. 21; Eitel (1914), S. 24; Hanke (1989), S. 194.

⁵³ Eitel (1914), S. 24; Hanke (1989), S. 194; Wilmanns (1983), S. 146.

⁵⁴ Instruction (1816).

⁵⁵ Apfelbacher (1936), S. 16.

⁵⁶ Instruction (1816).

Gebärhaus und bei anfallenden Geburten eingebunden. Die Hebammen durften weder „geburtshilfliche“ Instrumente noch Arzneimittel anwenden. „Geburtshilfliche“ Operationen durften mit Ausnahme der Wendung des Kindes und der Entfernung der Nachgeburt von der Hebamme nicht durchgeführt werden. Als Lehrbuch wurde das von Dr. Elias von Siebold verfasste „Lehrbuch der Hebammenkunst, zweite Auflage, Würzburg, Joseph Stahel 1813“ eingeführt.⁵⁷ Die Abschlussprüfung setzte sich zusammen aus einer theoretischen und praktischen Prüfung vor dem Professor und Repetitor und einer öffentlichen Hauptprüfung im Hörsaal, bei der die Medizinalräte einzuladen waren und zugleich jeder Arzt, Geburtshelfer und jede Hebamme Zutrittsrecht und ebenso Prüfungsrecht hatte. Bei Bestehen erhielten die Hebammen ihre Approbationszeugnisse.⁵⁸

Die Hebamme durfte nur mit der Erlaubnis ihrer Vorgesetzten (Gerichts- oder Polizeistelle und Gerichtsarzt) verreisen. Die Abwesenheit vom Bezirk war anmeldepflichtig;⁵⁹ sie musste immer in Bereitschaft sein.⁶⁰ Die Hebamme hatte ihr Haus mit einer Tafel, worauf ihr Name mit dem Zusatz ‚Hebamme des Bezirkes‘ stand, zu kennzeichnen.⁶¹ Neben ihrer beruflichen Tätigkeit durfte die Hebamme nur solche Geschäfte betreiben, die sie von ihrer eigentlichen Tätigkeit nicht abhalten und ihren Händen und ihrem Körper nicht schaden konnten. Sie durfte auch nicht zugleich Leichenfrau sein.⁶² Die Hebamme hatte medizinische Pfuschereien dritter Personen oder den Verdacht auf Abtreibungen zu melden. Außerdem sollte sie abergläubischen Auffassungen und Praktiken entgegenreten. Wenn eine Hebamme zu einer Schwangeren gerufen wurde, musste sie ohne Rücksicht auf die finanziellen oder familiären Verhältnisse (ledig oder verheiratet) auch nachts zur Hilfe bereit sein. Sie durfte die Gebärende bis zur vollständigen Geburt selbst nicht verlassen, selbst wenn sie an einen anderen Ort gerufen werden sollte.⁶³ Bei schwierigen Geburten und bei Störungen des Geburtsvorganges war die Hebamme verpflichtet, einen approbierten Geburtshelfer rufen zu lassen.⁶⁴ Für die Überwachung der Hebammen war der Bezirksarzt zuständig, der zum Ende eines jeden Monats von den einzelnen Hebammen eine tabellarische Übersicht über geleistete Geburten zu erhalten hatte.⁶⁵

1867 wurden alljährliche Prüfungen der Hebammen, „von denen sie [die Gerichtsärzte] glaub[t]en, daß sie in der Kunst nicht fortschreiten“, angeordnet. Wenn der Gerichtsarzt nicht ausübender Geburtshelfer war, hatte er einen solchen hinzuzuziehen.⁶⁶

⁵⁷ Ebenda.

⁵⁸ Ebenda.

⁵⁹ Apfelbacher (1936), S. 27.

⁶⁰ Instruction (1816).

⁶¹ Ebenda.

⁶² Ebenda und Apfelbacher (1936), S. 26.

⁶³ Instruction (1816).

⁶⁴ Ebenda.

⁶⁵ Eitel (1914), S. 26; Hanke (1989), S. 194.

⁶⁶ Apfelbacher (1936), S. 24.

Die Reformen des Hebammenwesens in der Zeitspanne vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Reichsgründung führten sowohl im Königreich Württemberg als auch im Königreich Bayern zu einem entscheidenden Wandel des Berufsbildes: mit der Zentralisierung des Unterrichts hatten die Regierungen nun die Möglichkeit, die Zahl der Ausbildungsplätze dem tatsächlichen Bedarf anzupassen. Auch hatte das neue Schulungskonzept nachhaltigen Einfluss auf die Qualifikation und die Sozialkontakte der Hebammen: Zum einen erfolgte an den neu errichteten Fachschulen unter ärztlicher Leitung eine standardisierte Wissensvermittlung auf dem Kenntnisstand der Zeit, und zum anderen wurden die Hebammen zumindest vorübergehend ihrem gewohnten (volks- bzw. laienmedizinisch orientierten) Umfeld entrissen und so völlig neuen beruflichen wie sozialen Einflüssen ausgesetzt. Die Verschulung und Reglementierung bedeutete letztlich das Ende der ehemals nachbarschaftlich orientierten ländlichen Geburtshilfe. Die Unterordnung der Hebammenausbildung unter die medizinische Wissenschaft und die gleichzeitige ärztliche Kontrolle ihrer Berufsausübung führte sukzessive zu einer Übertragung ursprünglich weiblicher Kompetenzen auf einen männlich dominierten Berufsstand: die Ärzteschaft.

4. Das Hebammenwesen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik unter dem Eindruck ärztlicher Einflussnahmen

4.1 Die Ausbildung der württembergischen Hebammen

Die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869 wurde bereits am 1. Januar 1872 in Württemberg übernommen.⁶⁷ In Württemberg galt zudem weiterhin das Gesetz vom 22. Juli 1836, betreffend die Verbindlichkeiten der Gemeinden hinsichtlich der Geburtshilfe. Erst am 10. Dezember 1911 wurde eine neue Dienstanzweisung erlassen.⁶⁸

Die Gewerbeordnung besagte in § 30, dass „Hebammen [...] eines Prüfungszeugnisses der nach den Landesgesetzen zuständigen Behörde [...] bedürfen.“⁶⁹ Das Zeugnis galt nicht im ganzen Reich, sondern nur in dem Land, dessen Behörde es ausgestellt hatte. Die Ausstellung der Prüfungszeugnisse erfolgte durch die Prüfungskommission an der Landeshebammenschule.⁷⁰ Mit diesem Paragraphen wurde beabsichtigt, „lediglich das Minimum der überall in Deutschland an eine Hebamme zu stellenden Anforderungen festzusetzen.“⁷¹ Den Bundesstaaten wurde untersagt, ungeprüfte Personen zur Ausübung des Hebammenberufs zuzulassen. Es war ihnen jedoch erlaubt, noch weitere Vorschriften über die Erteilung der staatlichen Genehmigung zum Gewerbebetrieb der Hebammen aufzustellen. So konnten z. B. bestimmte Personen (Nichtdeutsche, Personen mit zweifelhaftem Lebenswandel, als unzuverlässig eingestufte Frauen) ausge-

⁶⁷ Landmann (1917), S. 305.

⁶⁸ Landmann (1917), S. 318.

⁶⁹ Landmann (1917), S. 315.

⁷⁰ Landmann (1917), S. 318.

⁷¹ Landmann (1917), S. 315.

geschlossen werden, die Anstellung konnte je nach Bedarf erfolgen oder die Freizügigkeit (Bezirkshebammen) konnte eingeschränkt werden.⁷²

1872 wurden ärztlicherseits die Bestrebungen um regelmäßige Wiederholungskurse für Hebammen und die Ausdehnung der Ausbildungsdauer der Hebammen intensiviert.⁷³ Derartige Kurse schienen notwendig geworden zu sein, da „die Hebammen vielfach mit veralteten Vorurtheilen und dem Schlendrain [= Schlendrian] der Leute zu kämpfen [hatten], so daß es oft mit vielen Schwierigkeiten für sie verbunden ist, ihre in der Hebammen-Schule erworbenen Kenntnisse gehörig zu verwerthen.“⁷⁴ „Um dem Rückgange der Hebammen in ihren Berufskenntnissen zu steuern und denselben zur Weiterbildung Anlaß zu geben“, führten die Oberamtsärzte seit Juli 1872 in ihrem jeweiligen Bezirk Repetitionskurse durch. Die betreffenden Hebammen mussten alle drei Jahre teilnehmen; die so genannten freien Hebammen durften sich freiwillig melden. Bei Bedarf konnte der Oberamtsarzt einzelne Hebammen auch bereits vor Ablauf der dreijährigen Frist wieder zum Repetitionskurs einbestellen.⁷⁵

Bereits am 20. Juni 1872 erwogen die Kommissionen eine Ausdehnung des Hebammenunterrichts auf vier Monate. Um die „von den Physikaten mit seltener Einstimmigkeit betonte schlechte Stellung der Hebammen“ zu verbessern, wollten sie dem Ministerium die Besserstellung der Hebammen „ans Herz legen“. Den Gemeinden sollte verboten werden, mit den Schülerinnen, die sie auf Gemeindekosten zum Hebammenunterricht schickten, Verträge abzuschließen, „welche letztere zwingen, künftig ihre Verrichtungen unter der Tax zu besorgen, die auf ihren Unterricht verwendeten Kosten wieder zu erstatten, den Aufwand für der Gemeinde gehörigen Utensilien zu ersetzen.“ Das Wartgeld sollte mindestens 20 bis 35 Taler betragen.⁷⁶ Eine erhebliche Kursverlängerung hätte jedoch eine Erweiterung der bestehenden oder die „Herstellung einer weiteren Landeshebammenschule“ vorausgesetzt, „da die Wiederaufnahme der Lehrkurse in Tübingen bei dem durch die neue Examensordnung vermehrten Andrang der Studierenden zum praktischen Unterricht in der Geburtshilfe nicht angeht“.⁷⁷ Daher blieb es bei der bisherigen Praxis, den Kursus auf 100 Tage begrenzt zu halten.

1876 wurde die Frage der Verlängerung der Hebammenausbildungsdauer wieder aufgegriffen.⁷⁸ So sollten „zur Gewinnung besser ausgebildeter und geübterer Hebammen“ anstelle der bisherigen drei Lehrkurse für je 30 Schülerinnen von je 100 Tagen, zwei Kurse für je die gleiche Schülerinnenanzahl mit einer Dauer von je 150 Tagen ab-

⁷² Ebenda.

⁷³ Fasbender (1964), S. 260.

⁷⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 27, Oberamt Ellwangen an die K. Kreisregierung. Bericht des Oberamts und Oberamtsphysikats, betreffend die Einrichtung eines Repetitionskurses für die Hebammen. Ellwangen, 29. Februar 1872.

⁷⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 27, 12. Juli 1872; Widmaier (1951), S. 31.

⁷⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 27, Bericht des Königl. Medicinal-Collegiums und der K. Aufsichts-Commission an das K. Ministerium des Innern, betr.: die Einführung von Repetitionskursen für Hebammen. Stuttgart, 20. Juni 1872.

⁷⁷ Ebenda.

⁷⁸ Widmaier (1951), S. 33.

gehalten werden.⁷⁹ Somit konnten pro Jahr anstatt der bisherigen 90 nur noch 60 Hebammen ausgebildet werden. Am 22. Januar 1880 genehmigte König Karl eine bessere Ausbildung für die Hebammen, da „zur möglichsten Verminderung der Kindersterblichkeit, wie zur Sicherung des Lebens und der Gesundheit der Wöchnerinnen [...] die genügende Ausbildung und Übung der Hebammen das wichtigste Erforderniß“ war.⁸⁰ Am Schluss ihrer Ausbildung zur Hebamme hatten die Schülerinnen vor dem Hauptlehrer und einem Mitglied des Medizinalkollegiums die Hebammenprüfung zu absolvieren. Da die Verlängerung der Ausbildungszeit allerdings nach Ansicht der Ärzte keine Verbesserung der Prüfungsergebnisse im Vergleich mit der vorher kürzeren Ausbildungszeit zeigte, stellte das Medizinalkollegium den Antrag, die Zeit auf 115 Tage zu verkürzen und dafür drei Lehrkurse pro Jahr abhalten zu können, anstatt zwei Kurse mit einer Dauer von 150 Tagen.

Ein Ministerieller Erlass vom 10. Februar 1904 forderte die Einführung von 14-tägigen Fortbildungskursen auf Kosten des Staats. Es sollten eine Wiederholung der eigentlichen Ausbildung erfolgen und die wichtigsten Bestimmungen des Hebammenlehrbuchs hervorgehoben werden. Außerdem sollten die Hebammen über Fortschritte in der Wissenschaft unterrichtet werden. Aufgrund des Platzmangels an der Stuttgarter Hebammenschule wurden diese jedoch immer wieder hinausgezögert. Im Jahr 1919 wurde die Forderung nach Wiederholungskursen erneut erhoben; gleiches besagte eine Geschäftsanweisung vom 22. Juli 1932.⁸¹

Der Erste Weltkrieg hatte unterdessen auch im württembergischen Hebammenwesen Spuren hinterlassen. Da die Durchführung eines Hebammenlehrkurses schwierig geworden war, wurde zuerst die Nachfrage für einen eventuellen Kurs genau überprüft.⁸² Das Medizinalkollegium unterbreitete folgenden Vorschlag: „In der Verminderung der Zahl der Hebammen, die schon mit Rücksicht auf die Abnahme der Geburtenzahl gerechtfertigt erscheint, bietet sich nunmehr die Gelegenheit, auch für späterhin die Hebammen wirtschaftlich besser zu stellen und einen Übergang zu finden zu der nach dem Kriege notwendig werdenden Neuregelung des Hebammenwesens in der Richtung hin, dass allmählich an Stelle der Gemeindehebammen, mindestens in geeigneten Fällen, Bezirkshebammen treten. Voraussichtlich liesse sich dadurch auch der Neubau der Landeshebammenschule oder der Bau einer zweiten Hebammenschule vermeiden, so dass eine Erweiterung am alten Platz genügen würde.“⁸³

Diese Auffassung wurde jedoch bald widerrufen. So schrieb das Medizinalkollegium 1919:

⁷⁹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 150 Bü 1073, Das Ministerium des Innern an die Kreisregierung, Stuttgart, 13. Oktober 1879.

⁸⁰ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 150 Bü 1073, An den König. Anbringen des Staats Ministers des Innern, betreffend die bessere Ausbildung der Hebammenschülerinnen. Stuttgart, 21. Januar 1880; Genehmigt am 22. Januar von König Karl.

⁸¹ Widmaier (1951), S. 31.

⁸² Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 385, K. Landeshebammenschule an das K. Medizinalkollegium. Betreff: Wiederbeginn eines Hebammenlehrkurses, Stuttgart, 20. Juli 1917.

⁸³ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 385, Königl. Württ. Medizinalkollegium an das Ministerium des Inneren. Betreff: Wiederbeginn eines Hebammenlehrkurses, Stuttgart, 4. August 1917.

„Wir bitten nunmehr um die Genehmigung, daß an der Landeshebammschule neunmonatliche Kurse für Hebammen abgehalten werden dürfen. Es soll in jedem Jahr ein Kurs zunächst am 1. Oktober ds. Js. beginnend, abgehalten werden; die Zahl der an einem Kurs teilnehmenden Schülerinnen ist auf 35-40 vorgesehen.“⁸⁴

Daraufhin wurde die Dauer des Lehrkurses von 150 Tage auf neun Monate heraufgesetzt. Bei Übernahme der Kosten für den Lehrkurs durch die Gemeinde betrugen diese 800 Mark, bei eigener Rechnung 900 und für Nichtwürttembergerinnen 1.000 Mark. Für einen Ergänzungskurs musste bei Übernahme der Kosten durch die Gemeinde 90 Mark, bei eigener Rechnung 100 und von Nichtwürttembergerinnen 120 Mark entrichtet werden.⁸⁵ Nach der Ermächtigung des Ministeriums des Inneren vom 9. Mai 1919 wurde dieser neunmonatige Lehrkurs für Hebammen für 35 bis 40 Schülerinnen abgehalten. Der Kurs begann einmal jährlich am 1. Oktober.⁸⁶

Im Mai 1925 beschloss der württembergische Landtag, das Staatsministerium zu ersuchen,

- „1. die Ausbildungszeit der Hebammen auf 12 Monate zu erweitern,
2. für Weiterbildungskurse der Hebammen Fortbildungskurse an der Landeshebammschule einzurichten, sobald die räumlichen Verhältnisse dieser Anstalt es gestatten,
3. für eine wirtschaftliche Sicherstellung und ausreichende Altersrente der Hebammen zu sorgen.“⁸⁷

Dieser Beschluss blieb deutlich hinter der Forderung des „Allgemeinen Deutschen Hebammen Verbands“ zurück, der eine Verlängerung der Hebammenlehrzeit auf drei Jahre gefordert hatte.⁸⁸ Noch im März 1934 schrieb Ministerpräsident Mergenthaler:

„Auch die Ergebnisse der zuletzt abgehaltenen Prüfung haben gezeigt, daß in 12 Monaten durchaus eine vollständige Hebammenausbildung möglich ist.“⁸⁹

⁸⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 385, Königl. Württ. Medizinalkollegium an das Ministerium des Inneren. Betreff: Hebammenlehrcurs. Auf den Erlaß vom 28. November 1918, Stuttgart, 19. April 1919.

⁸⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart FX5 1919a, Bekanntmachung des Medizinalkollegiums, Abteilung für die Staatskrankenanstalten, betreffend die Regelung der Verpflegungsgelder für die in die Landeshebammschule aufgenommenen Schülerinnen. Stuttgart, 9. Mai 1919. Siehe auch E 151/51 Bü 385, Bekanntmachung des Medizinalkollegiums, Abteilung für die Staatskrankenanstalten, betreffend die Regelung der Verpflegungsgelder für die in die Landeshebammschule aufgenommenen Schülerinnen. Stuttgart, 9. Mai 1919.

⁸⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/51 Bü 385, Amtsblatt des württ. Ministerium des Innern. Stuttgart 28. Mai 1919, Bekanntmachung des Medizinalkollegiums, Abteilung für die Staatskrankenanstalten, betreffend Lehrkurs für Hebammen. 9. Mai 1919; siehe auch Widmaier (1951), S. 26.

⁸⁷ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/53 Bü 27, Württemberg Landtag, Stuttgart 29. Mai 1925.

⁸⁸ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 154/54 Bü 85, Allgemeiner Deutscher Hebammen-Verband. Emma Rauschenbach an das Württembergische Ministerium d. I. Bericht über die Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Hebammenverbandes am 4. September 1925 in Hamburg.

⁸⁹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 130b Bü 2788, Wü. Staatsminist. an das Reichsminist. d. I., Stuttgart, 3. März 1934.

Am 15. November 1932 schrieb der Reichsminister des Inneren an die Landesregierungen, dass die Dauer und Art der Hebammenausbildung, der Bezahlung und des Versichertenstatus unbedingt zu vereinheitlichen seien. Außerdem sollten überaltete Hebammen aus der Berufstätigkeit entlassen und eine ausreichende Altersversorgung geschaffen werden. Weiterhin wurden die Landesregierungen gebeten, keine neuen Ausbildungsgelegenheiten mehr zu etablieren und keine neuen Dienstanweisungen mehr in Kraft zu setzen, damit ein einheitliches Reichshebammenlehrbuch und ein Musterlehrplan geschaffen werden könnte. Laut Anlage betrug die Ausbildungsdauer in Preußen, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg und Braunschweig 18, in Bayern, Sachsen, Württemberg, Thüringen und Hamburg zwölf und in Hessen und Baden neun Monate. In Anhalt, Bremen, Lippe und Lübeck gab es keine Hebammenlehranstalten.⁹⁰ Abgesehen von einem einheitlichen Lehrbuch sowie einem einheitlichen Lehrplan sollte es außerdem eine Mustervorschrift für die Durchführung der Prüfung geben und ein einheitliches, im gesamten Reichsgebiet gültiges Prüfungszeugnis. Voraussetzung dafür war aber die Vereinheitlichung der Ausbildungszeit.⁹¹

4.2 Die Ausbildung der bayerischen Hebammen

Auch in Bayern wurde die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund am 12. Juni 1872 akzeptiert.⁹² Diese Ordnung besagte in § 30, dass „Hebammen [...] eines Prüfungszeugnisses der nach den Landesgesetzen zuständigen Behörde“ bedurften.⁹³

Am 23. April 1874 erging eine weitere Verordnung, die Hebammenschulen und die Prüfung der Hebammen betreffend. Die Hebammenausbildung wurde hiernach an vier öffentlichen Hebammenschulen – namentlich in München, Würzburg, Erlangen und Bamberg – durchgeführt (§ 1). Der Hebammenlehrcurs sollte vier Monate dauern und die Zahl der Unterrichtskurse pro Jahr wurde vom Staatsministerium bestimmt (§ 3). § 4 besagte, dass die Zuteilung der Hebammenschülerinnen zu den Hebammenschulen nach bestimmten Bezirken und Kreisen zu erfolgen hatte. § 6 regelte die Voraussetzungen zur Aufnahme an einer Hebammenschule. So wurden Schulzeugnisse über Lesen, Schreiben, Rechnen, ein bezirksärztliches Zeugnis über die „körperliche und geistige Befähigung“, ein „ortspolizeiliches Zeugnis über sittlichen Lebenswandel“, eine Geburtsurkunde und bei Angehörigen christlicher Religionen ein Taufzeugnis verlangt. Die Zulassung zum Lehrcurs konnten nur nicht schwangere Frauen zwischen 20 und 36 Jahren erhalten. Nach Abschluss des viermonatigen Hebammenkurses war eine Prüfung vor dem Medizinalrat der betreffenden Kreisregierung, dem Direktor, dem Professor und dem Repetitor abzulegen (§ 14). Diese bestand aus einer theoretischen

⁹⁰ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 130 Bü 2787 Reichsminister des Inneren an die Landesregierungen, Berlin, 15. November 1932, Betrifft: Vereinheitlichung von Dauer und Art der Hebammenausbildung kommissarische Beratung mit den Landesregierungen am 31. Oktober 1932 über Art und Dauer der Hebammenausbildung. Anlage: Niederschrift über die kommissarische Beratung vom 31. Oktober 1932.

⁹¹ Ebenda.

⁹² Landemann (1917), S. 305.

⁹³ Landemann (1917), S. 317.

und einer praktischen Prüfung am Phantom. Für den Fall des Nichtbestehens durfte der Unterrichtskurs inklusive der Abschlussprüfung einmal wiederholt werden (§ 15).⁹⁴

Aus der Dienstinstruktion für Hebammen vom 3. Dezember 1875 und Art. 127, Abs. 2 des Polizeistrafgesetzbuches vom 26. Dezember 1871, geht hervor, dass diese nur wegen Überschreitung ihrer Befugnisse bestraft werden konnten.⁹⁵ Fortan konnte der Hebamme das zur Berufsausübung nötige Prüfungszeugnis bei mangelhafter Zuverlässigkeit entzogen werden.⁹⁶ Auch wegen unsittlichen Lebenswandels konnte einer Hebamme ihre Tätigkeit untersagt werden.⁹⁷

Am 31. März 1876 erging erneut ein ministerieller Erlass zu den Hebammenschulen und die Hebammenprüfungen. Die bisher provisorische Einrichtung in Erlangen wurde fest etabliert. Die Hebammenkurszeit von vier Monaten wurde von vielen Sachverständigen als zu kurz empfunden, die Ausdehnung auf fünf bis sechs Monate schien aber ohne Schädigung der geburtshilflichen Universitätskliniken in München, Würzburg und Erlangen nicht möglich. Am 26. Juli 1890 wurden die §§ 6, 13 und 16 der Königlichen Allerhöchsten Verordnung vom 23. April 1874 wie folgt geändert: § 16 „Das Prüfungszeugnis ist zu versagen, wenn Thatsachen vorliegen, welche die Überzeugung begründen, daß die Kandidatin die für den Beruf einer Hebamme erforderliche Zuverlässigkeit nicht besitzt“ (ähnlich § 13).⁹⁸

Am 6. Mai 1901 berichtete das Bayerische Staatsministerium des Innern, dass die Oberpfalz eine zu geringe Zahl an Hebammen in Relation zur Bevölkerung habe, während Unterfranken und Aschaffenburg eine hohe Zahl an Hebammen im Vergleich zur Einwohnerzahl hätten. Daraufhin sollte die Zahl der Hebammenschulplätze für Unterfranken und Aschaffenburg, Oberbayern und die Pfalz gekürzt, die für Oberfranken, Schwaben und Neuburg erhöht werden.⁹⁹ Am 5. Dezember 1902 wurde die Dauer der Hebammenlehrkurse auf künftig fünf Monate festgelegt. Im Fähigkeitszeugnis für die Zulassung zu dem Hebammenberuf wurden als intellektuelle Qualifikationen aufgeführt: Lesen, Schreiben, Rechnen, Auffassung, Gedächtnis, sowie moralische Qualifikationen (Führungszeugnis) und körperliche Eignung.¹⁰⁰

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges erfolgten keine weiteren wesentlichen Reformen des Hebammenwesens. Infolge des Ausfalls von Ausbildungskursen während des Krieges bestand jetzt ein Mangel an Hebammen und eine unerwünschte Überalterung.¹⁰¹ In der Bekanntmachung über das Hebammenunterrichtswesen vom 3. Januar 1927 liest man in § 2, dass das Alter der zukünftigen Auszubildenden auf 20 bis 30

⁹⁴ 23. April 1874: Königlich Allerhöchste Verordnung, die Hebammenschulen und die Prüfung der Hebammen betreffend.

⁹⁵ Staatsarchiv Würzburg 6326 (Hebammen Entbindungswesen, 1874-1903).

⁹⁶ Ebenda.

⁹⁷ Entscheidung des Verwaltungsgerichtes vom 9. Juni 1885 in der Sache, den Gewerbebetrieb der Hebamme K. betreffend.

⁹⁸ 26. Juli 1890: Königliche Allerhöchste Verordnung, die Hebammenschulen und die Prüfung der Hebammen betreffend.

⁹⁹ Staatsarchiv Würzburg 6326 (Hebammen Entbindungswesen, 1874-1903).

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ Kgl. Bezirksamt Miltenberg MIL. 2720.

Jahre¹⁰² festgelegt wurde. Die Schülerinnen mussten die erforderliche körperliche und geistige Befähigung zum Beruf besitzen, mindestens eine Volksschulbildung, die noch präsent sein musste, erworben haben, durften nicht schwanger sein oder an Krankheiten und Behinderungen leiden, nicht außerehelich geboren haben und mussten ein polizeiliches Leumundszeugnis besitzen. Außerdem musste die Bewerberin den Nachweis erbringen, dass sie den Lehrkurs sowie Bücher und Hebammenausrüstung selbst bezahlen konnte. In § 9 hieß es: „Der Ausbildungslehrgang dauert zwölf Monate.“ Damit wurde die schon längere Zeit diskutierte Verlängerung des Hebammenlehrkurses eingeführt. § 10 regelte den Lehrplan:

„Der Unterricht hat sich zu erstrecken: auf den Bau und die Verrichtungen des menschlichen, insbesondere des weiblichen Körpers, auf die allgemeine Krankheitslehre, auf die Schwangerschaft, die Geburt und das Wochenbett nach ihrem regelmäßigen Verlauf und ihren Abweichungen, ferner auf die Verrichtungen und das Verhalten der Hebammen dabei, auf die Erscheinungen der wichtigen Frauen- und Säuglingskrankheiten, auf die Ernährung und Pflege des gesunden Säuglings, auf die Dienstanweisung der Hebammen, auf die übrigen einschlägigen Gesetze und Verwaltungsvorschriften. Der Unterricht ist theoretisch und praktisch.“¹⁰³

Am 15. November 1932 schrieb der Reichsminister des Inneren an die Landesregierungen, wie oben erwähnt, dass die Dauer und Art der Hebammenausbildung unbedingt zu vereinheitlichen seien. Er unterbreitete den Vorschlag einer grundsätzlichen Ausbildungsdauer von 18 Monaten.¹⁰⁴ Bayern widersprach diesem Vorschlag und begründete dies mit hinreichenden Ergebnissen nach der zwölfmonatigen Ausbildung. Das Land befürchtete eine reichseinheitliche Regelung, bei der dem Zustrom „landesfremder Hebammen Tür und Tor geöffnet werde“.¹⁰⁵

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die deutschen Hebammen am Ende der Weimarer Republik in einer schwierigen beruflichen Lage befanden: Sinkende Geburtenzahlen durch die Abkehr von der traditionellen Frauenrolle und Zweifel an ihrer Qualifikation wirkten sich stark limitierend auf den Bedarf und die Verdienstmöglichkeiten der Hebammen aus, die vielfach weitere Tätigkeiten ausüben mussten, um ihren Lebensunterhalt sichern zu können. Zudem war die Geburtshilfe längst in den Einflussbereich der wissenschaftlichen Medizin bzw. der Ärzteschaft gerückt, welche die

¹⁰² Entsprechend Staatsarchiv Würzburg 6326 (Hebammen Entbindungswesen, 1874-1903), Entwurf zur Reform des Hebammenwesens von 1910.

¹⁰³ Bekanntmachung über das Hebammenunterrichtswesen, 3. Januar 1927.

¹⁰⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 130 Bü 2787, Reichsminister des Inneren an die Landesregierungen, Berlin, 15. November 1932, Betrifft: Vereinheitlichung von Dauer und Art der Hebammenausbildung, kommissarische Beratung mit den Landesregierungen am 31. Oktober 1932 über Art und Dauer der Hebammenausbildung. Anlage: Niederschrift über die kommissarische Beratung vom 31. Oktober 1932.

¹⁰⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E130 Bü 2787, Reichsminister des Inneren an die Landesregierungen, Berlin, 15. November 1932, Betrifft: Vereinheitlichung von Dauer und Art der Hebammenausbildung, kommissarische Beratung mit den Landesregierungen am 31. Oktober 1932 über Art und Dauer der Hebammenausbildung.

Hebammen zu subordinieren, ihre Kompetenzen zu beschneiden und ihnen schließlich den Platz am Bett werdender Mütter streitig zu machen suchten.

5. Das Hebammenwesen im Dritten Reich

Stand die Berufsgruppe der Hebammen bis zur Machtergreifung Hitlers vornehmlich unter dem Eindruck ärztlicher Interessenpolitik, so dominierte im Dritten Reich der nationalsozialistische Einfluss auf die Ausgestaltung des Hebammenberufs und den Tätigkeitsbereich der betroffenen Frauen:

„Die natürliche Erhebung und Führung erfaßt und durchdringt alle Gebiete und Fragen deutschen Lebens. Nicht mehr volksfremder Selbstzweck, sondern Dienst am Volksganzen ist heute Gesetz des Handelns [...] Der Hebamme fällt hierbei eine entscheidende Rolle zu. Zusammen mit dem Arzt ist sie Hüterin an der Wurzel und an der Zukunft ihres Volkes. Es wird unser Ziel und Streben sein, auf den Grundlagen des neuen Reiches beizutragen zur Stärkung in Pflicht und Leistung des deutschen Hebammenstandes.“¹⁰⁶

Mit ebendiesen einführenden Zeilen wandten sich am 11. Juni 1933 die Herausgeber der „Zeitschrift der Reichsfachschaft Deutscher Hebammen“ an ihre Leserschaft. Sie gaben den Startschuss für eine neue Programmatik, die durch eine Stärkung der traditionellen Frauenrolle und eine gezielte Nachwuchspolitik gekennzeichnet war. Ziel war der Nachschub an „erbgesunden“ arischen Kindern: die Überwachung dieser Ziele sollte in den Händen der Hebammen liegen.¹⁰⁷

Zu Beginn der 1930er Jahre existierten drei Hebammen-Dachverbände: der „Allgemeine Deutsche Hebammenverband“ (der die größte Zahl von Mitgliedern auf sich vereinigte), die „Berufsorganisation Deutscher Hebammen (Preußischer Hebammenverband) e. V.“ und die „Vereinigung deutscher Hebammen, Reichsverband e. V.“. Aus diesen drei Verbänden wurde im Oktober 1933 die von Nana Conti geleitete „Reichsfachschaft Deutscher Hebammen“.¹⁰⁸ Diese Organisation wurde mit Hilfe einer Satzung vom Oktober 1933, die das Reichsministerium des Innern vorschrieb, nach dem Führerprinzip aufgebaut. Die „Reichshebammenführerin“ Nana Conti beschrieb ihre Zielsetzung folgendermaßen:

„Notwendig ist es, daß dieser ursprüngliche, edelste und wichtigste Frauenberuf nicht mehr mit Geringschätzung oder einem sonderbaren Lächeln bedacht wird, das zur Einstellung gegenüber der Mutterschaft im marxistischen Staat wohl passte, nicht aber zur Verherrlichung der Mutterschaft im nationalsozialistischen Staate.“¹⁰⁹

¹⁰⁶ Zeitschrift der Reichsfachschaft Deutscher Hebammen 1 (1933), 1, Vorwort der Herausgeber.

¹⁰⁷ Böse (2004).

¹⁰⁸ Tiedemann (2001), S. 32.

¹⁰⁹ Tiedemann (2001), S. 71.

Auch die Vorsitzenden der Landesfachschaften wurden von Nana Conti bestimmt.¹¹⁰ Die Mitgliedschaft in der Reichsfachsschaft wurde mit dem Reichshebammengesetz von 1938 Pflicht.¹¹¹ Conti duldete keinen Widerspruch und sorgte für eine straffe und autoritäre Führung.¹¹² Die Vereinheitlichung im NS-Regime zeigt auch folgendes Schreiben der Reichsfachschaft Deutscher Hebammen an das württembergische Innenministerium:

„Die deutsche Hebammenschaft ist der Arbeitsfront ko[r]porativ angeschlossen, u. so können wir nicht dulden, dass im geeinigten deut[s]chen Reich in den Reihen der Hebammen Eigenbrödelei getrieben wird, u. wir nicht ruhen, bis wir die letzte, bis jetzt abseits der Fachschaft gestandene Hebamme, derselben zugeführt haben.“¹¹³

Der Reichs- und Preußische Minister des Innern die Landesregierungen erhob noch im Dezember 1934 – d. h. vor Inkrafttreten eines Hebammengesetzes – die Forderung, eine einheitliche Ausbildungsdauer von 18 Monaten zu gewährleisten.¹¹⁴ Da die Überfüllung im Hebammenberuf wie auch die Zahl der Kandidatinnen erheblich waren, sollten zudem grundsätzlich nur „arische“ Bewerberinnen zugelassen werden.¹¹⁵ Die „Dritte Durchführung zum Gesetz über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens“¹¹⁶ vom 30. März 1935 befasste sich sodann in Abschnitt IV mit dem Hebammenwesen. § 14 und 15 thematisierten die (Nach)-Prüfung der sich zum Hebammenberuf meldenden Personen. Die individuelle Prüfung der Frauen oblag dem jeweiligen Amtsarzt. Alle drei Jahre musste der Amtsarzt zudem die Hebammen seines Bezirks einer Nachprüfung unterziehen. Versagte die Hebamme, so musste sie diese innerhalb von sechs Monaten wiederholen. Bei ungenügenden Leistungen in der Wiederholungsprüfung musste ein Wiederholungslehrgang besucht werden. Im Extremfall konnte der Hebamme das Prüfungszeugnis entzogen werden.¹¹⁷ In § 16 hieß es, der Amtsarzt habe in seinem Bezirk das Hebammenwesen zu fördern. Er habe darauf zu achten, dass bei jeder Geburt, auch im Krankenhaus, eine Hebamme hinzugezogen werde, und dass die Hebammen zur Mütterberatung und Säuglingsfürsorge rekrutiert werden. Laut § 17 hatte der Amtsarzt dafür zu sorgen, dass in seinem Bezirk weder zu viele noch zu wenige Hebammen praktizierten. Auch hieß es, dass das Gesundheitsamt über die Verteilung der Hebammen im Bezirk mit zu entscheiden habe. Die Dienstverträge sollten ein an-

¹¹⁰ Tiedemann (2001), S. 46.

¹¹¹ Tiedemann (2001), S. 50.

¹¹² Ebenda.

¹¹³ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 151/54 Bü 91, Reichsarbeitsgemeinschaft der Berufe im sozialen und ärztlichen Dienste, Reichsfachschaft Deutscher Hebammen an das Württ. Innenministerium, Stuttgart, 22. Juli 1935.

¹¹⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 130b Bü 2788, Der Reichs- und Preußische Minister des Innern an die außerpreußischen Landesregierungen. Berlin, 28. Dezember 1934.

¹¹⁵ Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 130b Bü 2788, Der Reichs- und Preußische Minister des Innern an die außerpreußischen Landesregierungen. Berlin, 17. Januar 1935.

¹¹⁶ Landratsamt Obernburg LRA 126, Dritte Durchführung zum Gesetz über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens, Dienstordnung für die Gesundheitsämter - Besonderer Teil, 30. März 1935.

¹¹⁷ Ebenda.

gemessenes Einkommen, die unentgeltliche Beschaffung von Geräten, Büchern, Desinfektionsmitteln und Ausfallszahlung bei angeordneter Unterbrechung der beruflichen Tätigkeit, Nachprüfungen und Wiederholungslehrgängen enthalten. Auch die Alters-, Invaliden- und Krankenversicherung der Hebammen sollte neu geordnet werden.¹¹⁸

In der Verordnung über die den Hebammen von den Krankenkassen zu zahlenden Gebühren vom 24. November 1938 wurde ein Entgelt von 30 Reichsmark für eine Entbindung festgelegt. Diese Pauschale schloss alle Verrichtungen und Beratungen bei Schwangerschaftsbeschwerden, vor und während der Entbindung sowie Wochenbettbesuche ein. Bei Entfernungen von über vier Kilometern erhielt die Hebamme einen Pauschalbetrag von fünf Reichsmark Wegegeld. Desinfektionsmittel und Verbandstoffe bekam die Hebamme von der Kasse ersetzt.¹¹⁹

Das Hebammengesetz vom 21. Dezember 1938 legte in § 14 ein Mindesteinkommen fest: „Den Hebammen mit Niederlassungserlaubnis wird ein jährliches Mindesteinkommen gewährleistet.“ Die Gewährleistung entfiel bei verheirateten Hebammen, wenn deren Familieneinkommen das 2½-fache des Mindesteinkommens betrug, bzw. bei Unverheirateten, wenn diese das 1½-fache Mindesteinkommen durch andere Tätigkeiten erreichten:

„Den Hebammen mit Niederlassungserlaubnis wird die Höhe desjenigen Betrags, um den ihr jährliches Einkommen aus der Berufstätigkeit hinter dem gewährleisteten jährlichen Mindesteinkommen zurückbleibt, ein entsprechender Zuschuß [...] gewährt.“¹²⁰

In § 20 hieß es dazu weiter: „Alle Hebammen sind Mitglieder der Reichshebammenschaft.“ Deren Satzung erließ der Reichsminister des Inneren. § 22 des Hebammengesetzes legte laut Uebe fest, dass die Hebammen krankenversicherungs- und rentenversicherungspflichtig, aber nicht dazu verpflichtet waren, Beiträge zur Arbeitslosenversicherung zu zahlen, da die Niederlassungsgenehmigung ausreichende Beschäftigung garantierte.¹²¹ Laut Satzung der Reichshebammenschaft¹²² vom 22. September 1939¹²³ war diese dazu

„berufen, zum Wohle von Volk und Reich für die Erhaltung und Hebung der Gesundheit der werdenden Mütter, Gebärenden, Wöchnerinnen und Kinder zu wirken.“¹²⁴

¹¹⁸ Ebenda.

¹¹⁹ Landratsamt Obernburg OBB 140, Verordnung über die der Hebamme von den Krankenkassen zu zahlenden Gebühren, 24. November 1938.

¹²⁰ Hebammengesetz, 21. Dezember 1938. Reichsgesetzblatt I, S. 1893.

¹²¹ Uebe (2000), S. 99.

¹²² Alle Hebammen waren Pflichtmitglieder in der Reichshebammenschaft, Hebammengesetz vom 21. Dezember 1938.

¹²³ Erlaß über die Satzung der Reichshebammenschaft, 22. September 1939.

¹²⁴ Satzung der Reichshebammenschaft vom 22. September 1939.

Endgültig offiziell wurde der Alleinvertretungsanspruch der Reichshebammenschaft mit der dritten Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes vom 22. September 1939. Dort hieß es in § 1:

„Mit Inkrafttreten dieser Verordnung werden die Reichsfachschaft Deutscher Hebammen, ihre Untergliederungen sowie alle sonstigen Vereinigungen von Hebammen, gleichgültig welche Rechtsform sie haben [...] aufgelöst. Eine Liquidation findet nicht statt. Rechtsnachfolgerin der aufgelösten Vereinigungen ist die Reichshebammenschaft.“¹²⁵

Im Runderlass des Reichsministeriums des Innern vom 27. November 1939 und im Runderlass vom 1. Juli 1940 wurde festgelegt, dass aufgrund der Erweiterung des Reichsgebiets und der Zunahme des Hebammenbedarfs bis auf weiteres Zulassungen zur Hebammenausbildung über den im Bezirk der einzelnen Hebammenlehranstalten zu erwartenden Bedarf hinaus erfolgen könnten. Bodenständige Frauen, die die Ausbildungskosten nicht aufbringen könnten, sollten sich an die Reichshebammenschaft in Berlin wenden. Für die Ausbildung von Hebammen, die sich in den neuen Reichsgebieten niederlassen wollten, seien zusätzliche Mittel zur Verfügung gestellt. Nach dem Ende der Ausbildung verpflichteten sie sich, sich an den von den Landräten bezeichneten Wohnsitzen für mindestens fünf Jahre niederzulassen.¹²⁶

Im Juli 1941 wurde die Pauschalgebühr, die die Krankenkassen den Hebammen für ihre Hilfe bei der Geburt zahlten, erhöht. Die Gebühr wurde ohne Rücksicht auf Dauer oder Schwierigkeit der Entbindung gezahlt, einschließlich aller Wochenbettbesuche plus Wegegeld plus Desinfektionskosten. Diese Pauschalgebühr betrug in Orten mit einer „Wohnbevölkerung von mindestens 100.000 Einwohner“ (= „Teuerungsklasse I“) 36 Reichsmark, in Orten mit einer „Wohnbevölkerung von weniger als 100.000 Einwohner“ (= „Teuerungsklasse II“) 32 Reichsmark.¹²⁷

In der Sechsten Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes vom 16. September 1941 hieß es, die Zulassung zum Lehrkurs von „politisch zuverlässigen“ Bewerberinnen erfolge anhand der jährlich festgesetzten Gesamtzahl durch den Leiter der Hebammenlehranstalt. Die Schülerinnen hatten 18 bis 35 Jahre alt und nichtjüdisch zu sein. Vorzulegen waren ein „Ariernachweis“, ein polizeiliches Führungszeugnis, ein Volksschulabschlusszeugnis, ein amtliches Zeugnis über die geistige und körperliche Befähigung, ein Lebenslauf und ein Lichtbild. Während der ersten drei Monate der Ausbildung konnte die Auszubildende aufgrund mangelnder Befähigung entlassen werden. Die Ausbildungsdauer betrug 18 Monate. Der Lehrgang „hat das Ziel, der Schülerin neben der geburtshilflichen Ausbildung die allgemein gesundheitlichen, sowie rasen- und bevölkerungspolitischen Grundlagen des Berufs zu vermitteln“.¹²⁸ Der Unterricht erfolgte theoretisch und praktisch anhand des Hebammenlehrbuchs sowie der

¹²⁵ Dritte Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes, 22. September 1939.

¹²⁶ Runderlaß des Reichsministeriums des Inneren vom 27. November 1939 sowie vom 1. Juli 1940.

¹²⁷ Verordnung über die von den Krankenkassen den Hebammen für Hebammenhilfe zu zahlenden Gebühren, 4. Juli 1941.

¹²⁸ 16. September 1941: Sechste Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes, (Sammlung des bereinigten hamburgischen Landesrechts II 2124-d-4) § 5.1.

Dienstvorschrift. Ergänzend wurden Berufskunde und Berufsethik, Entwicklung des Hebammenwesens sowie zu Bestimmungen des Hebammengesetzes und der Sozialversicherung unterrichtet.¹²⁹ Darüber hinaus war eine „weltanschauliche Schulung“ durch die NSDAP vorgesehen.¹³⁰ Auch die Erb- und Rassenpflege waren Prüfungsbestandteil.¹³¹ Am 24.2.1943 kam als offizielles Pflichtunterrichtsfach für den Hebammenunterricht „weltanschaulicher Unterricht“ hinzu.¹³² Ebenfalls 1943 erschien das neue reichseinheitliche Lehrbuch mit dem Titel „Kompodium“, das auch dem nationalsozialistischen Gedankengut Rechnung trug. In der Einleitung wurden die Bevölkerungspolitik und die Grundlagen der Erb- und Rassenpflege besprochen.¹³³ Die Hebammen waren zum Erwerb des Buches bis zum 31. März 1944 verpflichtet.¹³⁴

Aus den vorgenannten staatlichen Maßnahmen ergibt sich zweifelsfrei, dass die Nationalsozialisten am Berufsstand der Hebammen ein besonderes Interesse zeigten und dabei auch das Tätigkeitsprofil der Hebammen erheblich beeinflussten. Entsprechend dem nationalsozialistischen Gedanken waren Hausentbindungen erwünscht, da diese das Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie stärkten: „Die Förderung des Familiengedankens“ war Teil „der nationalsozialistischen Weltanschauung, während die Werbung für die grundsätzliche Verlegung möglichst aller Entbindungen an Anstalten früher vielfach einer familienfeindlichen Anschauung entsprach.“¹³⁵

Mit dem Inkrafttreten des Hebammengesetzes vom 21. Dezember 1938 war der Beruf einer strikten staatlichen Kontrolle unterworfen.¹³⁶ Entsprechend hieß es in § 2 (2): „Der Hebammenberuf ist kein Gewerbe“. § 3: Jede Schwangere wurde verpflichtet, zur Entbindung eine Hebamme hinzuzuziehen.¹³⁷ Entsprechend der NS-Ideologie wurde die Anerkennung zur Hebamme versagt, wenn die Bewerberin Jüdin war (§ 7). Gemäß § 10 durfte sich eine Hebamme nur nach Erhalt einer Niederlassungserlaubnis an einem Ort zur selbstständigen Ausübung ihres Berufes niederlassen. Wie schon bekannt, besagte § 20: „Alle Hebammen sind Mitglieder der Reichshebammenschaft.“ Zur Durchführung und zum Vollzug des oben besprochenen Gesetzes wurden die „Erste Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes. 3. März 1939“ und die „Verordnung über den Vollzug des Hebammengesetzes. 13. Mai 1939“ erlassen.

Auch in den durch Krieg erworbenen Gebieten sollten „arische“ Hebammen eingesetzt werden. So hieß es in der zweiten Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes vom 13. September 1939 in § 7:

„Soweit wesentliche Änderungen der Bevölkerungsdichte und der Geburtenhäufigkeit dies erforderlich machen, kann die untere Verwaltungsbehörde nach An-

¹²⁹ Vgl. Fahnemann (2007), S. 341 (Anhang 18).

¹³⁰ 16. September 1941: Sechste Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes, § 5.5.

¹³¹ Ebenda.

¹³² Widmaier (1951), S. 29.

¹³³ Reichsgesundheitsamt (1943).

¹³⁴ E 151/53 Bü 198, Rd. Erl. d. RMdI. v. 20. Juli 1943, Hebammenlehrbuch.

¹³⁵ Scherzer (1988), S. 85.

¹³⁶ Flügge (1997), S. 140.

¹³⁷ Uebe (2000), S. 28.

hörung des Amtsarztes und der Reichshebammenschaft im Einvernehmen mit dem Träger der Gewährleistung der Hebamme einen anderen Wohnsitz anweisen.“¹³⁸

Ein Erlass zur Erteilung der Niederlassungserlaubnis für Hebammen vom September 1939 verfügte „eine planmäßige Verteilung der Hebammen über das gesamte Reichsgebiet in einer Weise [...], die für jeden Geburtsfall Hebammenhilfe verbürgt.“

Die Hebamme sollte mit dem nationalsozialistischen „Hilfswerk Mutter und Kind“ zusammenarbeiten. In einem entsprechenden Erlass hieß es:

„Der NSV wurde im ‚Hilfswerk Mutter und Kind‘ die Aufgabe gestellt, der erbiologisch und sozial wertvollen werdenden Mutter und Wöchnerin Unterstützung und jeden irgendwie notwendig werdenden Schutz angedeihen zu lassen. Die restlose Durchführung dieser Aufgabe verlangt eine noch intensivere Einschaltung der Hebammen in die Betreuungsarbeit der NSV [...], insbesondere muß die enge Zusammenarbeit zwischen Hilfsstellenleiterin ‚Mutter und Kind‘ und Hebamme gewährleistet sein.“

Die Hebammen waren verpflichtet, die Schwangere dreimal kostenlos zu untersuchen, wobei die erste Untersuchung möglichst im vierten Schwangerschaftsmonat erfolgen sollte. Entsprechend der Empfehlung des Reichsministers des Innern, die [für die Kriegsverletzten] benötigten Krankenhausbetten nicht an Entbindungspatientinnen zu vergeben, hieß es hier:

„Die häusliche Entbindung ist in jeder Hinsicht zu fördern. Einweisungen in Entbindungsanstalten sind auf die dringendsten Fälle zu beschränken. Sie sollen nur erfolgen, wenn entweder nach fachlicher Entscheidung einer Hebamme oder eines Arztes dringend gesundheitliche Gründe vorliegen oder die Wohnungsverhältnisse eine Überweisung unbedingt erforderlich erscheinen lassen. Hierbei ist davon auszugehen, dass die gesundheitlichen Vorzüge der Einzelentbindung im Haus so groß sind, dass sie den Nachteil selbst sehr ungünstiger Wohnungsverhältnisse voll ausgleichen.“¹³⁹

Nach Gubalke fand im Dritten Reich das „Wettrüsten nicht nur in den Fabriken, sondern auch in den Wochenbetten statt.“ Hebammen durften weder Mittel zur Empfängnisverhütung empfehlen noch anwenden, denn es sollten möglichst viele Kinder geboren werden.¹⁴⁰ Aufgrund der hohen Mütter- und Säuglingssterblichkeit waren vermehrt Hebammen einzuschalten.¹⁴¹

„Mit Maßnahmen zur wirtschaftlichen Förderung der kinderreichen Familie wie Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen, dem Erlass eines Mutterschutzgesetzes 1942 und dem Versuch, das Ansehen kinderreicher Mütter durch die Stiftung des

¹³⁸ Zweite Verordnung zur Durchführung des Hebammengesetzes, 13. September 1939.

¹³⁹ Zusammenarbeit zwischen „Hilfswerk Mutter und Kind“ und Reichshebammenschaft, RdErl. d. RBdI. v. 14. November 1939. NSV = Nationalsozialistische Volkswohlfahrt.

¹⁴⁰ Gubalke (1985), S. 108.

¹⁴¹ Runderlaß des Reichsministeriums des Innern vom 18. Juni 1940 betreffend Einschaltung der Hebammen in die Schwangeren-, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge.

„Ehrenkreuzes der deutschen Mutter“ zu heben, bemühten sich die Nationalsozialisten um die Hebammen als Verbündete in ihrer Bevölkerungspolitik.“¹⁴²

Dies wurde im Reichserlass vom 30. Dezember 1942 deutlich, der folgende drei Hauptaufgabengebiete der Hebammen formulierte:¹⁴³

1. Die Betreuung der werdenden Mutter
2. Die nachgehende Säuglingsfürsorge
3. Die Teilnahme an den ärztlichen Beratungsstunden für werdende Mütter und für Säuglinge ihres Betreuungsbezirkes.

6. Schlussbemerkungen

Die vorliegende Analyse bestätigt die These, dass die Hebammen im gesamten Untersuchungszeitraum – d. h. zwischen 1800 und 1945 – zu keiner aktiven und selbstbestimmten Interessenpolitik fanden. Dabei waren sie zunächst den interessenpolitischen Strategien der Ärzte unterworfen, die auf den Markt für Geburtshilfe und Frauenmedizin drängten und für ihren Führungsanspruch nicht zuletzt medizinische bzw. wissenschaftliche Gründe geltend machten. Mit Hitlers Machtergreifung nahmen die Nationalsozialisten – ihrerseits aus ideologischen Gründen – verstärkt Einfluss auf den Hebammenberuf. Während sie einerseits eine eigenverantwortliche und aktive Interessenpolitik der deutschen Hebammen unterbanden und deren Arbeitsgebiete umdefinierten, erfüllten sie andererseits wesentliche berufspolitische Desiderate der Hebammen: Ein einheitliches Hebammengesetz, die Hinzuziehungspflicht einer Hebamme zu jeder Geburt, die Verlängerung der Ausbildung, die Niederlassungserlaubnis und die Gewährung eines Mindesteinkommens führten zur wirtschaftlichen Konsolidierung der Berufsgruppe.¹⁴⁴

Erst im Jahr 2001 distanzierte sich der Bund Deutscher Hebammen erstmals öffentlich von den Aktivitäten der Reichsfachschaft im Dritten Reich. Er räumte nun ein, dass viele Funktionsträgerinnen der Reichsfachschaft Deutscher Hebammen in eine „Täterinnen“-Rolle eingerückt seien. Das Reichshebammengesetz habe ihre Stellung gezielt gestärkt, wodurch die Hebammen dann auch vermehrt als „Spitzel“ in den Familien eingesetzt worden seien. Manche Hebammen hätten sich mitschuldig gemacht, indem sie kranke und behinderte Neugeborene gemeldet hätten, die dann in Forschungseinrichtungen misshandelt oder ermordet wurden.¹⁴⁵

Nachdem in der Nachkriegszeit der Hebammenberuf rasch an Bedeutung verlor, weil man verstärkt auf die neuen Möglichkeiten der Medizintechnik und der wissenschaftlichen Medizin setzte, brachten zu Beginn der 1980er Jahre die Diskussionen um die Anpassung des Hebammenrechts an die geltenden EG-Normen eine Neuorientie-

¹⁴² Uebe (2000), S. 35 f.

¹⁴³ Runderlaß des Reichsministeriums des Innern vom 30. Dezember 1942: Mitarbeit der Hebammen in der Arbeit der NSV.

¹⁴⁴ Uebe (2000), S. 37.

¹⁴⁵ Main-Echo (2001), S. 3.

rung. Im Hebammengesetz von 1985 wurde festgelegt, dass die Hilfe einer Hebamme bei jeder Geburt erforderlich ist. Gleichwohl war die zunehmende Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe und die Verlagerung der Geburt in die Krankenhäuser nicht aufzuhalten. Zugleich änderte sich das berufliche Umfeld der Hebammen: Fanden 1937 knapp 90 % aller Geburten zu Hause statt, waren es 1952, also nur 15 Jahre später, nur noch knapp 53 %. Im Jahr des Babybooms 1960 wurden noch 33,7 % Hausgeburten verzeichnet, 1971 nur noch 3,8 %. Heute sind es ungefähr 1 %. Da Hausgeburten statistisch nicht mehr erfasst werden, lässt sich die genaue Anzahl nicht feststellen. Der Prozentsatz fest angestellter Hebammen gegenüber freiberuflich tätigen Hebammen stieg an – allerdings bei gleichzeitigem Rückgang der absoluten Hebammenzahlen.¹⁴⁶

Zum 100-jährigen Bestehen der Berufsvereinigung der Hebammen fasste die leitende Hebamme der Universitätsklinik Marburg die Entwicklung nach dem Krieg so zusammen:

„Für uns Hebammen bedeutete die neue Technik ein Dazulernen und Umdenken, denn sie brachte wohl den unbestrittenen Vorteil der größeren Sicherheit, barg aber auch die Gefahr in sich, dass menschliche Beziehungen zu kurz kamen. Zu den technischen Neuerscheinungen kam in den Kreißsaal der 60er Jahre eine weitere hinzu: Der Ehemann und Vater [...]. Auch im Umgang mit dieser Situation musste die Hebamme ihr Rollenverständnis neu überdenken und einordnen: Sie war jetzt nicht mehr die alleinige Hüterin und Betreuerin der werdenden Mutter, sondern musste ihre Aufgaben mit dem Ehemann, der Technik und dem ärztlichen Geburtshelfer teilen. In den folgenden Jahren wurde ein immer größer werdender Personenkreis an der Geburtshilfe beteiligt. Pädiater und Anästhesisten gewannen zunehmend an Bedeutung, und Kinderkrankenschwester, Krankengymnastin und medizinisch-technische Assistentinnen sind aus dem geburts-hilflichen Team nicht mehr wegzudenken.“¹⁴⁷

¹⁴⁶ Scherzer (1988), S. 87 f.

¹⁴⁷ Trombik (1985), S. 216, siehe auch Scherzer (1988), S. 88.

Literatur

1. Apfelbacher (1936): Josef Apfelbacher, Die Hebammenordnungen des 19. und 20. Jahrhunderts, Diss. Med. Würzburg 1936.
2. Böse (2004): Bettina Böse, Die Bedeutung von Hebammen für den nationalsozialistischen Staat, Berlin 2004.
3. Christlieb (1834): Christian Christlieb, Die württembergische Medicinal-Verfassung. Eine systematische Zusammenstellung der gegenwärtig geltenden Medicinal-gesetze, Verordnungen, Rescripte und Normalien, Ulm 1834.
4. Dehlinger (1951): Alfred Dehlinger, Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute. Bd. 1, Stuttgart 1951
5. Drees (1988): Annette Drees, Die Ärzte auf dem Weg zu Prestige und Wohlstand. Sozialgeschichte der württembergischen Ärzte im 19. Jahrhundert, Münster 1988 (= Studien zur Geschichte des Alltags, 9).
6. Eitel (1914): Martha Eitel, Das bayrische Hebammengewerbe, seine Entwicklung und gegenwärtige Lage, Diss. Med. Universität München 1914.
7. Fahnmann (2007): Martina Fahnmann, Die Entwicklung des Hebammenberufs zwischen 1870 und 1945. Ein Vergleich zwischen Bayern und Württemberg, Diss. Med. Würzburg 2007.
8. Fasbender (1964): Heinrich Fasbender, Geschichte der Geburtshilfe, Hildesheim 1964.
9. Flügge (1997): Sibylla Flügge, Die gute Ordnung der Geburtshilfe. Recht und Realität am Beispiel des Hebammenrechts der Frühzeit, in: Ute Gerhard (Hrsg.), Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997.
10. Groß (1998): Dominik Groß, Deprofessionalisierung oder Paraprofessionalisierung? Die berufliche Entwicklung der Hebammen und ihr Stellenwert in der Geburtshilfe des 19. Jahrhunderts, Sudhoffs Archiv 82 (1998), S. 219-238.
11. Gubalke (1985): Wolfgang Gubalke, Die Hebamme im Wandel der Zeiten. Ein Beitrag zur Geschichte des Hebammenwesens, Hannover 1985.
12. Hanke (1989): Gerhard Hanke, Die Dachauer Hebammen vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Amperland 25 (1989), S. 192-202, S. 237-243.
13. Hettich (1875): Hermann Otto Friedrich Hettich, Das Medizinalwesen im Königreich Württemberg nach dem Stande in der Mitte des Jahres 1875, Stuttgart 1875.
14. Ingendahl/Breucker (1996): Gesa Ingendahl, Dorothee Breucker, Handwerkerin – Händlerin – Hebamme, Frauenarbeit im frühzeitlichen Ravensburg, Ravensburg 1996 (= Ravensburger Stadtgeschichte, 25).
15. Instruction (1816): Instruction für die Hebammen im Königreiche Bayern, München 1816.
16. Labouvie (1992): Eva Labouvie, Selbstverwaltete Geburt, Geschichte und Gesellschaft 18 (1992), S. 476-506.
17. Labouvie (1999): Eva Labouvie, Beistand in Kindsnöten: Hebammen und weibliche Kultur auf dem Land (1550–1910), Frankfurt am Main 1999 (= Reihe Geschichte und Geschlechter, 29) (zugl.: Saarbrücken, Univ., Habil.-Schr., 1997).

18. Labouvie (2001): Eva Labouvie, Frauenberuf ohne Vorbildung? Hebammen in den Städten und auf dem Land, in: Christine Loytved (Hrsg.), Von der Wehemutter zur Hebamme, Osnabrück 2001, S. 19-34.
19. Landmann (1917): Robert von Landmann, Kommentar zur Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, München 1917
20. Main-Echo (2001): Main Echo, „Viele Mit-Täterinnen im NS-System“. Bund Deutscher Hebammen distanziert sich erstmals von der „Reichsfachschaft“, 24.11.2001, S. 3.
21. Metz-Becker (2000): Marita Metz-Becker, Von der Weiberkunst zur Kunsthilfe – Ein Beitrag zur Medikalisierung der Geburtshilfe im 19. Jahrhundert, in: Elke Stolze (Hrsg.), FrauenOrte, Halle 2000, S. 53-65.
22. Nestlen (1906): [] Nestlen, Die Entwicklung des Hebammenwesens und der praktischen Geburtshilfe im Herzogtum Württemberg, Medicinisches Correspondenz-Blatt des Württembergischen Ärztlichen Landesvereins 76 (1906), S. 775 f., 787 f., 818-821, 906-909, 955-958, 996-998.
23. Pulz (2001): Waltraud Pulz, Zur Erforschung geburtshilflichen Überlieferungswissens von Frauen in der frühen Neuzeit, in Christine Loytved (Hrsg.), Von der Wehemutter zur Hebamme, Osnabrück 2001, S. 11-17.
24. Reichsgesundheitsamt (1943): Reichsgesundheitsamt (Hrsg.), Kompendium, Osterwieck am Harz 1943.
25. Scherzer (1988): Ricarda Scherzer, Hebammen: weise Frauen oder Technikerinnen? Zum Wandel eines Berufsbildes, Frankfurt am Main 1988.
26. Seidel (1998): Hans-Christoph Seidel, Eine neue „Kunst des Gebärens“. Die Medikalisierung von Geburt im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, Stuttgart 1998 (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 11) (zugl.: Diss. Bielefeld 1996).
27. Siebold (1810): Adam Elias Siebold, Geschichte der Hebammenschule zu Würzburg, Würzburg 1810.
28. Tiedemann (2001): Kirsten Tiedemann, Hebammen im Dritten Reich. Über die Standesorganisationen für Hebammen und ihre Berufspolitik, Frankfurt am Main 2001 (zugleich Magisterarbeit Bremen 1999).
29. Trombik (1985): Edeltraut Trombik, Die Hebammen 1885-1985, Deutsche Hebammen-Zeitschrift 7 (1985), S. 215-218.
30. Uebe (2000): Annemarie Uebe, Die rechtliche Situation der Hebammen in der Geburtshilfe in Deutschland seit 1871, Hannover 2000 (zugleich Diss. Lübeck 1998).
31. Ulitsch (1993): Gabriela Ulitsch, Zwischen Mysterium, Frauenrecht und staatlicher Aufsicht: Hebammen in Bernhausen, in: Filderfrauen, Filderstadt 1993, S. 101-109.
32. Vollmer (1998): Mechthild Vollmer, Wählen, Wünschen, Schweigen. Frauen und die Hebammenwahlen in Stadt und Amt Leonberg zwischen 1723 und 1895, in: Nonne, Magd oder Ratsfrau, Leonberg 1998, S. 151-162, S. 293, S. 299.
33. Widmaier (1951): Hans Widmaier, Die Hebammenausbildung in Württemberg, Diss. Med. Tübingen 1951.
34. Wilmanns (1983): Juliane Wilmanns, Die klinische Ausbildung der Hebammen und ihre Bedeutung für das Hebammenwesen im Bayern des 19. Jahrhunderts, in: Hans Schadewaldt, Jörn Henning Wolf (Hrsg.), Krankenhausmedizin im 19. Jahr-

- hundert. Verhandlungen des Medizinhistorischen Symposiums aus Anlaß des 65. Geburtstages von Heinz Goerke, München 1983, S. 145-157.
35. Wolff (1995): Eberhard Wolff, Der „willkommene Würgeengel“. Verstehende Innenperspektive und „genaue“ Quelleninterpretation am Beispiel des erwünschten Kindertods in den Anfängen der Pockenschutzimpfung, in: Martin Dinges, Thomas Schlich (Hrsg.), Neue Wege in der Seuchengeschichte, Stuttgart 1995 (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 6), S. 105-141.

Die Verflechtung von NS-Ideologie, Hochschulverwaltung und Wissenschaft am Beispiel des Würzburger Ordinarius Max Kappis (1881-1938)

Kathrin Wittmann, Gereon Schäfer und Dominik Groß

1. Einleitung

Von 1935 bis 1938 hatte der deutsche Arzt und Wissenschaftler Max Kappis an der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg den Lehrstuhl für Chirurgie inne. Kappis war weder jüdischer Herkunft, noch tat er sich in der Öffentlichkeit als Kritiker des NS-Regimes hervor. Gleichwohl sah er sich im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit wiederholt massiven, nicht zuletzt politisch motivierten Einflussnahmen ausgesetzt. Sowohl die Umstände seiner Berufung als auch seine konkreten Erfahrungen als Ordinarius und Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik können als eindrücklicher Beleg für eine weit reichende Verflechtung von NS-Ideologie, Hochschulpolitik und Wissenschaft im Dritten Reich gelten.

Ziel des vorliegenden Beitrages ist es dementsprechend, am Beispiel des Würzburger Professors Max Kappis zu zeigen, in welcher Weise die mitregierende NS-Polykratie auch auf die fachliche Tätigkeit von Hochschullehrern zurückwirkte, die prima vista weder in „rassischer“ noch in ideologischer Hinsicht „auffällig“ waren; dabei soll zunächst auf die Widerstände gegen Kappis' Berufung (Kapitel 3) und sodann auf die Begleitumstände und Limitierungen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Würzburg (Kapitel 4) eingegangen werden. Voranzustellen ist eine kurze Einführung in das Leben und den beruflichen Werdegang von Kappis (Kapitel 2). Die nachfolgenden Ausführungen beruhen in wesentlichen Teilen auf archivalischen Quellen des Universitätsarchivs Würzburg und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München.

2. Max Kappis – eine biografische Einführung

Kappis¹ wurde am 6. Oktober 1881 im württembergischen Tübingen als jüngstes Kind der Eheleute Maria Kappis, geborene Ziegler,² und Otto Kappis³ geboren.⁴ Otto Kappis war gelernter Apotheker, trat aber vor allem als Kaufmann hervor.⁵ Er betrieb in der Klinikumgasse 22 in Tübingen im eigenen Haus eine Kolonial-, Material-, Spezerei-

¹ Dem vorliegenden Beitrag liegt in wesentlichen Teilen die von Dominik Groß betreute Promotionschrift von Kathrin Wittmann, geb. Noveck, zugrunde: Noveck (2005).

² Maria Kappis, geborene Ziegler 24. Oktober 1844 - 8. Januar 1922.

³ Otto Kappis 29. Juli 1834 Wildberg - 18. November 1887 Tübingen.

⁴ Württembergisches Familienregister, Band IV S. 358f. Für biografische Details vgl. auch Hilmer (2004).

⁵ Ebenda.

und Farbwarenhandlung. Seit 1889 besaß Otto Kappis zudem ein um Wein- und Spirituosen erweitertes Geschäft in der Hölderlinstraße 2.⁶

Aus der Ehe von Maria und Otto Kappis gingen die Kinder Clothilde, Arthur und Max hervor.⁷ Max Kappis wuchs zusammen mit seinen Geschwistern in Tübingen auf, besuchte das dortige Uhlandgymnasium und schloss die Schule am 8. Juli 1899 mit dem Abitur ab. Arthur Kappis studierte wie der jüngere Bruder Max Medizin und war ab 1905 als Assistenzarzt der chirurgischen Klinik des Juliusspitals in Würzburg und später in Geislingen/Steige (1912) tätig.⁸ Max Kappis war von April 1900 bis zum Wintersemester 1903 an der Universität Tübingen im Fach Humanmedizin immatrikuliert, wechselte dann für ein halbes Jahr an die Universität Berlin, um schließlich, wieder in Tübingen eingeschrieben, am 9. Februar 1905 die ärztliche Prüfung mit der Bestnote „sehr gut“ zu bestehen.

Nach einer Volontärarztzeit in Tübingen (2005), Kiel (2006) und Freiburg (2006) trat er 2007 eine Assistenzarztstelle an der von Willy Anschütz⁹ geleiteten chirurgischen Klinik in Kiel an. Anschütz wurde mit der Zeit zu einem engen Freund Kappis', für den der Schüler zeitlebens Bewunderung und Respekt empfand.¹⁰ 1911 heiratete Kappis in Kiel seine erste Frau Berta, geborene Brit.¹¹

Nach seiner Habilitation (1918) und Ernennung zum Oberarzt der Chirurgischen Klinik in Kiel (1919) wechselte er am 15. November 1922 als Leitender Arzt der Chirurgischen Abteilung an das Städtische Krankenhaus I in Hannover. Hier trennte sich Kappis von seiner Ehefrau Berta und ließ sich nach 19 Jahren kinderloser Ehe scheiden. Am 10. Mai 1930 heiratete Kappis die ebenfalls im Städtischen Krankenhaus I in Hannover angestellte medizinisch-technische Assistentin Hildegard Elisabeth Alma Martha Brunken.¹² Wegen angeblicher „Untreue“ ließ sich Kappis kurze Zeit später wieder von Hildegard scheiden, um sie indessen nach einer Versöhnung am 18. Oktober 1932 zum zweiten Mal zu heiraten.¹³ Auch die beiden Ehen mit Hildegard Brunken blieben kinderlos.

Eine eindeutige politische Einordnung Kappis fällt schwer: In seiner Kieler Zeit galt er als Demokrat, wenngleich für ein aktives politisches Engagement eindeutige Belege fehlen. Demgegenüber war er in den 1920er Jahren Mitglied der „Vaterlandspartei“

⁶ Tübinger Adressbuch von 1886 und 1889.

⁷ Württembergisches Familienregister, Band IV S. 358 f.

⁸ Würzburger Adressbuch von 1906, Stadtarchiv Würzburg; Württembergisches Familienregister, Band IV S. 358f.

⁹ Willy Anschütz (1870-1954): Ordinarius für Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik der Universität in Kiel von 1907-1937, kommissarischer Leiter 1945. Er beschäftigte sich vor allem mit der Viszeralchirurgie und war Mitherausgeber des „Zentralblatts für Chirurgie“ und der „Deutschen Zeitschrift für Chirurgie“.

¹⁰ Dies brachte er dadurch zum Ausdruck, dass er sein Buch „Die Vorbeugung und Bekämpfung von Operationsgefahren“, 1933 im Thieme Verlag Leipzig erschienen, seinem „Lehrer und Freund Herrn Geheimrat Anschütz in Kiel in dankbarer Verehrung“ widmete.

¹¹ Württembergisches Familienregister, Band IV S. 358 f.

¹² Hildegard Elisabeth Alma Martha Brunken (*1905-?).

¹³ 10. Oktober 1934 Brief, Personalakte UAWü.

bzw. (seit 1926) der „Deutschen Volkspartei Hannover“, die beide eine nationale Machtstaatspolitik vertraten. Am 1. März 1933 trat der als „Arier“ eingestufte Kappis schließlich, wie nahezu die Hälfte der deutschen Ärzte,¹⁴ unter der Mitgliedsnummer 1 513 528 in die NSDAP ein.¹⁵ Zu keinem Zeitpunkt trat Kappis jedoch durch ein größeres öffentliches politisches Engagement oder dezidierte politische Überzeugungen hervor.



Abbildung 1: Max Kappis

Am 1. März 1935 nahm Kappis den Ruf auf den Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Würzburg an. Als Assistenten und Freund brachte Kappis Günther Bahls aus Hannover mit.¹⁶ In ihm fand Kappis einen loyalen Mitarbeiter und Freund vor. Insgesamt lebte Kappis mit seiner Ehefrau Hildegrad nur drei Jahre in Würzburg. Kappis starb am 5. August 1938 im Luitpoldkrankenhaus nach einer schweren Krankheit der Gallenwege. Am Vortag seines Todes war er noch einmal von einem Freund und Kollegen aus Kieler Tagen, Ernst Konjetzny¹⁷ aus Hamburg, operiert worden. Bei der Operation hatte man die äußere Gallenfistel in eine sogenannte innere umgewandelt und außerdem eitrige Einschmelzungen der Bauchspeicheldrüse eröffnet. Ob sich hinter den gefundenen Veränderungen eine bösartige Geschwulstbildung verbarg, blieb ungeklärt.¹⁸

¹⁴ Keine andere akademische Berufsgruppe hatte einen so hohen Mitgliederanteil in der NSDAP wie die Ärzte: Er betrug im Reichsdurchschnitt 44,8 % (1936-1945). Kater (2000), S. 394, Tabelle 2.4.

¹⁵ Zu den Partei-Mitgliedschaften von Kappis vgl. Noveck (2005), S. 8 u. 16-18, aber auch Personalakte Max Kappis BA (ehem. BDC), NSDAP-Zentralkartei des Bundesarchivs in Berlin.

¹⁶ Günther Bahls (1901-?): Zunächst Assistenzarzt am pathologischen Institut der Universität Greifswald, dann der Chirurgie in Prenzlau und Hannover. 1935 wechselte er zusammen mit Kappis als Assistent nach Würzburg und habilitierte sich 1938.

¹⁷ Ernst Konjetzny (1880-1957): 1906 Assistent der Chirurgie in Kiel, von 1921-1929 Oberarzt in Kiel. 1929 Direktor der chirurgischen Abteilung in Chemnitz, wechselte er 1930 als Chefarzt an die chirurgische Klinik in Dortmund, war vorübergehend als ordentlicher Professor in Greifswald tätig, bis er 1935 Direktor der chirurgischen Klinik der Universitätsklinik Eppendorf in Hamburg wurde.

¹⁸ 5. August 1938 morgens Brief Seiferts an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München, BayHStA.

3. Der Widerstand gegen die Berufung und Lehrtätigkeit Max Kappis an der Medizinischen Fakultät Würzburg

Würzburg war zum Zeitpunkt der Neubesetzung des Lehrstuhls für Chirurgie im Jahr 1935 Gauhauptstadt von Unterfranken. Die Nationalsozialisten hatten es zunächst schwer, in Würzburg Fuß zu fassen.¹⁹ Bei den Neuwahlen am 5. März 1933 konnte die NSDAP kaum Stimmen hinzugewinnen, obwohl vielen Sozialdemokraten und Kommunisten im Vorfeld mit Verhaftung gedroht worden war. Desungeachtet wurden am 9. März 1933 das Rathaus und weitere Gebäude durch die SS und die SA besetzt. Der amtierende Oberbürgermeister Hans Löffler²⁰ wurde am 24. März zum Rücktritt gezwungen und der Kreisleiter der NSDAP, Theo Memmel²¹, zum kommissarischen ersten Oberbürgermeister ernannt. Straßennamen wurden im Sinne des nationalsozialistischen Gedankenguts geändert und jüdische Geschäfte wurden zunehmend boykottiert.

Am 24. April 1933 wurde Theo Memmel zum ersten Oberbürgermeister „gewählt“. Im Juni folgte die erzwungene Mandatsniederlegung der Stadträte. Diese wurden fortan direkt durch die Gauleitung ernannt.²² Gauleitung und Regierung von Mainfranken waren praktisch miteinander verschmolzen. Somit kam dem Gauleiter Otto Helmuth²³ eine ausgesprochen große Machtposition zu, die es ihm erlaubte, auch in universitäre Angelegenheiten wie zum Beispiel in die der Medizinischen Fakultät unter anderem mit der Hilfe des NS-Studentenbundes einzugreifen.²⁴

Laut Anordnung 48333 des Staatsministeriums vom 1. Oktober 1934 sollte der Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Würzburg zum 1. November 1935 mit Max Kappis neu besetzt werden. Die Entscheidung des Ministeriums war ohne Zustimmung oder Anhörung des Rektors der Universität Würzburg, der Medizinischen Fakultät oder der Würzburger Dozentenschaft gefallen. Dieser Alleingang des Ministeriums hatte zur Folge, dass zwischen Ministerium und diversen Interessengruppen in Würzburg Diskussionen über die Besetzung des Lehrstuhls für Chirurgie entbrannten, welche die Wiederbesetzung des Lehrstuhls verzögerten. Sowohl der amtierende Prorektor der

¹⁹ Von 40 Sitzen im Stadtrat hatten sie lediglich vier inne, 26 der Sitze wurden von Sozialisten eingenommen. Auch waren die bestehenden Zeitungen eher sozialdemokratisch orientiert.

²⁰ Hans Löffler (1872-1955): Jurist, Oberbürgermeister der Stadt Würzburg 1920-1933. Vgl. Stadelmayer (1955).

²¹ Theo Memmel (1891-1973): Gymnasiallehrer und Studienrat, Eintritt in die NSDAP 1931, Kreisleiter der NSDAP von Würzburg 1933. 1933 wird er zunächst kommissarischer 1. Bürgermeister von Würzburg, im selben Jahr dann Oberbürgermeister der Stadt Würzburg von 1933 bis 1945. Vgl. Eyring (2002).

²² Vgl. Rademacher (2002).

²³ Otto Hellmuth (1896-1968): Zahnarzt aus Marktbreit, Gründer der Ortsgruppe Würzburg der NSDAP, 1928 Ernennung zum Gauleiter von Unterfranken, 1935 Gauleiter und Regierungspräsident von Mainfranken, ab 1945 als Kriegsverbrecher gesucht, gefasst u. zum Tode verurteilt, zu lebenslanger Haft begnadigt, 1955 Entlassung aus dem Gefängnis.

²⁴ Roedig (1979), S. 1.

Universität Würzburg, Georg Rost²⁵, als auch die Medizinische Fakultät in Person des Dekans Hermann Groll²⁶ und des stellvertretenden Dekans Ferdinand Flury²⁷ sowie die durch Wilhelm Janders²⁸ vertretene Würzburger Dozentenschaft versuchten nachträglich ein Mitspracherecht durchzusetzen.²⁹ Dementsprechend wurden Erkundigungen über die Person Max Kappis eingeholt, die das Ministerium von der Voreiligkeit seiner Entscheidung überzeugen sollte.

So legte die Medizinische Fakultät Würzburg am 10. Oktober 1934 einen Brief des Dekans der Gießener Fakultät vor, der wiederum einen Auszug eines Schreibens des Rektors der Universität Gießen an den hessischen Ministerpräsidenten enthielt. In diesem Schreiben wurde erläutert, warum Max Kappis als Bewerber auf den Gießener Lehrstuhl nicht berücksichtigt wurde. Die Gründe wären in der Hauptsache in der Persönlichkeit Max Kappis begründet gewesen. Außerdem wurde behauptet, dass er dem Lehrbetrieb fern stünde und wenig bedeutende Vorlesungen hielte. Zwei namhafte Chirurgen hätten Kappis zunächst gegen den Vorschlag der Universität gerne in Gießen gesehen, doch auch sie wären letztlich wie der Rektor der Universität Gießen zu dem Schluss gekommen, dass Kappis' Streitbarkeit eine Berufung unmöglich mache. In Tübingen sei es aus den genannten Gründen ebenfalls nicht zu einer Berufung gekommen. Weiterhin hieß es, in Hannover würde man sich insofern über eine Berufung Kappis' nach Würzburg freuen, als der aktuelle Oberarzt Lehrmann im betreffenden Fall von einem Wechsel nach Lübeck absehen würde. Dieser Umstand spräche aber kaum für Kappis.

Weitere Stellungnahmen zu Kappis erhielt die Medizinische Fakultät Würzburg von zwei Ärzten, einem Facharzt für HNO aus Hannover und einem Göttinger Arzt.³⁰ Kappis wurde von diesen als außerordentlich kompetenter Mediziner beschrieben. Er verfüge über ausgeprägte medizinische Kenntnisse, sei ein guter Operateur, enorm fleißig, mit außerordentlichen Literaturkenntnissen, aber einer impulsiven Sprache, so dass Sauerbruch³¹ auf einem Chirurgenkongress über oder zu Kappis gesagt haben soll: „Mehr Kritik, weniger Impetus!“³². Kappis sei ein hochstehender, kenntnisreicher Wissenschaftler, der die Aufgaben eines Ordinarius ausfüllen könnte. Über Max Kappis als

²⁵ Georg Rost (1879-1958): Mathematiker und Astronom, bereits früher Rektor und jahrelanger Direktor des Verwaltungsausschusses, übernahm 1934 die Rektoratsgeschäfte, da Herwert Fischer als Rektor der Universität Würzburg von allen seinen Ämtern suspendiert wurde.

²⁶ Hermann Groll (1888-1947): Dekan der Medizinischen Fakultät und Leiter des Pathologischen Instituts der Universität Würzburg 1934-1947.

²⁷ Ferdinand Flury (1877-1947): Pharmakologe und Toxikologe, erhielt 1920 den Lehrstuhl für Pharmakologie in Würzburg, war 1932 Rektor der Universität Würzburg und 1935 stellvertretender Dekan der Medizinischen Fakultät.

²⁸ Wilhelm Janders (1898-1942): Chemiker, habilitierte sich 1927 in Würzburg, hatte allerdings keinen ausdrücklichen Lehrauftrag, so dass er Vorlesungen nach seinem eigenen Interesse halten konnte. Er war zum damaligen Zeitpunkt Vertreter der Würzburger Dozentenschaft.

²⁹ 4. Oktober 1934. Rektoratsbericht, Personalakte UAWü.

³⁰ Anonyme Schreiben, Personalakte UAWü.

³¹ Ferdinand Sauerbruch (1875-1951): Professor für Chirurgie an der Berliner Charité und Leiter der Chirurgischen Universitätsklinik 1928-1949. Vgl. Genschorek (1979), Sauerbruch (1951).

³² Anonyme Schreiben, Personalakte UAWü.

Mensch äußerten sich die Kollegen weniger positiv. Auch sei er gesellschaftlich kaum tragbar; als Argumente hierfür wurden die Umstände seiner Scheidung und seiner zweimaligen Heirat mit Hildegard Brunken genannt. Politisch sei er demokratisch eingestellt.

Die Würzburger Medizinische Fakultät bezog aufgrund dieser Berichte Stellung gegen die Verfügung des Ministeriums (Nr. V 48333 vom 01. Oktober 1934) zur Einsetzung Kappis' als Nachfolger Königs. Hinzu kam eine persönliche Stellungnahme des Dekans Groll. Dieser sah sich selbst zwar nicht in der Lage, einen Bericht über Kappis niederzulegen, da ihm nur fernmündliche Auskünfte vorlägen, sah aber aufgrund eben dieser mündlichen Berichte auch keine Möglichkeit, Kappis vorzuschlagen.³³

Auch die Würzburger Dozentenschaft, vertreten durch Felix von Bormann, lehnte Kappis „wegen der Unmöglichkeit seiner Person“ ab. Zuvor hatte Jander im Namen der Dozentenschaft eine Einsetzung Kappis' befürwortet, was aber politisch motiviert war, um sich gegen die Fakultät durchsetzen, damit „sie verstehen wie der Wind jetzt weht“.³⁴ Letztendlich schloss sich die Würzburger Dozentenschaft zwar den Einwänden der Fakultät gegen die Verfügung des Ministeriums Nr. V 48333 vom 1. Oktober 1934 nicht an, sondern lehnte die Stellungnahme der Fakultät sogar auf das schärfste ab, sprach sich aber letztlich aufgrund Kappis' fraglicher politischer Vergangenheit ebenfalls gegen in aus.³⁵ Der Vorwurf einer fraglichen politischen Vergangenheit bezog sich auf Unterstellungen, wonach Kappis sozialdemokratische Ansichten verträte. Seine Stellung als Leiter der chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Hannover hätte Kappis der Empfehlung eines sozialdemokratischen Parteisekretärs in Kiel und der sozialdemokratischen Partei in Hannover sowie den monarchistischen Welfen zu verdanken.³⁶ So sei Kappis allein durch den Fraktionszwang der Demokraten und Sozialdemokraten nach Hannover gekommen und dies sei in Hannover allgemein bekannt gewesen.³⁷ Außerdem habe er zu den Revolutionären des Jahres 1918 in Kiel gezählt,³⁸ als es zum Sturz der Monarchie und, im Endergebnis, zur von der SPD bevorzugten parlamentarischen Republik kam.

Die Position des Dekanats und der Dozentenschaft veranlasste den Rektor der Universität, Georg Rost, gegenüber dem Ministerium die Notwendigkeit des Einspruchs gegen die Einsetzung Max Kappis' zu betonen. Als ausschlaggebend sah er hierbei das zitierte Schreiben des Dekans der Medizinischen Fakultät Gießen an.³⁹

³³ 31. Oktober 1934. Stellvertretender Dekan der Med. Fakultät Flury an den Rektor Rost der Universität Würzburg. Prof. Groll (Brief von Prof. Oehler 5. Oktober 1934), Personalakte UAWü.

³⁴ 11. Oktober 1934. Führer der Dozentenschaft der Universität Würzburg Prof. W. Jander an den Landesleiter der bayrischen Dozentenschaft Dr. Ingo Streck, Personalakte UAWü.

³⁵ 14. Oktober 1934. Brief an den Rektor der Universität Würzburg von F. v. Bormann (Vertreter von Prof. Jander), Personalakte UAWü.

³⁶ 5. Oktober 1934. Brief Prof. Oehlers an den Rektor der Universität Würzburg, Personalakte UAWü.

³⁷ 10. Oktober 1934. Brief Dekan Prof. A.W. Fischers an den Rektor der Universität Würzburg, Personalakte UAWü.

³⁸ 14. November 1934. Brief G. Rosts Würzburg an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München per Eilboten, Personalakte UAWü.

³⁹ 13. Oktober 1934. Brief des Rektors der Universität Würzburg an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München, Personalakte UAWü.

Zur Überprüfung der Vorwürfe forderte das Bayerische Kultusministerium unter der Leitung von Ernst Boepple alle gesammelten Unterlagen über Kappis an. Doch die Anordnung vom 1. Oktober 1934 auf Einsetzung von Kappis als neuem Ordinarius blieb letztlich bestehen,⁴⁰ und Boepple verwies erneut auf die Entscheidungshoheit des Ministeriums. Damit die Chirurgische Klinik bis zum Dienstantritt Kappis' nicht ohne Leitung blieb, wurde der dort als Oberarzt tätige Ernst Seifert als Kommissarius vorgeschlagen.⁴¹ Er übernahm am 1. November 1934 die vorläufige Leitung der Klinik.

Die Motive Boepples für das Festhalten an Max Kappis sind letztlich unklar. Es ist jedoch davon auszugehen, dass er deutlich machen wollte, dass die Entscheidungsgewalt in solchen Angelegenheiten beim Ministerium läge. So wurde Max Kappis trotz aller politischer und persönlicher Anschuldigungen am 11. Februar 1935 zum ordentlichen Professor an der Chirurgischen Universitätsklinik Würzburg ernannt und in der Randentschließung vom 27. März 1935 durch Adolf Hitler berufen.⁴²

Von Seiten der Studierenden kam es schon bald zu Denunziationen und Demonstrationen gegen Kappis, die vor allem durch studentische Mitglieder der NSDAP initiiert wurden. Die Studentenschaft versuchte zu dieser Zeit, unliebsame Hochschullehrer durch den Boykott ihrer Vorlesungen zu desavouieren.⁴³ Dieses Vorgehen traf im Wintersemester 1936/37 auch Max Kappis: Zunächst machten Gerüchte die Runde, die Kappis als verantwortungslosen Arzt und „Judenfreund“ hinstellten. Die Gerüchte besagten, Kappis habe einem „Halbjuden“ für 6.000 Reichsmark ohne eingehende Untersuchung die Wehrunfähigkeit bescheinigt. Außerdem würde er in seinen Lehrveranstaltungen Juden bevorzugen.⁴⁴ Des Weiteren wurde das Gerücht verbreitet, dass Kappis als Klinikleiter Schuld am Versterben eines Mitglieds der Hitlerjugend trage. Dieser Vorwurf konnte jedoch durch den Oberarzt Bahls entkräftet werden, der über besagten Patienten berichtete, dass dieser am 13. Juli 1936 gegen 17.00 Uhr in die Klinik eingeliefert worden sei und Verletzungen erlitten habe, die er sich beim Boxsport zugezogen habe. Durch die genaue Schilderung der Ursache der Verletzungen, des Grads der Verletzungen und der Tatsache, dass sich Kappis an besagtem Tag auf einem Kongress befand, wurde er von den Vorwürfen entlastet.⁴⁵ Des Weiteren erhielt der amtierende Rektor der Universität Reinmöller einen anonymen Brief, der Demonstrationen gegen Kappis aufgrund der oben genannten Unterstellungen ankündigte. Um den geplanten Ereignissen zuvorzukommen, ergingen Vorladungen des Rektors an Medizinstudenten und Angehörige des NSDAP-Studentenbundes. Die adressierten Studenten galten als

⁴⁰ 8. Oktober 1934. Brief des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus in München an den Rektor der Universität Würzburg, Personalakte UAWü.

⁴¹ 18. Oktober 1934. Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München an den Rektor der Universität Würzburg (Nr. V 51463); 29. Oktober 1934 J.A. Fischer vom Staatsministerium an Rektor der Universität Würzburg (Nr. V 51464): verlangt Einsicht in alle Gutachten über Kappis, Personalakte UAWü.

⁴² Personalakte Max Kappis der NSADAP BA REM (ehem. BDC). Zur nachfolgenden Tätigkeit Kappis in Würzburg vgl. auch Brunkhorst (1975).

⁴³ 5. Mai 1933. Rundschreiben; vgl. Spitznagel (1975).

⁴⁴ 12. Dezember 1936. Kappis an den Rektor der Universität Würzburg, Personalakte UAWü.

⁴⁵ 12. Dezember 1936. Dr. Bahls Oberarzt (SA-Obersturmführer und Führer des Sanitätssturms Brigade 7) an den Rektor der Universität, Personalakte UAWü.

Initiatoren der vom Studentenbund geplanten Demonstrationen gegen Kappis. Ein Medizinstudent erklärte später im Gespräch mit dem Rektor, dass man den Kommilitonen versichert habe, dass sich niemand wegen dieser Aktion zu ängstigen bräuchte, da sie von oberster Stelle gedeckt würde. Man wollte zudem den Anschein einer Einzelaktion erwecken.⁴⁶ Drei der vorgeladenen Studenten erschienen nicht auf die Ladung des Rektors, sondern entschuldigten sich für ihr Fernbleiben mit ein- und demselben Brief. Am 15. November kam es zu einem Aufmarsch von 120 bis 140 teils uniformierten Studenten vor dem Hörsaal im Luitpoldkrankenhaus. Daraufhin eilte der Rektor herbei, stellte die beiden NS-Studentenführer zur Rede und bezeichnete im weiteren Verlauf die aufmarschierten Studenten als Horden und Meuterer. Am 17. Dezember 1936 meldete der Rektor die Vorgänge dem Staatsministerium und berichtete des Weiteren, dass die betreffenden Studenten im Auftrag des Gauleiters von Mainfranken, Hellmuth, wegen partei- und staatsabträgigen Verhaltens verhaftet worden seien.⁴⁷ In der Tat waren fünf Studenten aus diesem Grunde in Sicherheitsverwahrung genommen worden. Gauleiter Hellmuth beauftragte daraufhin einen Untersuchungsausschuss mit der Klärung der Anschuldigungen gegen den Studentenbund und seine Führer. Der Ausschuss stellte jedoch fest, dass die Vorwürfe gegenstandslos wären. Hellmuth wies ausdrücklich darauf hin, dass Aussagen vor nichtparteilichen Dienststellen zuvor der Genehmigung durch den Untersuchungsausschuss bedürften und Verstöße disziplinarisch geahndet würden.⁴⁸ Auf Veranlassung des Gauleiters Hellmuth wurden die verhafteten Studenten wieder freigelassen. Kappis erstattete in dieser Angelegenheit bei der Staatsanwaltschaft Anzeige wegen Verleumdung gegen Unbekannt und unterbreitete die Sache ferner dem Parteigericht.⁴⁹

Im Januar 1937 kamen zunächst weitere Verleumdungen gegen Kappis auf: Ein von Kappis operierter Patient sei während des Eingriffs vom Operationstisch gefallen und dann verstorben. Studenten der Zahnheilkunde verbreiteten dieses Gerücht, korrigierten jedoch diese Aussage und erklärten, dass besagter Patient selbst aus dem Bett gestiegen und dann zusammengebrochen wäre. Außerdem stellte sich heraus, dass der betreffende Patient durch den Oberarzt der Chirurgie, Günther Bahls, operiert worden war. Kappis bezog zu dieser Angelegenheit und den Vorkommnissen im Dezember im Januar nochmals Position und verwahrte sich gegen alle Unterstellungen.⁵⁰ Aufgrund der Anzeige wegen Verleumdung musste sich lediglich ein Student vor dem Gaugericht verantworten. Die vor diesem Gericht geschlossene Vereinbarung am 7. Juni 1937 markierte den Abschluss der Ereignisse. Der Medizinstudent erklärte, dass er sich zwischenzeitlich von der Haltlosigkeit der gegen Kappis umlaufenden Gerüchte über-

⁴⁶ 15. Dezember 1936. Erklärung des Medizinstudenten, Personalakte UAWü.

⁴⁷ 17. Dezember 1936. Anlagen Meldung des Rektors der Universität Würzburg an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München (Anlagen 1-13), Personalakte UAWü.

⁴⁸ 17. Dezember 1936. Abschrift gezeichnet durch den Studentenführer der Universität Würzburg SA-Truppenführer Abigt und Gaustudentenführer Gesamtleiter der NSDAP und SA-Sturmführer Wahl Würzburg, BayHSta.

⁴⁹ 24. Dezember 1936. Boepple vom Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München an den Rektor der Universität Würzburg, BayHSta.

⁵⁰ 8. Januar 1937. Stellungnahme Kappis zur Begebenheit des 17. Dezember 1936, Personalakte UAWü.

zeugt hätte und einsähe, falsch gehandelt zu haben. Er bedauere seine Handlungsweise und bitte Kappis deswegen um Entschuldigung. Er sei ferner damit einverstanden, dass der betreffenden Studentin, der er seinerzeit das Gerücht erzählt habe, die Erklärung durch das Gaugericht bekannt gemacht werde. Kappis erklärte seinerseits, dass er die Entschuldigung annähme und auf eine Weiterbehandlung der Angelegenheit verzichte. Beide Seiten stellten fest, dass damit sämtliche Differenzen beseitigt wären. Die endgültige offizielle Einstellung des Verfahrens erfolgte am 11. August 1937 durch das Gaugericht.⁵¹ Damit war die Angelegenheit nach fast einem Jahr zumindest für Kappis beendet.

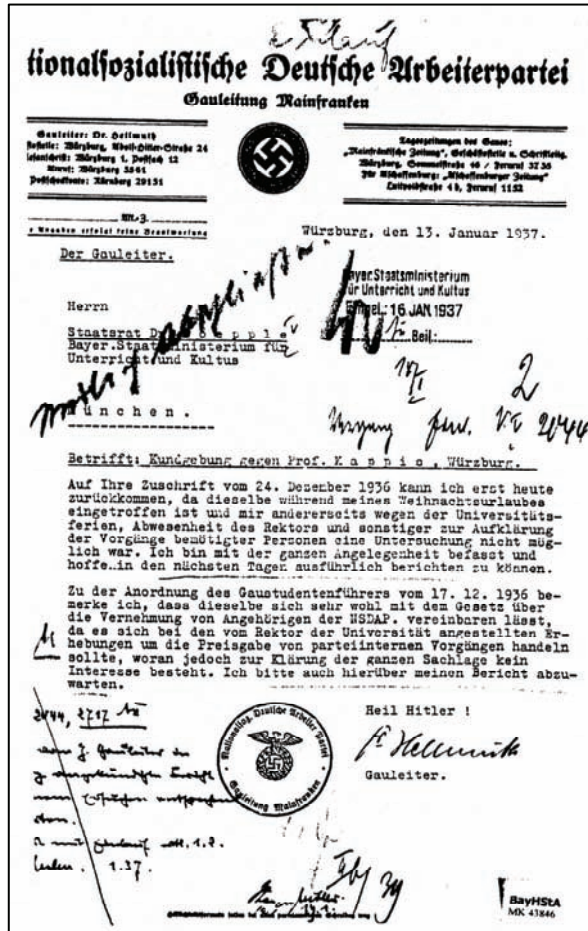


Abbildung 2: Stellungnahme des Gauleiters von Mainfranken, Otto Hellmuth, vom 13. Januar 1937 in einem Brief an das Bayerische Kultusministerium⁵²

⁵¹ 7. Juni 1937 Vereinbarung zwischen Kappis und Oskar Berndt vor dem Gaugericht Mainfranken, Bundesarchiv Berlin.

⁵² Quelle: Bay HStA MK 43846

4. Die geplante Ernennung Ernst Seiferts zum Rektor der Universität und ihre Auswirkungen auf Max Kappis und die Chirurgische Klinik

Für den Rektor der Universität, den Zahnmediziner Johannes Reinmöller, ergaben sich aus diesem Vorfall weitreichendere Konsequenzen: Die Auseinandersetzungen um Kappis war aus Sicht des Rektors der Höhepunkt einer langen Reihe von konflikthaftern Ereignissen, die u. a. Kontroversen mit dem Prorektor und dem Gauleiter beinhalteten. Reinmöller traf daher die Entscheidung, noch im selben Jahr zurückzutreten.⁵³

Gauleiter Otto Helmuth und der Gaustudentenbundführer schlugen daraufhin den außerordentlichen Professor und Oberarzt der Chirurgie, Ernst Seifert,⁵⁴ als zukünftigen Rektor vor, da dieser das volle Vertrauen der Partei besitze. Seifert war seit 1. Mai 1933 Mitglied der NSDAP.⁵⁵ Allerdings erfüllte Seifert (noch) nicht die üblichen akademischen Vorleistungen für das Rektorat. Voraussetzung für die Ernennung Seiferts zum Rektor war die Einweisung in eine planmäßige Professur bzw. in ein Ordinariat für Chirurgie, wobei letzteres wegen der Neuberufung Kappis' nicht zur Verfügung stand. Der Leiter des Kultusministeriums, Boepple, führte hierzu aus:

„Um ähnliche Vorkommnisse, wie sie sich unter dem Rektorat Rost und Reinmöller ereigneten, zu vermeiden, bedarf es der Ernennung eines Rektors, der engstes Zusammenarbeiten mit dem Gauleiter verbürgt. Der Gauleiter selbst hat Vertrauen zu Prof. Dr. Seifert. Er hat gebeten, diesen zum Rektor zu ernennen [...]. Die beste Lösung wäre allerdings, wenn Prof. Kappis an eine andere Universität berufen werden könnte. Dann könnte Seifert, der hierzu fähig ist, die ordentliche Professur für Chirurgie übernehmen.“⁵⁶

Nachdem schnell Einigkeit darüber bestand, dass Seifert zum Rektors ernannt werden sollte, bestand das eigentliche Problem in der Schaffung eines Ordinariates, um damit die notwendige Voraussetzung für die Ernennung zum Rektor zu schaffen. Erschwerend kam hinzu, dass die Beziehung zwischen dem Oberarzt Seifert und dem Chefarzt Kappis ausgesprochen angespannt und konfliktreich war; umso wichtiger wurde es, die formale Nachordnung Seiferts gegenüber dem Klinikdirektor Kappis aufzuheben, bevor Seifert zum Rektor der Universität ernannt wurde.

⁵³ Februar 1937. Akte von Boepple unterzeichnet (BayHStA); Betreff: Kundgebung gegen Kappis; 1. Herr Gauleiter Dr. Hellmuth teilt am 15. Februar 1937 im Referat mit: Er habe bisher nicht mehr, wie am 13. Januar 1937 in Aussicht gestellt gewesen, schriftlich über die Angelegenheit berichtet, weil er gehofft und angenommen habe, die Sache mit Herrn Rektor persönlich bereinigen zu können. Sein Vertrauensmann, der zugleich Korpusbruder des Herrn Rektors sei, habe ihm aber seinen Auftrag zur Vermittlung zurückgegeben, da er sich als unausführbar erwiesen habe. Voraussichtlich werde der Herr Rektor zurücktreten; vermutlich habe er sich deshalb schon an Berlin gewandt. Er, Gauleiter, habe den Gaudozentenbundsführer, Prof. Dr. Brandtscheidt, der sich als nicht einwandfrei erwiesen habe, abberufen.

⁵⁴ Ernst Seifert (1887-1969), Sohn des Würzburger Ordinarius für Oto-Laryngologie, promovierte in Würzburg 1912, wurde zunächst Assistent von Eugen Enderlen, dann von Fritz König. Er habilitierte sich bei ihm 1919 und wurde 1923 Extraordinarius. Vgl. Baumgart (2002).

⁵⁵ Baumgart (2002).

⁵⁶ 17. September 1937. Boepple vom Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München an den Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, BayHStA.

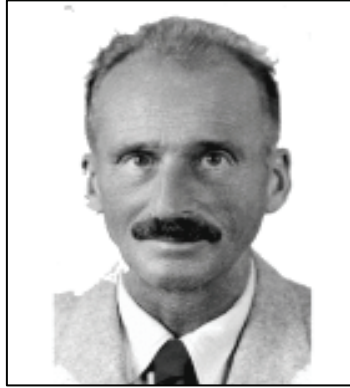


Abbildung 3: Ernst Seifert

Die Lösung des erwähnten Problems wurde in einer formalen Abspaltung der chirurgischen Poliklinik von der eigentlichen Klinik und der gleichzeitigen Schaffung eines zweiten Ordinariats gesehen. Das Bayerische Staatsministerium beauftragte den Rektor der Universität Würzburg, für das Wintersemester 1937/38 die Arbeitsgebiete zwischen Seifert und Kappis im Einvernehmen mit der Fakultät strikt gegeneinander abzugrenzen. Das Ministerium dachte dabei an eine Aufteilung der chirurgischen Klinik in eine stationäre und eine poliklinische Abteilung.⁵⁷ Kappis zeigte sich zunächst bereit, einen solchen Schritt befristet mitzutragen, und schlug vor, dass die vom Ministerium beabsichtigte Aufteilung der Klinik höchstens für das Wintersemester 1937/38, d. h. als vorübergehende und kurzdauernde Einrichtung, denkbar sei, dass aber eine dauerhafte Trennung der Klinik in eine stationäre und poliklinische Abteilung als Option ausscheidet.⁵⁸ Bei weitergehenden Verhandlungen mit Seifert gelangte Kappis jedoch zu der Überzeugung, dass selbst für das Wintersemester 1937/38 eine Abgrenzung in der vom Ministerium beabsichtigten Art und Weise unmöglich sei. Er argumentierte wie folgt:

„Die jetzige chirurgische Poliklinik ist ein untrennbarer Teil der chirurgischen Klinik Würzburg. Sie wird als Teil dieser Klinik seit Jahrzehnten betrieben, in gleicher Weise, wie dies an allen deutschen chirurgischen Universitätskliniken der Fall ist. Eine so eingerichtete Poliklinik bildet gewissermaßen die Brücke, und zwar eine sehr wichtige, für die Klinik unentbehrliche Brücke zur Bevölkerung. Die Poliklinik muss aus ihrem Krankenzugang die für die stationäre Behandlung geeigneten Kranken herauswählen und sie der stationären Klinik zuführen, wobei sie die für die Aufnahme nötigen Vorbereitungen zu regeln hat. Sie muss die entlassenen Kranken im Sinne der bisherigen stationären Behandlung weiter behandeln, insbesondere auch die in der Klinik behandelten Unfallverletzten. Aus diesen Gründen muss die Leitung der Klinik und Poliklinik unbedingt in einer Hand vereinigt sein; denn die Behandlung muss in Klinik und Poliklinik einheitlich

⁵⁷ 6. November 1937. Extraordinariat für Chirurgie Nr. V 59199, BayHStA.

⁵⁸ 15. November 1937. Kappis an den Herrn Rektor, BayHStA.

durchgeführt werden und zwar nicht nur technisch, sondern auch in Beziehung auf die geistige und seelische Krankenführung.“⁵⁹

Weiterhin stellten die chirurgische Poliklinik und die stationäre Klinik auch im Hinblick auf die Lehrtätigkeit eine untrennbare Einheit dar. Gerade mit Rücksicht auf die poliklinische Lehrverpflichtungen sei eine Abtrennung der chirurgischen Poliklinik von der Klinik völlig unmöglich, da die chirurgische Poliklinik, akademisch betrachtet, für sich allein gar nicht lebensfähig wäre. Sie wäre vielmehr nur voll lehrfähig in enger geschlossener Zusammenarbeit mit und durch die Unterstützung seitens der chirurgischen Klinik.

Um alle Möglichkeiten eines persönlich gefärbten Urteils auszuschalten und eine möglichst objektive Beurteilung herbeizuführen, schlug Kappis vor, Gutachten von namhaften kompetenten Persönlichkeiten erstellen zu lassen. Als in Frage kommende Gutachter nannte Kappis Reichsärztführer Gerhard Wagner,⁶⁰ Geheimrat Professor Ferdinand Sauerbruch aus Berlin, Professor Georg Magnus aus München,⁶¹ den Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, Professor Rudolf Stich aus Göttingen⁶² sowie den designierten Vorsitzenden, Professor Nicolai Guleke aus Jena.⁶³

Für Kappis waren neben den erwähnten professionellen Gründen auch persönliche Bedenken maßgebend: Die Veränderungen, die er als neuer Direktor der Klinik, an der Seifert als 48-jähriger Oberarzt seit fast 25 Jahren tätig war, durchgeführt hatte, hatten bereits zu erheblichen Spannungen zwischen Kappis und Seifert geführt. Die vom Ministerium vorgeschlagene Lösung der Trennung der Kliniken hätte den Konflikt nur verschärft.

Ähnlich kritisch äußerte sich auch der Reichsärztführer Gerhard Wagner gegenüber Boepple, indem er betonte:

„[...] Wenn man Prof. Seifert ein Ordinariat geben will, um ihn später zum Rektor machen zu können, so soll man das auf einem anderen Wege tun und nicht unter der Preisgabe eines sich bisher als durchaus richtig bewährten Systems der medizinischen Lehre und Ausbildung [...].“⁶⁴

⁵⁹ 26. November 1937. Kappis an das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus durch den Herrn Dekan der Medizinischen Fakultät *und* den Herrn Rektor der Universität Würzburg, BayHStA.

⁶⁰ Gerhard Wagner (1888-1938): 1934 Reichsärztführer. Seit 1929 Mitglied in der NSDAP, war er Mitbegründer des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes und seit 1932 dessen Führer. Ab 1933 war er Leiter des Hauptamtes für Fragen der Volksgesundheit, und 1934 wurde er Mitglied des Reichstages. Als Leiter der Reichsärztekammer (ab 1935) war er mitverantwortlich für „Euthanasie“ und Sterilisation von Behinderten und für die Vertreibung jüdischer Ärzte aus Deutschland.

⁶¹ Georg Magnus (1883-1942), seit 1936 Ordinarius für Chirurgie in München, ihn beschäftigte vor allem die Unfallchirurgie und dabei insbesondere die Behandlung der Wirbelsäule.

⁶² Rudolf Stich (1875-1960), Ordinarius für Chirurgie in Göttingen von 1911-1945 und 1938 Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie.

⁶³ Nicolai Guleke (1878-1958), Ordinarius für Chirurgie in Jena von 1919-1951, beschäftigte sich vor allem mit der Neurochirurgie.

⁶⁴ 24. November 1937. Brief vom Reichsärztführer Wagner an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus, BayHStA.

Seifert stellte seinerseits Forderungen, wie zum Beispiel eine eigene Bettenabteilung in der Klinik und die Vertretung des Klinikdirektors. Unter diesen Umständen erklärte Kappis die Abtrennung der Poliklinik von der chirurgischen Klinik Würzburg für unmöglich. Zur Vermeidung von Schwierigkeiten schlug er bis zum 31. März 1938 folgende Regelung vor: Auch wenn Seifert die Ernennung zum ordentlichen Professor erhielte, solle sich seine Stellung innerhalb der Klinik nicht ändern. Zum Zeitpunkt der Ernennung Seiferts zum Rektor sei dieser vielmehr sofort als Kliniker zu beurlauben. Auf diese Weise ließen sich Kappis zufolge Konflikte bis zum 31. März 1938 vermeiden. Nichtsdestotrotz hielt Kappis es für unumgänglich, dass die Beziehung zwischen Seifert und ihm und damit die Schwierigkeiten um die chirurgische Klinik Würzburg bis zum 1. April 1938 endgültig geklärt wurden.

Die Frage der Abgrenzung gesonderter Arbeitsgebiete im Fach Chirurgie für Kappis einerseits und Seifert andererseits hatte sich nach Meinung des Kultusministers Boepple als unlösbar erwiesen, ebenso wie der zunächst ins Auge gefasste Vorschlag, die chirurgische Poliklinik der selbstständigen Leitung Seiferts zu unterstellen. Abgesehen von den rein sachlichen Schwierigkeiten, die mit einer Abtrennung der Poliklinik von der Klinik entstanden wären, konnte mit einem reibungslosen Nebeneinanderarbeiten der beiden dann de facto gleichberechtigten Chirurgen nicht gerechnet werden. Die Gegensätze zwischen Kappis und Seifert gingen trotz der Zurückstellung gewisser Forderungen Seiferts so weit, dass Kappis glaubte, bei einer neuen Kompetenzverteilung seine Aufgaben als Ordinarius für Chirurgie und Leiter der chirurgischen Abteilung des Luitpoldkrankenhauses nicht weiter versehen zu können, und dringend um eine Berufung auf den freien Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Halle bat, den er gerne schon zum 1. April 1938 übernommen hätte. Angesichts dieser Schwierigkeiten bot sich nur folgender Weg: Seifert sollte mit seiner Ernennung zum beamteten Professor für Chirurgie und der – allenfalls kommissarischen – Bestellung zum Rektor aus dem Dienst als Oberarzt der Chirurgischen Klinik und damit aus der Unterstellung unter den Ordinarius für Chirurgie völlig ausscheiden und vorerst, etwa für die Dauer eines Jahres, für die Führung der Rektoratsgeschäfte durch Beurlaubung freigestellt werden.⁶⁵ Kappis sollte bis zu seiner Berufung auf den von ihm angestrebten Lehrstuhl in Halle die Leitung der Chirurgischen Klinik, der Poliklinik und der Chirurgischen Abteilung des staatlichen Luitpoldkrankenhauses behalten.⁶⁶

Da die Zeit drängte, wurde Seifert am 18. Januar 1938 kommissarisch mit der Wahrnehmung der Rektoratsgeschäfte beauftragt. Schließlich wurde der Vorschlag gemacht, die unbesetzte außerordentliche Professur für Mathematik an der Universität Würzburg in eine außerordentliche Professur für Chirurgie umzuwandeln.⁶⁷ So wurde

⁶⁵ 3. Mai 1938. Brief Kappis an Seifert: „Durch den Ministerialerlass, der die Ernennung des Oberarztes der chirurgischen Klinik, Prof. Dr. Seifert, zum stellvertretenden Rektor der Universität enthielt, wurde gleichzeitig bestimmt, dass Prof. Seifert aus der Klinik beurlaubt wird. Nach den vorausgegangenen Besprechungen war wohl auch kein anderer Ausweg möglich, da es nicht angängig ist, dass der Direktor der Klinik gleichzeitig dem Rektor Seifert unterstellt und dem Oberarzt Seifert vorgesetzt ist.“ BayHStA.

⁶⁶ 3. Januar 1938. Staatsministerium München Boepple an Herrn Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung Berlin, BayHStA.

⁶⁷ 30. März 1938. Mezger München an Berlin, BayHStA.

Seifert im Juni 1938 zum außerordentlichen Professor ernannt, mit der Konsequenz, dass keine außerordentliche Professur für Mathematik an der Universität Würzburg mehr zur Verfügung stand.⁶⁸

Doch die Auseinandersetzungen zwischen Kappis und Seifert waren durch den Ministerialerlass, der die Ernennung des Oberarztes der chirurgischen Klinik Seifert zum stellvertretenden Rektor der Universität enthielt, nicht beendet. Obwohl Seifert gleichzeitig mit seiner Ernennung zum Rektor als Kliniker beurlaubt wurde, brachen bereits beim Einsetzen der Urlaubsvertretung von Kappis neue Konflikte auf.⁶⁹ So hatte Kappis Seifert in dessen Eigenschaft als Rektor mitgeteilt, dass er vom 14. bis 24. April 1938 einen Urlaub plane und sich hierbei durch seinen Oberarzt Bahls vertreten lassen würde. Seifert erklärte sich in seinem Antwortschreiben nur „ausnahmsweise“ damit einverstanden, dass die Führung der Klinik für längere Zeit durch Bahls vertreten werde, da er, Ernst Seifert, selbst zum gleichen Zeitpunkt nicht in Würzburg sei.⁷⁰ Kappis verwies seinerseits auf die getroffene Regelung, dass Seifert aufgrund seiner Position als Rektor von seiner Tätigkeit als Oberarzt und damit als Vertreter Kappis' beurlaubt sei: „Es ist nicht angängig, dass der Direktor der Klinik gleichzeitig dem Rektor Professor Seifert unterstellt und dem Oberarzt Professor Seifert vorgesetzt ist.“⁷¹ Daraufhin beantragte Seifert beim Staatsministerium in München, die Urlaubsvertretung und Vertretung Kappis' in seinem Sinne zu regeln.⁷² Tatsächlich wurde Seifert am 21. Juni 1938 vom Staatsministerium beauftragt, vom 22. Juni 1938 an die Vertretung Kappis' in der Führung der Klinik und in der Lehre zu übernehmen.⁷³ Unterdessen war Kappis am 17. Juni 1938 an den Gallenwegen operiert worden. Neues Konfliktpotential barg während der Erkrankung Kappis' die Frage der Betreuung der Privatpatienten auf der Privatstation Kappis'.⁷⁴ In einer Entschließung des Ministeriums vom 28. Juni 1938 wurde Kappis aufgefordert, seine Vertretung genau zu regeln. Eine Besprechung mit Seifert lehnte Kappis in dieser Angelegenheit ab. Der mehrfach übermittelten Bitte Seiferts um ein Gespräch kam Kappis nicht nach. Wiederum führte der Weg zur Regelung der Vertretung im eingetretenen Krankheitsfall über das Ministerium: Ein Ministerialerlass vom 28. Juni 1938 ließ die Vertretung des erkrankten Kappis auf dessen Privatstation

⁶⁸ Der Lehrstuhl für Mathematik wurde an der Universität Würzburg erst am 28. April 1950 wieder eingerichtet bzw. wiederbesetzt.

⁶⁹ 3. Mai 1938. Brief Kappis an den Rektor der Universität Würzburg Seifert, BayHStA.

⁷⁰ Ebenda.

⁷¹ 3. Mai 1938. Brief Kappis an Seifert, BayHStA.

⁷² 6. Mai 1938. Brief des Rektors der Universität Würzburg Seifert an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München: Regelung der Urlaubsvertretung und Vertretung Kappis zu seinen Gunsten, BayHStA.

⁷³ 21. Juni 1938. Rektor der Universität Würzburg Seifert an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München: „[...] dass ich heute vom Staatsministerium beauftragt wurde, vom 22.06.1938 an die Vertretung des Prof. Dr. Kappis in Führung der Klinik und Abhaltung der Vorlesung zu übernehmen“; 21. Juni 1938 Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München an Rektor der Universität Würzburg: bestätigt sofortige Vertretung, BayHStA.

⁷⁴ 30. Juni 1938. Rektor der Universität Würzburg Seifert an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München: Betreff: a. o. Professur für Chirurgie zur Ministerialentschließung vom 28.06.1938 Nr. 41891, BayHStA.

unberührt. Es blieb Kappis überlassen, für die Leitung seiner Privatstation Vorsorge zu treffen. Daraufhin wurde Bahls von Kappis mit der Vertretung in der Führung seiner Privatstation und Wahrnehmung seiner Privatsprechstunde beauftragt. Ebenfalls verfügte Kappis das Prozedere in Bezug auf Privatpatienten, die an Seifert herantraten: Seifert sollte dafür Sorge tragen, dass die Ärzte der Stadt und der Umgebung, die ihm Kranke überweisen wollten, darüber informiert waren, dass allein Kappis innerhalb der Klinik eine Privatpraxis führte, und dass er sich in dieser Tätigkeit ausschließlich durch Bahls vertreten ließ.⁷⁵

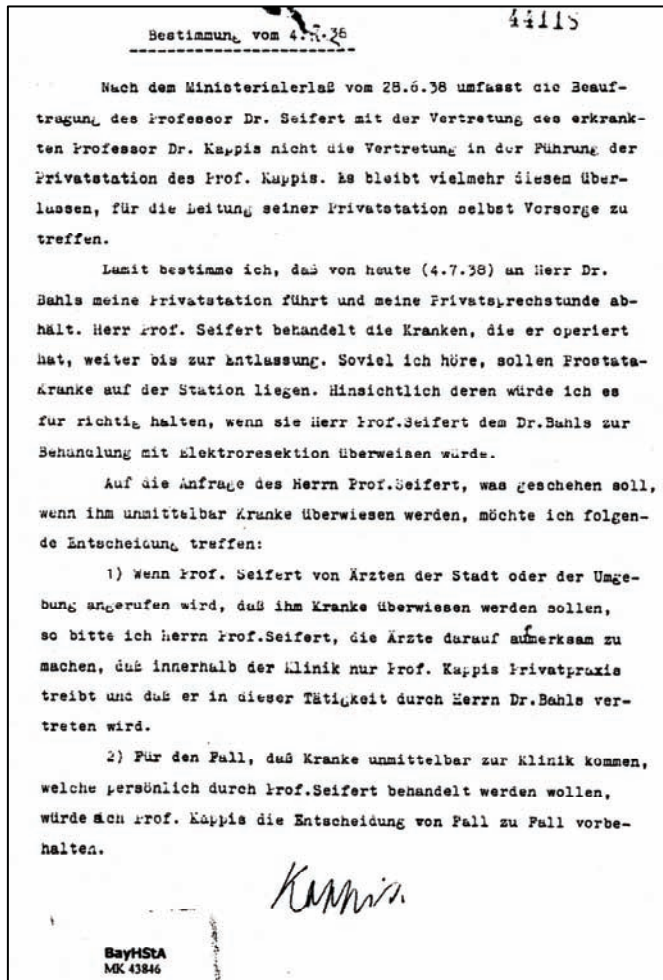


Abbildung 4: Letzte Bestimmung von Max Kappis vom 4. Juli 1938⁷⁶

⁷⁵ 4. Juli 1938. Bestimmung Kappis, BayHStA.

⁷⁶ Quelle: BayHStA MK 43846.

Seifert sah in dieser Verfügung von Kappis die Fortsetzung einer Reihe von Demütigungen, die sowohl sein Ansehen als Arzt als auch den Ruf des Luitpoldkrankenhauses und der Medizinischen Fakultät schwer beschädigten.⁷⁷

Der Konflikt fand durch den unerwarteten Tod Kappis' am 5. August 1938 ein plötzliches Ende. Bereits wenige Tage nach Kappis' Ableben suchte Seifert die Frage der Führung der chirurgischen Klinik in Würzburg zu klären und die endgültige Wiederbesetzung zu forcieren. Bereits im Jahr 1939 wurde Seifert ohne Berufungsverfahren der chirurgische Lehrstuhl der Universität Würzburg zugesprochen.⁷⁸

5. Zusammenfassung und Schlussbemerkung

Am 1. März 1935 übernahm Kappis trotz mehrmonatigen, nicht zuletzt politisch motivierten Widerständen der Studentenschaft, des Dekanats und des Rektorats auf Anordnung des bayerischen Kultusministeriums den Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Würzburg. Bereits in darauf folgenden Jahr kam es, initiiert von studentischen Mitgliedern der NSDAP und unterstützt durch die Gauleitung Mainfrankens, zu Vorwürfen und Denunziationen gegen Kappis, die sich jedoch am Ende als haltlos erwiesen. Letztlich wurde lediglich ein Student strafrechtlich verfolgt, wobei auch dieses Verfahren durch einen Vergleich zwischen den Parteien beigelegt wurde, während die eigentlichen Initiatoren nicht zur Verantwortung gezogen wurden.

Das Verhältnis zwischen dem neuen Lehrstuhlinhaber und Klinikchef Kappis und dem überzeugten Nationalsozialisten Ernst Seifert, der als Oberarzt an der Chirurgischen Klinik der Universität Würzburg tätig war und das besondere Vertrauen der Gauleitung genoss, erwies sich von Anfang an als konfliktträchtig. Die Differenzen verschärften sich, als Seifert 1937/38 nach dem Rücktritt des amtierenden Rektors Johannes Reinmöller von Gauleiter Hellmuth als dessen möglicher Nachfolger vorgeschlagen wurde. Da es unüblich war, für das Amt des Rektors einen Kandidaten zu benennen, der kein Ordinariat bekleidete und – wie im Falle Seiferts – als Oberarzt einem Klinikdirektor unverkennbar nachgeordnet war, wurde ein Weg gesucht, die Kompetenzen Kappis' zu beschneiden und die Tätigkeit Seiferts aufzuwerten bzw. ihm eine ordentliche Professur innerhalb der Chirurgie zukommen zu lassen. Kappis widersetzte sich in der Folgezeit allen Versuchen, die Chirurgische Klinik in eine stationäre und eine poliklinische Abteilung aufzuteilen und Seifert so zu einem Ordinariat zu verhelfen. Er machte hierbei in erster Linie fachliche, aber auch persönliche Gründe geltend. Letztlich wurde Seifert eine vakante Professur für Mathematik zugeordnet und so die längst beschlossene Ernennung zum Rektor auch formal ermöglicht.

Die Installierung Seiferts als Rektor der Universität Würzburg bot gleichwohl auch in der Folgezeit erhebliches Konfliktpotential zwischen den beiden Chirurgen, da Seifert in seinem neuen Amt als Rektor sowohl auf die Regelung der Urlaubsvertretungen als auch auf die Führung der chirurgischen Klinik Einfluss zu nehmen versuchte. Diese

⁷⁷ 6. Juli 1938. Rektor der Universität Würzburg Seifert an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München, BayHStA.

⁷⁸ Baumgart (2002).

Auseinandersetzungen fanden erst durch den überraschenden Tod Kappis' am 5. August 1938 ein Ende.

Kappis verbrachte letztlich nur drei Jahre in Würzburg. Seine Tätigkeit als Ordinarius für Chirurgie war de facto geprägt durch politisch motivierte Konflikte und Anfeindungen, die nicht nur die Person Kappis, sondern auch die inhaltliche und die strukturelle Ausgestaltung der Chirurgischen Klinik betrafen und darauf abzielten, Kappis in seinen Kompetenzen zugunsten des Nationalsozialisten Seifert zu beschneiden. Bereits wenige Tage nach Kappis' Tod suchte Seifert die Frage der Führung der chirurgischen Klinik in Würzburg in seinem Sinne zu klären. Tatsächlich wurde ihm noch 1939 ohne Berufungsverfahren der chirurgische Lehrstuhl der Universität Würzburg zugesprochen. Seifert blieb zugleich als Exponent der herrschenden Partei Rektor der Universität, bevor ihm 1945 das Rektorat und das Ordinariat durch die Besatzungsmächte ab-erkannt wurden. Er starb 1969 in Würzburg.⁷⁹

⁷⁹ Baumgart (2002).

Literatur

Archivalien

1. Adressbuch der Stadt Tübingen 1886 und 1886.
2. Adressbuch von Würzburg 1906.
3. Personalakte Ernst Seifert, Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), München MK44332.
4. Personalakte Max Kappis, Archiv des Rektorats und Senats der Universität Würzburg (UAWü).
5. Personalakte Max Kappis, Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), München MK 39837 bzw. 43846.
6. Personalakte Max Kappis BA (chem. BDC), NSDAP-Zentralkartei des Bundesarchivs in Berlin.
7. Vorlesungsverzeichnisse der Universität Würzburg 1935-1938.
8. Württembergisches Familienregister, Band IV, Standesamt Tübingen.

Sekundärliteratur

1. Baumgart (2002): Peter Baumgart, Die Universität Würzburg in den Krisen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: ders. (Hrsg.) Die Universität Würzburg in den Krisen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Biographisch-systematische Studien zu ihrer Geschichte zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Neubeginn 1945, Würzburg 2002 (= Quellen und Forschung zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, 58), S. 17-34.
2. Brunkhorst (1975): Norbert Brunkhorst, Personalbibliographien von ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Chirurgie und Orthopädie an der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg im ungefähren Zeitraum von 1900-1945, Erlangen, Nürnberg 1975.
3. Eyring (2002): Ingrid Eyring, Theo Memmel. Oberbürgermeister von Würzburg 1933-1945, in: Ulrich Wagner (Hrsg.), „... bin mir der Verantwortung bewußt, die ich mit meinem Amt auf mich genommen habe“. Aspekte der Verwaltungs-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte Würzburgs im 19. und 20. Jahrhundert, Würzburg 2002 (= Veröffentlichung des Stadtarchivs Würzburg, 10), S. 59-174.
4. Genschorek (1979): Wolfgang Genschorek, Ferdinand Sauerbruch, Ein Leben für die Chirurgie, Leipzig 1979.
5. Hilmer (2004): Marion Hilmer, Max Kappis (1881-1938). Das Leben und Werk eines Chirurgen unter besonderer Berücksichtigung seiner Zeit in Hannover, Diss. med. Hannover 2004.
6. Kater (2000): Michael H. Kater, Ärzte als Hitlers Helfer, Hamburg 2000.
7. Noveck (2005): Kathrin Noveck, Max Kappis (1881-1938) unter besonderer Berücksichtigung seiner Würzburger Jahre, Diss. med. Würzburg 2005.
8. Rademacher (2000): Michael Rademacher, Handbuch der NSDAP-Gaue 1928-1945, Norderstedt 2000.
9. Roedig (1979): Christian Roedig, Würzburg im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Würzburg 1979.

10. Sauerbruch (1951): Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben. Eine Autobiographie, Bad Wörishofen 1951.
11. Schäfer/Groß (2008): Gereon Schäfer, Dominik Groß, Medizinische Wissenschaft im Dritten Reich. Das Beispiel Aachen. Ein Forschungsaufriß, in: Gertrude Cepl-Kaufmann, Dominik Groß, Georg Mölich (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte im Rheinland unter besonderer Berücksichtigung von Raumkonstruktionen, Kassel 2008 (= Studien des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte, 2), im Druck.
12. Schäfer/Westermann/Groß (2008): Gereon Schäfer, Stefanie Westermann, Dominik Groß, Von Bildungsbürgern zu Professionals. Die Entwicklung der ärztlichen Berufsgruppe, in: Dominik Groß, Hans Joachim Winckelmann (Hrsg.), Medizin im 20. Jahrhundert. Fortschritte und Grenzen der Heilkunde seit 1900, München 2008, S. 259-278.
13. Spitznagel (1975): Peter Spitznagel, Studentenschaft und Nationalsozialismus in Würzburg 1927-1933, Würzburg 1975.
14. Standelmayer (1955): Franz Standelmayer, Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Standelmayer gehalten bei der Gedenkstunde zum Andenken an Oberbürgermeister a. D. Dr. Hans Löffler am 15.09.1955, gehalten im Sitzungssaal des Rathauses Würzburg, Würzburg 1955.

Die Entwicklung der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde als Fachdisziplin am Beispiel des Hochschullehrers David Haunfelder (1912-1989)

Sina-Maria Strothmeyer, Jan Steinmetzer und Dominik Groß

1. Einleitung und Fragestellung¹

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Leben und Werk des Kieferchirurgen und Ordinarius David Haunfelder. Der 1989 verstorbene Wissenschaftler hinterließ einen umfangreichen Nachlass;² anhand dieser privaten Unterlagen und weiterer Dokumente aus den Universitätsarchiven Münster, Saarbrücken und Würzburg soll nachfolgend der Versuch unternommen werden, das Leben und Werk David Haunfelders nachzuzeichnen.

Eine Beschäftigung mit Haunfelder scheint hierbei sowohl in disziplinengeschichtlicher als auch in sozialhistorischer Sicht interessant: Zum einen bietet es sich an, die Entwicklung des noch jungen, an der Nahtstelle von Zahn- und Humanmedizin angesiedelten Fachs Kieferchirurgie im Spiegel von Haunfelders wissenschaftlichem Œuvre zu betrachten. Zum anderen kann die Familiengeschichte Haunfelders als anschauliches Beispiel für die sozialen Aufstiegsmöglichkeiten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten: Während der Vater Haunfelders zunächst als Bader tätig war, um sich sodann zum Dentisten weiterzubilden (individueller Aufstieg), gelang dem Sohn David Haunfelder nachfolgend der Aufstieg zum Zahnarzt und Arzt und schließlich die Berufung auf einen Lehrstuhl im Fach Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde (intergenerationaler Aufstieg).

Nach einer konzisen Auseinandersetzung mit der Biografie und der sozialen Herkunft Haunfelders (Kapitel 2) soll auf der Grundlage des wissenschaftlichen Werkes dessen Rolle bei der Entwicklung des von ihm vertretenen Fachs näher beleuchtet werden (Kapitel 3 und 4). Es folgen einige Schlussbemerkungen zum Leben und Werk David Haunfelders sowie eine Einordnung in den zeitgenössischen Kontext (Kapitel 5).

¹ Dieser Beitrag beruht in wesentlichen Teilen auf der von Dominik Groß betreuten Promotionsschrift von Sina-Maria Strothmeyer (2007).

² Der Nachlass umfasst einen Bestand von zwanzig DIN-A4-Leitz-Ordern sowie mehreren Kartons. Die Struktur des Nachlasses basiert auf der einst von Professor Haunfelder angelegten Ordnung, im folgenden PA BH zitiert. Haunfelders Sohn ist im Besitz des Nachlasses, in dem sich zudem viele Hinweise zum gesamten Lebenslauf, von frühen Schulzeugnissen in den 1920er Jahren bis hin zum Zeitungsbericht über die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, des letzten öffentlichen Auftritts Haunfelders in den 1980er Jahren, befinden.

2. Zur Biografie David Haunfelders

David Haunfelder wurde am 21. März 1912 in Roth bei Nürnberg geboren.³ Die Familie stammte aus Neumarkt in der Oberpfalz, wo sie sich bis zum beginnenden 17. Jahrhundert zurückverfolgen lässt.⁴ Haunfelders Verwandtschaft betrieb noch bis in die 1960er Jahre eine kleine Landwirtschaft.⁵

Sein Vater – David Haunfelder sen. – hatte sich nach der Schulzeit und einer Lehre zum Friseur vermutlich in Nürnberg zum Bader⁶ ausbilden lassen. Er übte die einfache Wundbehandlung und die „niedere Chirurgie“⁷ aus und beschritt nach dem Ersten Weltkrieg die berufliche Laufbahn zum handwerklich ausgebildeten Dentisten. 1924 legte er in Nürnberg die hierzu erforderliche Prüfung ab.⁸ David Haunfelder sen. konnte sich mit seiner Dentistenpraxis in Roth bestens einführen und stand im Ruf eines angesehenen Bürgers. Sein beruflicher Wechsel vom Bader zum Dentisten war zudem mit einem finanziellen Aufstieg verbunden. Die Familie verfügte bald über enge Kontakte mit Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Inhabern verschiedener kleiner Industriebetriebe im Nürnberger Umland. Allerdings verkehrte sie nicht mit Akademikern⁹ – ein Umstand, der vermutlich auf den handwerklichen Hintergrund Haunfelders und damit nicht zuletzt auf den Dualismus zwischen den nichtakademischen Dentisten und den akademischen approbierten Zahnärzten zurückzuführen war.¹⁰

Seit 1909 war David Haunfelder sen. mit Barbara Kummeth (1886-1964) verheiratet.¹¹ David jun. besuchte zunächst die Volksschule in Roth. Das anschließende Schwabacher Progymnasium empfahl David für eine gymnasiale Laufbahn. Hierfür wählten die Eltern einen außergewöhnlichen Weg, der zugleich belegt, dass sie ihrem Sohn eine optimale schulische Förderung und damit beste berufliche Startchancen ermöglichen wollten: Über Bekannte aus Nürnberg erhielten sie die Adresse eines dort ansässigen Gymnasialprofessors namens Bissinger. Das Ehepaar Bissinger nahm Haunfelder auf und begleitete ihn auf seinem Weg zum Abitur am traditionsreichen Egidiengymnasium in Nürnberg.¹² Nachdem Haunfelder 1932 die Reifeprüfung abgelegt hatte,¹³ nahm er in Würzburg das Zahnmedizinstudium auf.¹⁴ Zwei Jahre später, am 8. März 1934,

³ UA Wü, Personalbogen für Beamte vom 6. Juli 1956.

⁴ Mitteilung Johanna Lang, Pölling, Großnichte David Haunfelders, vom 25. Juni 2003.

⁵ Mitteilung Dr. Bernd Haunfelder, Münster, vom 16. Oktober 2002. Die Tradition des Vornamens David bezieht sich auf einen bis ins 18. Jahrhundert nachweisbaren Hausnamen. Andere Familien des Ortes trugen seit Generationen andere Namen, z. B. Josef, Mitteilung Walburga Walter, Pölling, Cousine David Haunfelders, vom 18. November 2002.

⁶ Vgl. Popp (2002).

⁷ Ebenda.

⁸ PA BH, Ausweis, Verband Deutscher Dentisten e.V., ausgestellt am 1. Januar 1949.

⁹ Mitteilung Dr. Bernd Haunfelder, Münster, vom 15. Oktober 2001.

¹⁰ Zum Dualismus zwischen Zahnärzten und Dentisten vgl. Groß (1996) und (2006).

¹¹ PA BH, Personalausweis Barbara Haunfelder vom 22. Oktober 1962.

¹² Mitteilung Dagmar Fuhlrott, geb. Haunfelder, Bad Homburg, vom 16. Oktober 2002.

¹³ PA BH, Reifezeugnis, datiert vom 17. März 1932.

¹⁴ UA Wü, Personalbogen für Beamte, vom 6. Juli 1956.

absolvierte er die zahnärztliche Vorprüfung mit der Note ‚gut‘ und legte dann weitere zwei Jahre später, am 30. April 1936, die zahnärztliche Prüfung ab, die er ebenfalls mit ‚gut‘ bestand.¹⁵

Am 18. Juni 1936 beendete Haunfelder das Zahnmedizinstudium mit dem Staatsexamen und promovierte am 18. Juli 1936 zum Doktor der Zahnheilkunde.¹⁶ Am 1. Juli 1936 trat er eine Stelle als Volontärassistent in der Chirurgischen Abteilung des Zahnärztlichen Universitätsinstituts in Würzburg an.¹⁷ Am 1. Juni 1937 wurde er dort zum Hilfsassistenten, am 1. November 1938 zum außerplanmäßigen Assistenten ernannt. An der Kieferchirurgischen Abteilung war Haunfelder ab dem 1. Dezember 1939 als Wissenschaftlicher Assistent tätig. Gleichzeitig nahm er ab dem Sommersemester 1937 das Studium der Humanmedizin auf.¹⁸ Ende Februar 1939 schloss er den ersten Teil der ärztlichen Vorprüfung mit ‚befriedigend‘ ab, wobei ihm der zweite Teil gemäß KME (Kultusministererlass) Nr. VI 1682 vom 26. Januar 1940 erlassen wurde. Am 31. Dezember 1941 beendete er das Zweitstudium mit dem Staatsexamen.¹⁹

Ebenfalls 1941 lernte Haunfelder in Würzburg seine spätere Ehefrau, Lieselotte Busch, kennen.²⁰ Die Hochzeit erfolgte am 11. April 1942 in Neuwied. Am 29. März 1943 wurde, ebenfalls in Neuwied, die Tochter Dagmar, und am 17. Februar 1951, nunmehr in Würzburg, der Sohn Bernd Michael geboren.²¹ Die persönlichen Lebensumstände des Ehepaares waren aufgrund der Kriegssituation ungünstig. Bereits am 15. Januar 1942 wurde Haunfelder zum Kriegsdienst eingezogen²² und geriet nach Einsätzen in Reserve-Lazaretten, als Hilfsarzt und als Truppenarzt 1945 in der Tschechoslowakei in russische Gefangenschaft (vgl. Abbildung 1).²³ Nach Kriegsende meldete er sich wieder bei seinem akademischen Lehrer Professor Hermann Wolf in Würzburg, der ihm seine frühere Assistentenstelle zuwies.²⁴

In den nachfolgenden Jahren war Haunfelder nicht nur chirurgisch tätig, sondern fungierte vom 1. Oktober 1949 bis 15. Oktober 1956 als Erster Assistent an der Universitätsklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten in Würzburg. Dort habilitierte er sich im Jahr 1953.²⁵ Zwei Jahre zuvor war er in der kieferchirurgischen Abteilung der

¹⁵ UA Wü, Personalakte Haunfelder, Formular zur Festsetzung des Vergütungsdienstalters vom 26. Juni 1956.

¹⁶ PA BH, aus einem von Dr. Haunfelder eigens geschriebenen Lebenslauf aus dem Jahr 1936.

¹⁷ UA Wü, Personalakte Haunfelder, Formular zur Festsetzung des Vergütungsdienstalters, vom 26. Juni 1956.

¹⁸ PA BH, David Haunfelder, Lebenslauf, datiert vom 29. Mai 1959.

¹⁹ UA Wü, Personalakte Haunfelder BDA-Festsetzung aus Anlass der Überleitung in das Bayer. Besoldungsgesetz 1958 (GVBl. S. 101), vom 19. Februar 1959.

²⁰ PA BH, Heiratsurkunde.

²¹ Ebenda., UA Wü, Personalebogen für Beamte vom 6. Juli 1956.

²² PA BH, Einberufungsbescheid vom 15. Januar 1941.

²³ PA BH, David Haunfelder, Lebenslauf aus dem Jahr 1936 (ohne Datum).

²⁴ Wolf, Hermann: * 27. September 1889 Pola/Istria, Dr. med., o. Professor für Zahnheilkunde, insbesondere Kieferchirurgie, Würzburg, (Wer ist Wer? XVI, Lübeck [1969/79], S. 223).

²⁵ Titel der Arbeit war „Röntgenologische und histopathologische Studien über das Schicksal chronischer parodontaler Granulationsprozesse nach Wurzelbehandlung mit Hydroxyl-Ionophorese.“ Vgl. Becker (1977).

Universität Würzburg zum Doktor der Medizin promoviert worden, und im Mai 1952 hatte er die Anerkennung als Facharzt für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde erhalten.²⁶



Abbildung 1: David Haunfelder als Soldat

Am 13. August 1953 ernannte das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus David Haunfelder zum Privatdozenten²⁷, worauf am 1. Oktober 1954 seine Ernennung zum Oberassistenten folgte.²⁸ 1956 kehrte David Haunfelder in die Kieferchirurgie zurück; 1959 wurde er zum außerplanmäßigen Professor ernannt, arbeitete nach der Emeritierung Wolfs noch kurze Zeit mit Professor Gerhard Steinhardt²⁹ zusammen und verwaltete 1961/62 kommissarisch dessen Lehrstuhl für Kieferchirurgie.³⁰

²⁶ PA BH, Urkunde für den Facharzt für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde von der Bayrischen Landesärztekammer vom 15. September 1952.

²⁷ PA BH, Mainpost (1953), Nr. 198 vom 29. August 1953.

²⁸ PA BH, aus einem von David Haunfelder geschriebenen Lebenslauf vom 29. Mai 1959.

²⁹ Steinhardt, Gerhard: * 24. Mai 1904 Damerkow, † 1995 in Feldafing bei München, Dr. med., Dr. med. dent., o. Prof. u. Direktor Universitäts- und Poliklinik für Zahn-, Mund- u. Kieferkrankheiten der Universität Erlangen-Nürnberg (Wer ist Wer? XVI, Lübeck [1969/79], S. 432).

³⁰ Vgl. Becker (1977).

Was Haunfelders Karriereplanung anging, so fiel bereits frühzeitig der Name Homburg (Saar), Sitz der Medizinischen Fakultät der Universität des Saarlandes. Beim Ausscheiden des dortigen Lehrstuhlinhabers Carl-Heinz Fischer³¹ 1962 wurde Haunfelder tatsächlich zum Probenvortrag für die Wiederbesetzung des Ordinariats eingeladen.³²

Haunfelder erhielt schon im Vorfeld der Besetzung des Homburger Lehrstuhls Unterstützung durch ein Schreiben. Der Verfasser, dessen Name auf dem Brief nicht erscheint, war der langjährige Würzburger Ordinarius für Kinderheilkunde, Josef Ströder, der sein Schreiben an seinen Homburger Kollegen, Johann Baptist Mayer, richtete.³³ Wie der Durchschlag des auf den 1. August 1962 datierten Briefes in Haunfelders Besitz gelangte, ist nicht bekannt. Haunfelder und Ströder kannten sich, aber beide verband kein enges oder persönliches Verhältnis. Der aus dem Rheinland stammende Kinderarzt, selbst praktizierender Katholik und aufgrund seiner humanitären Aktionen während des Zweiten Weltkrieges in Polen hochgeschätzt, war vermutlich von Haunfelders fachlichen Qualifikationen überzeugt, schätzte aber vor allem dessen katholisch geprägte Gesinnung. Ströder rückte entsprechend in seinem Schreiben Haunfelders positive Charaktereigenschaften in den Vordergrund, um am Schluss seines Briefes zu betonen, dass Haunfelder absolut „zu unserer Weltanschauung“³⁴ stehe und verlässlich sei. Inwieweit der angeschriebene Homburger Kollege sich für Haunfelder einsetzte, lässt sich nicht mehr feststellen. Auf der Liste der zu einem Probenvortrag eingeladenen Kandidaten fand sich jedenfalls auch der Name Haunfelder.³⁵

Wenige Tage vor dem Vortrag erhielt Haunfelder ein sehr freundlich gehaltenes Schreiben des Direktors der Homburger Chirurgischen Universitätsklinik, Heinrich Lüdeke³⁶, der Haunfelder und dessen Ehefrau zum Tee einlud. Lüdeke wollte Haunfelder zugleich die Zahnklinik zeigen³⁷ – eine ungewöhnlich vertrauliche Geste.³⁸

³¹ Fischer, Carl-Heinz: * 27. Januar 1909 Hamburg, Dr. med., Dr. med. dent., ordentlicher Professor und Leiter der Universitätszahnklinik Saarbrücken (Homburg) und Düsseldorf (Wer ist Wer? IV, Lübeck [1960], S. 122).

³² PA BH, Schreiben von Professor Dr. Heinrich Lüdeke, vom 30. Oktober 1962 an Haunfelder.

³³ PA BH, Schreiben vom 1. August 1962: „Wenn es noch rechtzeitig ist, möchte ich bei der Besetzung Eures zahnärztlichen Lehrstuhls Deine Aufmerksamkeit auf den hiesigen Professor Haunfelder richten. Du weißt, daß ich mich nur sehr ungern hergebe, mich für Leute einzusetzen, wenn ich es aber tue, so weil ich es verantworten kann und weil ich es einfach aus sachlichen Erwägungen muß. Haunfelder ist ein Kollege, der jede Förderung verdient [...]“

³⁴ Ebenda.

³⁵ PA BH, Schreiben von Professor Dr. Heinrich Lüdeke, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik, Homburg/Saar, vom 30. Oktober 1962 an Haunfelder, in dem er ihn nach dem Probenvortrag über das Thema „Probleme der endodontalen Behandlung beherdeter Zähne“ einlud.

³⁶ Lüdeke, Heinrich: * 23. Mai 1909 Hannover, Dr. med., ordentlicher Professor für Chirurgie in Homburg/Saar, 1932 ärztliche Staatsprüfung, 1951 Habilitation München, 1934-1937 Assistent, 1937-1957 Assistent und Oberarzt der medizinischen Akademie in Düsseldorf (Wer ist Wer? XVIII [1974/75], S. 648).

³⁷ PA BH, Schreiben von Professor Dr. Heinrich Lüdeke, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik, Homburg/Saar, vom 30. Oktober 1962 an Haunfelder.

Dass Haunfelder mit seinem Vortrag einen guten Eindruck hinterlassen hatte, teilte ihm sein Freund Helmut Kulenkampff,³⁹ Homburger Ordinarius im Fach Anatomie, am 18. November 1962 mit.⁴⁰ Am 12. Dezember 1962 erfuhr Haunfelder, dass ihn die Fakultät nach dem Auswahlverfahren *primo loco* platziert hatte.⁴¹ Kurz darauf, am 16. Januar 1963, erhielt er den offiziellen Ruf,⁴² und am 6. Februar 1963 nahm er in Saarbrücken die Verhandlungen auf. Diese verliefen reibungslos: Das Ministerium sicherte ihm zwei Assistentenstellen zu und ließ durchblicken, dass es zwei weitere im kommenden Haushaltsplan bereitstellen würde. Darüber hinaus erhielt Haunfelder eine Zusage für die weitere finanzielle Ausstattung der Homburger Klinik.⁴³ Allerdings führte die tatsächliche räumliche und organisatorische Ausstattung der Klinik rasch zu Abwanderungsgedanken, denn die Zahnklinik musste sich de facto mit einem Provisorium im Parterre der Neurochirurgischen Klinik begnügen.⁴⁴

Im Juni 1964 kam Haunfelder einer Aufforderung des Dekans der Kölner Medizinischen Fakultät nach und sandte diesem im Rahmen der Ausschreibung des Kölner Lehrstuhls seinen Lebenslauf samt Publikationsliste zu. Haunfelder wurde an die zweite Stelle gesetzt.⁴⁵ Das Ordinariat übernahm Haunfelders Kollege und Freund, der Heidelberger Zahnmediziner Joseph Andreas Köhler.⁴⁶

Haunfelders Zeit in Homburg schien gleichwohl abzulaufen,⁴⁷ denn sein Interesse richtete sich nun bereits auf den nächsten frei werdenden Lehrstuhl seines Fachs: 1966 sollte Professor Eugen Wannenmacher⁴⁸ in Münster emeritiert werden. Haunfelder kannte diesen seit Jahren von Kongressen und Tagungen. Wannenmacher wollte bei der Wiederbesetzung des Lehrstuhls mitentscheiden. So schrieb er am 5. April 1965

³⁸ Mitteilung Dr. Bernd Haunfelder, Münster, vom 8. Oktober 2002, so äußerte sich Haunfelder in Gegenwart seines Sohnes anlässlich eines Besuches bei dem nach seiner Emeritierung an den Tegernsee verzogenen Lüdeke.

³⁹ Kulenkampff, Helmut: * 30. März 1920 Hamburg, † 1977, 1952 Dr. med., ordentlicher Professor für Anatomie in Homburg/Saar, Lehrtätigkeit Würzburg (1958 außerplanmäßiger Professor, 1961 außerordentlicher Professor) u. Saarbrücken (Homburg), 1962 ordentlicher Professor (Wer ist Wer? XVIII [1974/75], S. 590).

⁴⁰ Mitteilung Bernd Haunfelder, Münster.

⁴¹ PA BH, Briefwechsel vom 12. Dezember 1962.

⁴² PA BH, Schreiben des saarländischen Kultusministers, in Vertretung Ministerialdirigent Braun, an Haunfelder vom 16. Januar 1963, in dem er ihm die Berufung auf das Homburger Ordinariat mitteilt.

⁴³ PA BH, Berufungsvereinbarung zwischen Haunfelder und dem saarländischen Kultusministerium vom 6. Februar 1963.

⁴⁴ Vgl. Mitteilung Ködels vom 26. November 2002.

⁴⁵ PA BH, Brief Seiferths an Haunfelder vom 8. Juli 1964.

⁴⁶ Köhler, Josef-Andreas: * 30. Oktober 1911, Dr. med., Dr. med. dent., ordentlicher Professor für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde und Direktor der Universitäts-Zahn-, Mund- und Kieferklinik Köln (s. 1964) (Wer ist Wer? XVIII, Lübeck [1974/75], S. 545).

⁴⁷ PA BH, Curriculum Vitae, aus dem Jahr 1987.

⁴⁸ Wannenmacher, Eugen: * 22. November 1897 Aufen, † 17. April 1974 Münster, Dr. med., Dr. med. dent., ordentl. Professor für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde und Direktor der Universitätsklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten Münster (s. 1955) (Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1970. 11. Ausgabe, Berlin 1971, S. 3181).

einen längeren Brief an Haunfelder, um ihn aufzufordern, sich für das Ordinariat in Münster zu bewerben. Letzterer wurde allerdings wiederum nur auf den zweiten Listenplatz gesetzt. Erster Anwärter auf die Nachfolge Wannenmachers war der Tübinger Professor Eugen Fröhlich,⁴⁹ der den Ruf allerdings ablehnte.⁵⁰ Damit war für Haunfelder der Weg zum Lehrstuhl in Münster frei. Seine Berufung nach Münster 1966 markierte den Höhepunkt seiner beruflichen Karriere. Die Nachricht erreichte ihn am 18. Dezember 1965.

Am 11. Mai 1966 erhielt Haunfelder durch den nordrhein-westfälischen Kultusminister Paul Mikat die offizielle Bestellung zum ordentlichen Professor und Direktor der Poliklinik und Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster.⁵¹ Die Berufungsverhandlungen mit dem Kultusministerium verliefen zügig und konstruktiv. Bereits am 4./5. September 1966 zog die Familie von Homburg nach Münster um. Die Medizinische Fakultät, die sich nach dem Krieg zu der nach München größten in Deutschland entwickeln sollte, war erst 1925 ins Leben gerufen worden, obwohl die Zahnklinik bereits seit Beginn des 20. Jahrhunderts bestand. Die historische Bedeutung der medizinischen Fächer war dementsprechend eher gering: nur wenige namhafte Gelehrte waren vor Ort, darunter der Pharmakologe Arnold Loeser⁵² und der Humangenetiker Widukind Lenz,⁵³ der den so genannten Contergan-Skandal aufgedeckt hatte. Zudem hatte sich gezeigt, dass mehrere Vertreter in die Medizinverbrechen des NS-Regimes verstrickt waren.⁵⁴

Haunfelder übernahm von Wannenmacher eine gut bestellte Klinik mit kompetenten Kollegen und Mitarbeitern, unter ihnen Privatdozent Dr. Dr. Rüdiger Becker⁵⁵ (Kiefer- und Gesichtschirurgie), Dr. Reinhard Marxkors⁵⁶ (Prothetik), Dr. Rudolf Karwetzky⁵⁷ (Kieferorthopädie), ferner Dr. Dr. Ralf Mutschelknauf,⁵⁸ Dr. Heinz Riedel⁵⁹ sowie Dr. Dr. Siegfried Lehnert.⁶⁰

⁴⁹ Fröhlich, Eugen: * 8. März 1910 Ulm, Dr. med. dent., Dr. med., ordentlicher Professor für Zahnheilkunde und Kieferchirurgie in Tübingen (Wer ist Wer? IX, Lübeck [1969], S. 281).

⁵⁰ PA BH, Fröhlich an Haunfelder vom 27. September 1965.

⁵¹ PA BH, Der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen bzw. der Rektor der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster an Haunfelder vom 11. bzw. 17. Mai 1966.

⁵² Loeser, Arnold: * 24. Februar 1902, Dr. med., Dr. phil., o. Professor für Pharmakologie und Toxikologie Münster (Wer ist Wer? XVIII, Lübeck [1974/75], S. 638).

⁵³ Lenz, Widukind: * 4. Februar 1919 Eichenau, Dr. med., Dr. rer. nat. h.c., o. Professor für Humangenetik in Münster (Wer ist Wer? XVIII, Lübeck [1974/75], S. 620).

⁵⁴ In die Schlagzeilen geriet vor allem der Humangenetiker Otmar Freiherr von Verschuer, einer der führenden Rassehygieniker der NS-Zeit, 1942 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. Verschuer war der Doktorvater des berühmten KZ-Arztes Mengele. Dazu vor allem Klee (2003).

⁵⁵ Becker, Rüdiger: * 12. April 1927 Heidelberg, 1967 apl. Professor für ZMK-Heilkunde Münster (Wer ist Wer? XVIII, Lübeck [1974/75], S. 134).

⁵⁶ Marxkors, Reinhard: * 28. Februar 1932 Hövelhof, 1971 o. Prof. für zahnärztliche Prothetik Münster (Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 2007, München 2007, Bd. II, S. 2297).

⁵⁷ Karwetzky, Rudolf: * 8. April 1923 Weidenau, Dr. med. dent., Professor, Abteilung Kieferorthopädie Universitätsklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten Münster, ab 1968 apl. Professor für ZMK-Heilkunde in Münster (Wer ist Wer? XVIII, Lübeck [1974/75], S. 498).

Aus verschiedenen Briefen Haunfelders geht hervor, dass er schon frühzeitig, wohl als einer der ersten Klinikdirektoren in Deutschland, die Aufgliederung der Zahnheilkunde in ihre vier Kernfächer vorantrieb.⁶¹

Zum Ende des Sommersemesters 1979 wurde David Haunfelder emeritiert.⁶² Seine Abschiedsvorlesung am 4. Juli 1979 behandelte das Thema „Aktuelle Probleme in der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde“.⁶³ Seine wissenschaftlichen Arbeiten und die Koordinierung des späteren Standardwerks „Praxis der Zahnheilkunde“ erledigte er fortan vom heimischen Schreibtisch aus. Die Tätigkeit als wissenschaftlicher Autor beendete Haunfelder um 1984, nachdem er sich mit neuen Techniken der Buchgestaltung mit Hilfe der Datenverarbeitung konfrontiert sah.⁶⁴ Er starb am 19. November 1989 in Münster.⁶⁵

3. Das wissenschaftliche Wirken David Haunfelders

Haunfelder veröffentlichte insgesamt über 90 Artikel in verschiedenen nationalen und internationalen Zeitschriften.⁶⁶

Seine Dissertationsschrift aus dem Jahr 1936 zum Thema „Bakteriophagen im Speichel Mundkranker“⁶⁷ stellt Haunfelders erste publizierte Arbeit dar. Seit 1951 erschienen nahezu regelmäßig vier bis fünf Beiträge pro Jahr in verschiedenen nationalen Zeitschriften. In diesen Aufsätzen wird unter anderem die Frage nach der richtigen Behandlung einer apikalen Parodontitis oder von Zysten diskutiert. Sein zweiter Aufsatz erschien 1939 in der Deutschen Zahnärztlichen Wochenzeitschrift „Über Täuschungen im Röntgenbild“.⁶⁸ Neben zahlreichen Vorträgen und Publikationen über die Ionophorese und die Wurzelbehandlung, Zysten und apikale Parodontitis sowie Neuralgie und Tetanie befasste sich Haunfelder in der Folgezeit auch mit der Röntgenologie und Röntgenbehandlung von Tumoren. Viele seiner Aufsätze widmeten sich zudem dem Thema Knochenerkrankungen. Eine ausführliche Besprechung dazu lieferte er in seiner medizinischen Dissertation zum Thema „Operation und Röntgenbestrahlung der

⁵⁸ Mutschelknauf, Ralf: * 25. Mai 1931 Pforzheim, Dr. med., Dr. med. dent., seit 1970 apl. Professor an der Universität Münster, ab 1973 in eigener Praxis in Stuttgart (Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender, München 2005, Bd. III, S. 2410).

⁵⁹ Riedel, Heinz: * 29. Januar 1929 Waldkirch/Schwarzwald, Prof. Dr. med. dent., Zahnarzt, seit 1968 apl. Professor in Münster (Wer ist Wer? XX, Lübeck [1979], S. 967).

⁶⁰ Lehnert, Siegfried: * 17. September 1925 Groitzsch, Dr. med., Dr. med. dent., Professor für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie an der Universität Bonn (s. 1974) (Wer ist Wer? XX, Lübeck [1979], S. 810).

⁶¹ Haunfelder (1980), S. 1-13.

⁶² PA BH, Westfälische Nachrichten (Münster) vom 27. September 1979.

⁶³ PA BH, Einladung zur Abschiedsvorlesung „Aktuelle Probleme in der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde“, vom 4. Juli 1979.

⁶⁴ Mitteilung Dagmar Fuhlrott, geb. Haunfelder, Bad Homburg, vom 18. August 2003.

⁶⁵ PA BH, Westfälische Nachrichten (Münster) 24. November 1989, Nachruf.

⁶⁶ PA BH, Unipress Münster, „Professor Haunfelder wird 70“, Münster, den 17. März 1982.

⁶⁷ Haunfelder (1936).

⁶⁸ Haunfelder (1939).

Granulationsgeschwülste des Kiefers“⁶⁹ im Jahr 1951. Ein weiteres Interessengebiet Haunfelders waren zahnärztlich-chirurgische Eingriffe und mögliche Komplikationen nach Zahnextraktionen. In den Jahren 1955 und 1956 veröffentlichte Haunfelder mehrere Arbeiten zur Instrumentenkunde in der Deutschen Dentistischen Zeitschrift und in der renommierten Deutschen Zahnärztlichen Zeitschrift.

Darüber hinaus hielt er ab 1953 zahlreiche Vorträge auf Tagungen. Hervorzuheben ist seine Mitherausgeberschaft an dem Werk „Praxis der Zahnheilkunde“, das sich bald einen festen Platz im deutschen zahnärztlichen Schrifttum eroberte. Bis heute ist dieses Buch in der Zahnheilkunde „als Nachschlagewerk nicht [...] wegzudenken.“⁷⁰ Im Jahr 1968 gab Haunfelder zusammen mit anderen die erste Auflage heraus. Damals entstand ein Loseblatt-Werk, an dem über 100 Autoren mitgewirkt hatten. Durch das Loseblatt-System wurde die Möglichkeit einer kontinuierlichen Aktualisierung geschaffen.

4. Die Entwicklung der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde im Spiegel des wissenschaftlichen Œuvres Haunfelders

Die Arbeiten Haunfelders können als Spiegel der Entwicklung des jungen Fachs Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde gelten und werden daher nachfolgend in Auszügen beschrieben.

„Bakteriophagen im Speichel Mundkranker“

David Haunfelder fertigte seine erste Dissertation zum Thema „Bakteriophagen im Speichel Mundkranker“ am Hygienischen Institut der Universität Würzburg an. Die Arbeit umfasst lediglich dreizehn DIN A4-Seiten.⁷¹ Er untersuchte 22 an verschiedenen Krankheiten – vom Wangenabszess bis zur Diphtherie – leidenden Personen,⁷² und kam zu dem Ergebnis, dass die bakterizide Wirkung des menschlichen Speichels nicht auf Bakteriophagen zurückzuführen sei.⁷³

„Über Täuschungen im Röntgenbild“

Besagte Arbeit erschien 1939 in der Deutschen Zahnärztlichen Wochenschrift. Haunfelder befasste sich in diesem Bericht mit der Aussagekraft von Röntgenbildern, die ihm zufolge oft keine Klarheit über die Ausdehnung einer Zyste brächten. Die Behandlung größerer Zysten im Bereich der Kieferhöhle habe man in den vorausgegangenen Jahren zugunsten einer sogenannten „rhinologischen Methode“⁷⁴ verändert. Ursache sei der Umstand, dass bei der Anwendung der Behandlung nach Partsch I⁷⁵ in diesem Bereich häufiger Komplikationen zu befürchten seien, die dann nur mit Hilfe plastischer Ope-

⁶⁹ Haunfelder (1951a).

⁷⁰ Horch (1989), S. 6.

⁷¹ Vgl. Haunfelder (1936), S. 5.

⁷² Haunfelder (1936), S. 6.

⁷³ Haunfelder (1936), S. 12.

⁷⁴ Haunfelder (1939), S. 516.

⁷⁵ Partsch I: Vollständige Entfernung des Zystenbalges und primärer Wundverschluss entsprechend einer Zystektomie.

rationen behoben werden könnten. Eine der häufigsten Komplikationen sei der Einriss der dünnen Kieferhöhlenwand durch Schnauben oder durch den Druck eines Tampons.⁷⁶ Zysten, die einen großen Teil oder die ganze Kieferhöhle verdrängen, würden mehrheitlich nach der Luc-Caldwell-Methode⁷⁷ operiert, da diese Methode nach korrekter Ausführung und Nachbehandlung eine raschere Heilung verspräche. Der Operateur müsse entscheiden, ob der ganze Zystensack zu entfernen oder Teile zu belassen seien. Der Patient sei schon nach wenigen Tagen beschwerdefrei und müsse nicht wie zuvor über sechs bis neun Monate das Schrumpfen der Zyste abwarten.⁷⁸ Wenn die Zyste in Richtung Mundvorhof wachse und die knöcherne Trennwand zwischen Kieferhöhle und Mundhöhle noch intakt sei, könne man ohne Bedenken eine Operation nach Partsch I durchführen. Haunfelder kommt weiterhin zu dem Schluss, dass ein „einfaches Röntgenbild über Größe und Ausdehnung einer Oberkieferzyste nicht immer genügend Aufschluss“ gäbe.⁷⁹ Der Zahnfilm versage bei Zysten, die sich nach außen entwickelten. Bei Zweifeln, so Haunfelder, müsse man noch andere Projektionen zu Rate ziehen, um die Lage der Zyste zur Kieferhöhle exakt bestimmen zu können. Ansonsten sei „die Schnittführung so zu wählen, dass jederzeit auf eine schwierige Operation umgestellt“ werden könne.⁸⁰

„Radikuläre Zyste oder periapikale Ostitis?“

Die Abhandlung thematisiert die Schwierigkeit, eine radikuläre Zyste auf dem Röntgenbild von einer periapikalen Ostitis zu unterscheiden; sie wurde 1950 in der Deutschen Zahnärztlichen Zeitschrift, 5. Jahrgang, Heft 23, veröffentlicht. Der Beitrag umfasst vier Seiten und enthält drei Abbildungen.

Haunfelder weist darauf hin, dass eine Röntgenaufnahme nur als Hilfsmittel für die Sicherung einer Diagnose benutzt werden solle. In erster Linie sei „die klinische Untersuchung zusammen mit der genauen Anamnese die Basis einer Diagnose“.⁸¹ So sei es schwierig, eine periapikale Ostitis von einer radikulären Zyste zu unterscheiden. Die für die Zysten propagierten Röntgensymptome, wie beispielsweise die rundliche Form und die scharfe Begrenzung, seien auch für die soliden Granulome zutreffend und machten eine Differenzierung unmöglich. Die konservierende Behandlung sei eine Möglichkeit der Behandlung periapikaler Entzündungsprozesse, so Haunfelder.⁸² Doch die durch konservierende Maßnahmen hervorgerufene Ausheilung einer Zyste sei laut Wannenmacher noch nicht einwandfrei geklärt. So habe sich z. B. ein Fall, der sich im Röntgenbild mit ziemlicher Sicherheit als radikuläre Zyste darbot, nach konservierender Behandlung doch als eine periapikale Ostitis dargestellt. Nach konservierender Be-

⁷⁶ Vgl. Haunfelder (1939), S. 516.

⁷⁷ Luc-Caldwell-Methode: Eröffnung der Kieferhöhle von der fazialen Wand der Maxilla, Ausräumung der krankhaft veränderten Antrumschleimhaut bzw. der trennenden Zystenwand ggf. mit Hilfe der Endoskopie.

⁷⁸ Vgl. Haunfelder (1939), S. 116.

⁷⁹ Ebenda.

⁸⁰ Ebenda.

⁸¹ Haunfelder (1950), S. 1301.

⁸² Haunfelder (1950), S. 1302.

handlung zeigte sich bei einer Röntgenaufnahme ein halbes Jahr später ein deutlicher Rückgang der apikalen Aufhellung.

„Operation und Röntgenbestrahlung der Granulationsgeschwülste des Kiefers“

Die medizinische Dissertation mit dem Titel „Operation und Röntgenbestrahlung der Granulationsgeschwülste des Kiefers“ fertigte David Haunfelder in der Kieferchirurgischen Abteilung der Universitätsklinik und Poliklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten in Würzburg an.

In der Einleitung diskutiert Haunfelder die verschiedenen Entstehungsmöglichkeiten der Granulationsgeschwülste und Epulitiden.⁸³ Die auffälligen Riesenzellen seien ein eindeutiges Zeichen für Granulationsgeschwülste, und ihre endotheliale Herkunft sei als gesichert anzusehen, wenn die Diagnose durch eine histologische Untersuchung bestätigt und damit eine Verwechslung mit Karzinomen ausgeschlossen werden könne.⁸⁴ Große therapeutische Sicherheit biete die kombinierte Behandlung, d. h. ein schonendes operatives Vorgehen und eine nachfolgende Röntgenbestrahlung. Im Durchschnitt habe eine fraktionierte Dosierung von 4 x 400 r oder 6 x 200 r Anwendung gefunden. Man unterscheide dabei die Tiefentherapie von der Kontakttherapie. Nach dieser Methode seien 44 Patienten, einschließlich zweier Fälle von multiplen Gingivagranulomen, behandelt worden. Nur in einem Fall sei es zur Rezidivbildung gekommen.⁸⁵ Die Röntgenbestrahlung der peripheren und zentralen Granulationstumoren könne daher mit guter Aussicht auf Erfolg verwendet werden. Sie solle von einem Radiologen durchgeführt werden und biete gegenüber der Radiumbehandlung eine einfachere Handhabung und wirtschaftliche Vorteile.⁸⁶

„Zur Röntgenbestrahlung der Epulis“

Im Jahr 1951 erschien in der Deutschen Zahnärztlichen Zeitschrift ein etwa vier Seiten umfassender Artikel zur „Zur Röntgenbestrahlung der Epulis.“⁸⁷ Histologische Erkenntnisse hätten zu der Anschauung geführt, so Haunfelder, dass es sich bei den Epuliden und zentralen Granulationstumoren des Kiefers um gutartige Gebilde handle. Durch den Ausbau der Röntgentherapie bestehe heute kein Grund mehr, die wegen starker Rezidivgefahr und drohender maligner Entartung eingreifenden Operationsmethoden in Anwendung zu bringen. Von dieser Methode solle nur bei schon vorhandenem Lückengebiss oder bei nicht erhaltungswürdigen Nachbarzähnen Gebrauch gemacht werden. Bei zentralen Granulationsgeschwülsten könne man das Ausmaß der Operation einschränken, wenn nach der Operation sofort mit der Röntgenbestrahlung begonnen würde. Wenn sich eine Epulis in der Nachbarschaft erhaltungswürdiger Zähne entwickle, solle der schonenden Operation mit Erhaltung der Zähne und des

⁸³ Vgl. Haunfelder (1951a), S. 3-4.

⁸⁴ Haunfelder (1951a), S. 1-6.

⁸⁵ Vgl. Haunfelder (1951a), S. 23.

⁸⁶ Haunfelder (1951a), S. 42.

⁸⁷ Haunfelder (1951b), S. 1147-1150.

gesunden Nachbargewebes nach spätestens fünf Tagen die Röntgenbestrahlung folgen.⁸⁸

Die Röntgenkontakt- und -nahtherapie vermeide die Gefährdung der gesunden Umgebung und sei vorzuzugsfähig. Sie könne allerdings nur dort Verwendung finden, wo ein direkter Zugang zum Krankheitsherd bestehe. Die Tiefentherapie fände Anwendung, wenn die Einführung des Kontaktrohres in die Mundhöhle nicht möglich sei oder der Tumor an einer unzugänglichen Stelle läge.⁸⁹ Bei 42 Patienten, die diesem Verfahren unterzogen wurden, sei es nur in einem einzigen Fall zu einem Rezidiv gekommen. Haunfelder berichtet darüber hinaus über eine Röntgenschädigung von ca. 10 %, die aber innerhalb weniger Tage wieder abgeklungen sei.⁹⁰

„Die Indikation zur Behandlung mit OH-Ionophorese“

David Haunfelder veröffentlichte 1952 in der Zahnärztlichen Rundschau eine Abhandlung über die „Indikation zur Behandlung mit OH-Ionophorese“.⁹¹ Diese Methode beruhe auf der Kathodenelektrolyse, deren völlig neues Verfahren „auf die Einverleibung körperfremder Ionen“⁹² verzichte. Stattdessen würden in der Zahnwurzel körpereigen vorkommende Elektrolyte ausgenutzt und das bei der Spaltung freiwerdende OH-Ion als Therapeutikum verwendet. Es zeichne sich sowohl durch seine guten bakteriellen Eigenschaften als auch durch seine „Alkalisierung des sauren Milieus, eine Überschreitung der pH-Vitalgrenze der Bakterien, eine Änderung der Ionenverteilung und Ionenkonzentration und chemische Umgruppierungen“ aus.⁹³ Aufgrund der bisherigen Ergebnisse und Resultate lasse es den Schluss zu, dass die OH-Ionophorese sowohl die Wurzelkanäle als auch das periapikale Gewebe durch chemische und physikalische Vorgänge günstig beeinflusse. Die OH-Ionophorese sei sowohl nach „pathologischem Zerfall als auch nach notwendiger Entfernung der Pulpa“ eine angezeigte Methode, so Haunfelder. Die häufigste Anwendung erfahre das Verfahren bei eitrig und gangränös infizierten Zähnen. Bei nicht vorbehandelten Zähnen mit akuter oder latenter Infektion müsse man den Wurzelkanal zunächst eröffnen und nach vorsichtiger Ausräumung im Anfangsteil eine „primäre Ionophorese“⁹⁴ vornehmen. So könne verhindert werden, dass nach Ausräumung und Erweiterung des Kanals ein Rezidiv eintrete. Haunfelder relativiert die Meinung, ein infizierter Zahn sei ein auslösendes Moment und müsse eliminiert werden, damit eine Heilung eintrete. Er plädiert seinerseits für eine flexible Handhabung. Die Ausheilung ostitischer Veränderungen beruhe darauf, dass für den Organismus günstigere Voraussetzungen geschaffen worden seien, die die Rückbildung solcher Prozesse erleichterten, und nicht auf einer antiseptisch wirkenden und abgedichteten Wurzelfüllung.⁹⁵

⁸⁸ Ebenda.

⁸⁹ Vgl. Haunfelder (1951b), S. 1151.

⁹⁰ Ebenda.

⁹¹ Haunfelder (1952), S. 516.

⁹² Haunfelder (1952), S. 118.

⁹³ Ebenda.

⁹⁴ Haunfelder (1952), S. 119.

⁹⁵ Vgl. Haunfelder (1952), S. 120.

Haunfelder kommt zu dem Schluss, dass eine „Einschränkung der chirurgischen Wurzelbehandlung“⁹⁶ durchaus vertretbar sei. Beide Verfahren seien hinsichtlich ihres Erfolges von der Wurzelkanalaufbereitung und von der exakten Füllung abhängig. Der beste Erfolgsnachweis seien die Regeneration des Knochens, klinische Beschwerdefreiheit und eingetretene Funktionstüchtigkeit. Bei einem Zystenverdacht solle, so Haunfelder, eine Therapieentscheidung anhand der röntgenologischen Diagnose als auch anhand der klinischen Symptome getroffen werden. Bei erwiesenen Zysten solle es zu einem operativen Eingriff kommen. Die OH-Ionophorese könne man auch bei akuten Prozessen erfolgreich anwenden. Eine Therapie sei nicht – wie zuvor angenommen – erst im chronischen Stadium Erfolg versprechend. Das OH-Ion habe „keimtötende Eigenschaften“ und bewirke eine „Alkalisierung des sauren Entzündungsmilieus“. Damit sei eine „gewisse analgesierende Wirkung verbunden“.⁹⁷ Aus diesem Grund könne an eine Trepanation ohne Gefährdung des Zahnes eine Ionophorese angeschlossen werden. Durch die OH-Ionophorese könne die Funktionsfähigkeit des apikalen Deltas erhalten und sogar verbessert werden. Zusammenfassend ließe sich sagen, dass die OH-Ionophorese ein verlässliches Mittel sei, odontogen bedingte Fokalinfectionen zu bekämpfen und ihnen vorzubeugen, vorausgesetzt, die aufgeführten Maßgaben würden beachtet.

„Röntgenologische und histo-pathologische Studien über das Schicksal chronischer parodontaler Granulationsprozesse nach Wurzelbehandlung mit Hydroxyl-Ionophorese“

Im Jahre 1953 wurde in der „Zahnärztlichen Welt“ Haunfelders etwa 60 Seiten umfassende Habilitationsschrift zu dem Thema „Röntgenologische und histopathologische Studien über das Schicksal chronischer parodontaler Granulationsprozesse mit Hydroxyl-Ionophorese“ abgedruckt.⁹⁸ Die breit angelegte Abhandlung befasst sich mit der pathologischen Anatomie der chronischen apikalen Parodontitis und mit der Diagnosestellung unter besonderer Berücksichtigung des Röntgenbildes. Zudem beschreibt Haunfelder die Therapie mit der konservierenden Behandlung von apikalen Parodontopathien unter Zuhilfenahme der Hydroxyl-Ionophorese.

Zunächst setzt sich Haunfelder mit der pathologischen Anatomie der chronischen apikalen Parodontitis und deren Ätiologie auseinander.⁹⁹ Ferner befasst er sich mit der Diagnose unter besonderer Berücksichtigung des Röntgenbildes, dessen Brauchbarkeit für die Kontrollen allgemein befürwortet würde, wenn gleichzeitig Anamnese und klinischer Befund bei exakter Röntgentechnik in die Untersuchung einzubeziehen seien.¹⁰⁰ Durch die Behandlung einer chronischen apikalen Parodontitis durch Hydroxyl-Ionophorese könne man eine therapeutische Beeinflussung des Zahnes in der apikalen Gegend erreichen.¹⁰¹ So konnte er in Röntgenkontrollaufnahmen Anzeichen einer knö-

⁹⁶ Ebenda.

⁹⁷ Ebenda.

⁹⁸ Haunfelder (1955/56), Heft 3, S. 131-170, Heft 4, S. 195-202, und Heft 1, S. 28-47.

⁹⁹ Vgl. Haunfelder (1955/56), Heft 3, S. 132-136.

¹⁰⁰ Vgl. Haunfelder (1955/56), Heft 3, S. 136-137.

¹⁰¹ Vgl. Haunfelder (1955/56), Heft 3, S. 144-147.

chernern Regeneration darstellen.¹⁰² Haunfelder kommt zu dem Schluss, dass primäre apikale Ostitiden gut ansprechen; auch bei kleinen Zysten fände, gewöhnlich nach zwei bis zehn Monaten, eine knöcherne Regeneration statt. Allgemein käme es bei der Heilung zu bindegewebigen Veränderungen der entzündlichen Anteile.¹⁰³ Bei einigen Patienten sei schon nach zwei Monaten eine deutliche Ossifikation zu erkennen.¹⁰⁴ Dass später eine Umwandlung in hochwertige Lamellenknochen stattfände, sei nicht anzunehmen, so Haunfelder. Die günstigen Auswirkungen der Hydroxyl-Ionophorese beruhten hauptsächlich auf funktionellen Reizen für die Osteogenese.¹⁰⁵ Haunfelder rät zur Vorsicht gegenüber chirurgischen Behandlungsmethoden.

Eugen Kirch¹⁰⁶ fand im Korreferat zu Haunfelders Habilitationsschrift folgende lobenden Worte:

„Ich halte die gründliche Arbeit Dr. Haunfelders, die für Theorie und Praxis wichtige Hinweise bringt, für eine Bereicherung unserer Kenntnisse über die Art der nach apikalen Entzündungen vorsichgehenden Ausheilungsvorgänge und über die erstmalig erbrachten feingeweblichen Auswirkungen der neuartigen Therapie. Ich glaube daher, die Arbeit der hohen Fakultät zur Annahme als Habilitationsschrift empfehlen zu dürfen.“¹⁰⁷

„Insgesamt zeugt die Arbeit von großem Fleiß, von kritischer und vorsichtig abwägender Auswertung der Befunde sowie von verständnisvoller Mitberücksichtigung des einschlägigen Schrifttums. Sie bringt neue Ergebnisse auch in pathologisch-anatomischer Hinsicht, und die hierzu beigelegten Mikrophotogramme sind fast alle als gut zu bezeichnen, besonders im Hinblick auf die großen technischen Schwierigkeiten bei der Anfertigung der benötigten histologischen Schnittpräparate aus Knochen-, Weichteil- und Zahngebieten. In Übereinstimmung mit dem Herrn Referenten empfehle auch ich daher der Hohen medizinischen Fakultät die Arbeit zur Annahme als Habilitationsschrift.“¹⁰⁸

„Zur Differentialdiagnose neuralgiformer Gesichts- und Kieferschmerzen“

Im Jahre 1959 veröffentlicht Haunfelder in der Zahnärztlichen Welt einen vierseitigen Bericht zum Thema „Zur Differentialdiagnose neuralgiformer Gesichts- und Kieferschmerzen“.¹⁰⁹ Bei unklaren Schmerzen im Gesichts- und Kieferbereich werde meistens der Zahnarzt aufgesucht. Ob die Ursache von den Zähnen komme oder anderer Herkunft sei, müsse dann vom Zahnarzt abgeklärt werden. Bei negativem Ergebnis

¹⁰² Haunfelder (1955/56), Heft 1, S. 28-52.

¹⁰³ Haunfelder (1955/56), Heft 1, S. 40-44.

¹⁰⁴ Haunfelder (1955/56), Heft 1, S. 45.

¹⁰⁵ Haunfelder (1955/56), Heft 1, S. 46.

¹⁰⁶ Kirch, Eugen: * 10. März 1888 Siegen/W., o. Professor Erlangen, (Wer ist Wer? XIV, Lübeck [1962], S. 743).

¹⁰⁷ PA BH, Referat über die Habilitationsschrift Dr. Dr. David Haunfelders an den Dekan der medizinischen Fakultät, Herrn Prof. Dr. Schuermann, vom 23.2.1953.

¹⁰⁸ PA BH, Korreferat von Prof. Dr. Eugen Kirch an das Dekanat der medizinischen Fakultät Würzburg, vom 6. März 1953.

¹⁰⁹ Haunfelder (1959a), S. 383-386.

üblicher Testverfahren sei davor gewarnt, die Möglichkeit pathologischer Vorgänge oder aber bestehender Leiden außer Acht zu lassen und gleich auf eine Trigeminusneuralgie zu schließen.¹¹⁰ Er grenzt dabei mehrere Subtypen ab:

1. Die „Neuralgia minor“ sei charakterisiert durch das Merkmal „kontinuierliche Schmerzen“.¹¹¹
2. Bei der „Sympathalgie“ handele es sich um einen tiefen einseitigen Gesichtsschmerz, der über das Innervationsgebiet des Trigeminusnerves hinausreiche und mit vegetativen Symptomen wie „Schwindel, Übelkeit, Erbrechen, Augentränen und Nasenfluss“ einhergehe.¹¹²
3. Die Psychalgie sei eine Neuralgie, die besonders schwierig zu erkennen sei. Bei einer Missachtung psychisch-somatischer Zusammenhänge drohe daher eine lange dauernde Fehlbehandlung, die eine Verschleppung der speziellen Therapie mit sich bringe.¹¹³

Haunfelder kommt zu dem Schluss, dass – auch wenn der Gesichtsschmerz auf Grund seiner Lokalisation vor allem den Zahnarzt beschäftige – eine frühzeitige Einbindung von speziell geschulten Ärzten zwingend nötig sei.

„Tetanie und Mundchirurgie“

In diesem Artikel, den Haunfelder 1959 in der „Österreichischen Zeitschrift für Stomatologie“ publizierte, reagierte er auf Anregungen von Kollegen zu seinem Vortrag zum Thema Tetanie.¹¹⁴ Die Tetanie sei „ein Zustand allgemeiner und zentralnervöser Übererregbarkeit mit Erniedrigung der neuromuskulären und sensiblen Reizschwelle“.¹¹⁵ Zur Symptomatik gehörten unter anderem „Leistungsschwäche, mangelndes Konzentrationsvermögen, Spasmen der Gefäßmuskulatur, Parästhesien und flüchtige Krampferscheinungen an den Extremitäten, migräneartige Kopfschmerzen und der eigentliche tetanische Anfall“.¹¹⁶ Haunfelder teilt die Tetanie in ein hypocalcämisches und ein normocalcämisches Krankheitsgeschehen ein. Zum Ersteren gehörten z. B. die „rachitisbedingte Tetanie“,¹¹⁷ ungenügende Kalkresorption und eventuell mit Kalkfällung einhergehende Vergiftungen. So komme die „idiopathische Tetanie“¹¹⁸ meist bei jungen, weiblichen Personen mit depressiver Veranlagung und auffallender Nervosität vor. Für den Zahnarzt sei dagegen die Hyperventilations- und Atmungstetanie von großer Bedeutung, da es bei zahnärztlichen Eingriffen häufig zur Hyperventilation und somit zu einem tetanischen Anfall kommen könne. Für den Zahnarzt sei eine Unter-

¹¹⁰ Vgl. Haunfelder (1959a), S. 383.

¹¹¹ Ebenda.

¹¹² Ebenda.

¹¹³ Ebenda.

¹¹⁴ Vgl. Haunfelder (1959b), S. 91.

¹¹⁵ Haunfelder (1959b), S. 92.

¹¹⁶ Ebenda.

¹¹⁷ Ebenda.

¹¹⁸ Haunfelder (1959b), S. 93.

scheidung der beiden Formen äußerst schwierig. Hier rät Haunfelder bei Unklarheit immer zu einer Calciumgabe sowie zu Beruhigungsmitteln.¹¹⁹

„Zahnärztliche Mundchirurgie“

Im Jahr 1977 veröffentlichte David Haunfelder zusammen mit seinem Kollegen Siegfried Lehnert das Lehrbuch „Zahnärztliche Mundchirurgie“. In diesem Werk werden elementare Belange der zahnärztlichen Chirurgie wie z. B. die instrumentellen Erfordernisse, die allgemeinen Richtlinien der operativen Technik, die Methoden der Infiltrationsanästhesie sowie in weiterer Folge die relevanten, auch ambulant durchführbaren Eingriffe dargestellt. Zur Abrundung nehmen auch Fragen der Vor- und Nachsorge breiten Raum ein.¹²⁰

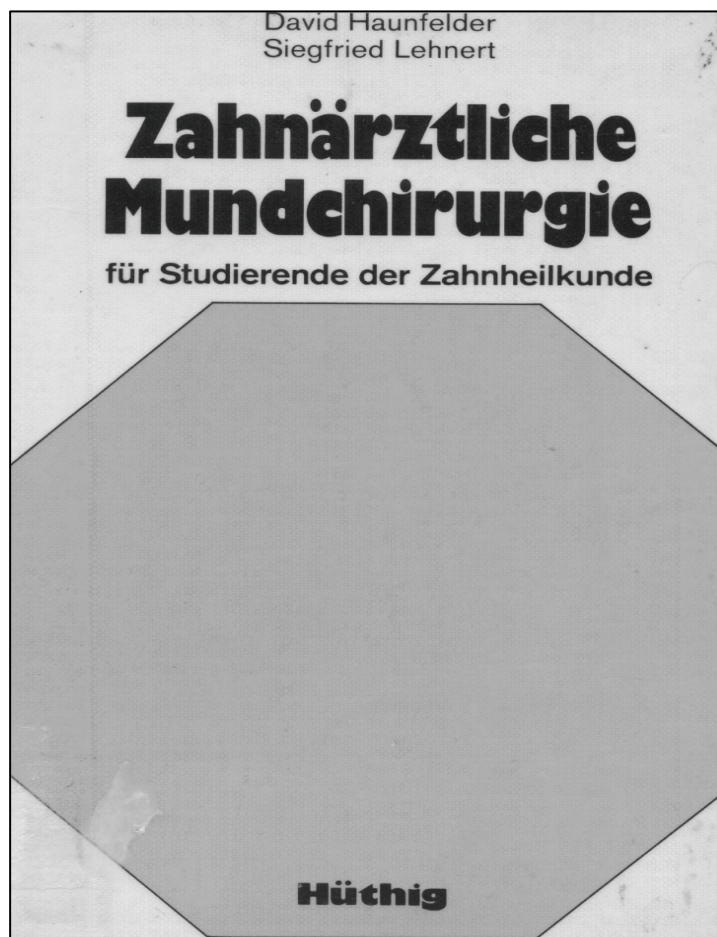


Abbildung 2:
„Zahnärztliche
Mundchirurgie“
von
Haunfelder/
Lehnert, hier
die 3. Auflage
von 1981

¹¹⁹ Haunfelder (1959b), S. 94.

¹²⁰ Vgl. Haunfelder/Lehnert (1981).

Insgesamt über 90 Titel umfasst die Liste von Haunfelders Veröffentlichungen.¹²¹ David Haunfelder erwarb sich insbesondere mit den erwähnten Publikationen zu den Themen Zusammensetzung des menschlichen Speichels, orale Zysten, Ionophorese und Wurzelbehandlung, Röntgendiagnostik und Röntgenbestrahlung, Neuralgie und Tetanie, Knochenerkrankungen und zahnärztliche Mundchirurgie hohe fachliche Anerkennung. Die Arbeiten dokumentieren zugleich die Entwicklung der Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie insbesondere in den besagten Arbeitsfeldern. Zudem verantwortete Haunfelder als Herausgeber zusammen mit Lorenz Hupfau und Gottfried Schmuth den chirurgischen Teil der „Praxis der Zahnheilkunde“, die sich rasch zu einem unverzichtbaren Standardwerk entwickelte.

Praxis der Zahnheilkunde

Begründet von

D. Haunfelder, L. Hupfau, W. Ketterl und G. Schmuth

Herausgegeben von

P. Diedrich, Aachen, D. Heidemann, Frankfurt,

H.-H. Horch, München, und

B. Koeck, Bonn

- Band 1 Die zahnärztliche Praxis
- Band 2 Zahnerhaltung I
- Band 3 Zahnerhaltung II
- Band 4 Parodontologie
- Band 5 Festsitzender Zahnersatz
- Band 6 Teilprothesen
- Band 7 Totalprothesen
- Band 8 Funktionsstörungen des Kauorgans
- Band 9 Zahnärztliche Chirurgie
- Band 10/I Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie I
- Band 10/II Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie II
- Band 11 Kieferorthopädie I
- Band 12 Kieferorthopädie II
- Band 13 Implantologie

3. Auflage

Urban & Schwarzenberg · München–Wien–Baltimore

Abbildung 3:
Praxis der
Zahnheilkunde,
hrsg. von David
Haunfelder et al.
(hier die 3. Auflage
von Band 10/I,
1997)

¹²¹ Vgl. hierzu Strothmeyer (2007), S. 50-57.

Dass Haunfelder sich mit seinen Arbeiten in der Fachwelt einen exzellenten Ruf erwerben konnte, belegen die ihm übertragenden herausgehobenen Funktionen und Ämter:¹²² Er war Vorsitzender der „Vereinigung der Hochschullehrer für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde“ (1965-1967) und wurde 1967 in den Vorstand der „Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde“ (DGZMK), der führenden wissenschaftlichen Fachgesellschaft, berufen. Von 1969 bis 1973 war Haunfelder zudem Vorsitzender der „Arbeitsgemeinschaft für Kieferchirurgie“, die ihm und seiner Arbeit wesentliche neue Impulse verdankte und ihn 1984 zu ihrem dritten und bisher letzten Ehrenmitglied ernannten.¹²³ Im Jahr 1971 wurde er Gründungsvorsitzender der „Konrad-Morgenroth-Förderergesellschaft“, die sich besonders auf den Gebieten der karzinomatösen Veränderungen im Mundhöhlenbereich und der zahnärztlichen Betreuung und Behandlung von spastisch gelähmten und geistig behinderten Kindern engagierte.¹²⁴ 1985 wurde Haunfelder zu ihrem Ehrenvorsitzenden gewählt.

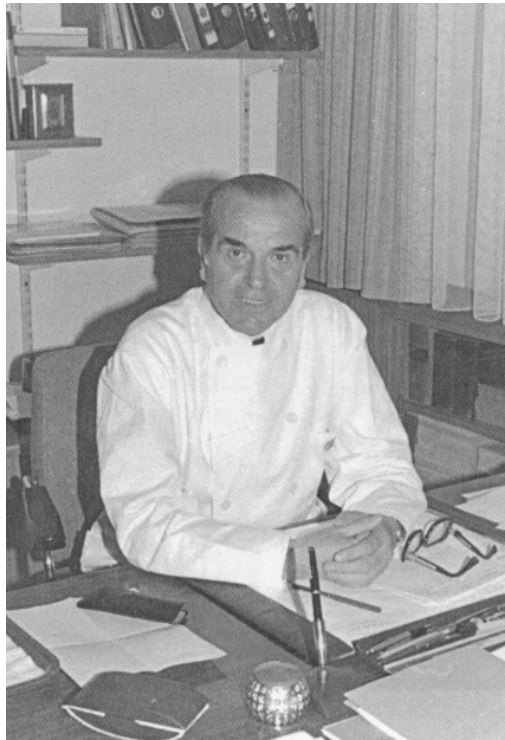


Abbildung 4: David Haunfelder

¹²² PA BH, vgl. Unipress Münster: „Dr. Haunfelder wird 50“. Laudatio, ohne Datum.

¹²³ PA BH, vgl. Unipress Münster „Professor Haunfelder wird 70“, datiert vom 17. März 1982.

¹²⁴ PA BH, vgl., Schreiben der Universität Münster an den Regierungspräsidenten, vom 10. April 1984 sowie Cöln (1998).

Ebenso bedeutsam war sein fachpolitisches Engagement beim Aufbau eigenständiger Subdisziplinen in der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde. Hierbei fungierte er in Münster als Schrittmacher. Dies geht u. a. aus einem Schreiben des Dekans der Münsteraner Medizinischen Fakultät hervor: „Er förderte zielstrebig die Etablierung selbstständiger Abteilungen. Die vier Grundfächer Prothetik, Chirurgie, Zahnerhaltung und Kieferorthopädie wurden mit weiteren Direktoren besetzt. Auf seine Initiative ist es auch zurückzuführen, dass in Münster der erste Lehrstuhl für Parodontologie eingerichtet wurde.“¹²⁵ Die rasche und zügige Umsetzung der Fächeraufgliederung in Münster, die bundesweiten Vorbildcharakter hatte, wurde durch Weichenstellungen und Haushaltsbeschlüsse des Kultusministers befördert. Auch die Tatsache, dass Haunfelder in Münster äußerst kompetente Mitstreiter vorfand, dürfte die Umsetzung seiner Initiativen beschleunigt und begünstigt haben.¹²⁶

David Haunfelder erhielt am 29. September 1983 in Berlin die Hermann-Euler-Medaille für besondere Verdienste um die deutsche Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde.¹²⁷ In einem Antwortschreiben vom 21. Juni 1983 an den Präsidenten der DGZMK, Manfred Straßburg, schreibt Haunfelder: „Ich sehe in der Auszeichnung mit der traditionsreichen Hermann-Euler-Plakette die Lebensweisheit Pascals bestätigt: ‚Willst Du, dass man Gutes von Dir sage, so sag es nicht selbst.‘“¹²⁸

Am 15. Januar 1985 wurde Haunfelder auf Empfehlung der Professoren R. Marxkors, J. van de Loo und F. H. Kemper vom Wissenschaftsminister Dr. Rolf Krumsiek in Düsseldorf das Bundesverdienstkreuz am Bande und der Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland verliehen.¹²⁹

5. Sozialer Aufstieg und fachliche Vorreiterrolle: Das Beispiel David Haunfelder

Wie der vorliegende Beitrag gezeigt hat, erweist sich die intensivere Beschäftigung mit dem Leben und Werk David Haunfelders sowohl aus sozialhistorischer als auch aus disziplinengeschichtlicher Perspektive als lohnend: Die Familiengeschichte Haunfelders kann als mustergültiges Beispiel für die Möglichkeiten eines sozialen Aufstiegs auf dem Gebiet der Zahnheilkunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten: Den Anfang machte hierbei David Haunfelder sen., der sich nach einer Friseurlehre aus eigenem Antrieb zum Bader fortbildete und nachfolgend eine zweite Ausbildung zum Dentisten – den (im Unterschied zu den Zahnärzten) handwerklich ausgebildeten Zahnbe-

¹²⁵ PA BH, Schreiben des Dekans der medizinischen Fakultät Münster, Herrn Prof. Dr. F. H. Kemper, an den Rektor der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, vom 7. März 1984.

¹²⁶ Mitteilung Dagmar Fuhlrott, geb. Haunfelder, Bad Homburg, vom 18. August 2003.

¹²⁷ PA BH, Schreiben der Deutschen Gesellschaft für ZMK, Prof. M. Straßburg und Dr. K. H. Tiegelkamp an Prof. Dr. D. Haunfelder vom 15. Juni 1983. Zur Diskussion um Hermann Euler, dessen Rolle innerhalb der Zahnärzteschaft im Nationalsozialismus nach wie vor umstritten ist, vgl. Groß (1999), bes. S. 117 f.; Staehle/Wündrich/Eckart (2004); Staehle/Eckart (2005).

¹²⁸ PA BH, Antwort auf das Schreiben der Deutschen Gesellschaft für ZMK, Prof. M. Straßburg und Dr. K. H. Tiegelkamp an Prof. Dr. D. Haunfelder vom 15. Juni 1983.

¹²⁹ PA BH, Schreiben des Ministers für Wissenschaft und Forschung an Prof. Dr. Dr. David Haunfelder vom 28. Dezember 1984, Akten-Zeichen: ZA8 – 0141.

handlern – anschloss. Haunfelder sen. gelang es somit, sich auf dem Gebiet der Zahnheilkunde zu etablieren. Er führte eine ertragreiche Dentistenpraxis, die ihm zudem zu höherer sozialer Geltung verhalf und ihn in einen engen gesellschaftlichen Kontakt mit den Kaufleuten und Unternehmern, nicht aber mit den Bildungsbürgern seiner Heimatstadt brachte. Diesen persönlichen beruflichen Aufstieg setzte sein Sohn David Haunfelder jun. fort: ihm ermöglichte der Vater zunächst eine prestigeträchtige gymnasiale Ausbildung in Nürnberg und nachfolgend ein Studium der Zahnmedizin. Haunfelder jun. erreichte damit den Status eines approbierten akademischen Zahnbehandlers. Doch auch Haunfelder jun. kann als Beispiel für einen individuellen sozialen Aufstieg gelten: er absolvierte seinerseits ein Zweitstudium im Fach Humanmedizin, schloss eine Doppelpromotion an, habilitierte sich im Fach Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde und erlangte Rufe auf Lehrstühle an den Universitätskliniken Homburg/Saar und Münster. Damit gelang der Familie Haunfelder innerhalb einer Generation in ein- und demselben Tätigkeitsbereich – der Zahnheilkunde – ein bemerkenswerter Aufstieg. Dieser vollzog sich in mehreren Stufen vom nichtapprobierten handwerklich ausgebildeten Behandler zum doppelapprobierten Zahn- und Humanmediziner und wissenschaftlichen Schrittmacher des Fachs Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde.

Der letztgenannte Aspekt – die Vorreiterrolle des Wissenschaftlers David Haunfelder – stand im zweiten Teil dieses Beitrages im Mittelpunkt der Betrachtungen: Sein wissenschaftliches Œuvre und die hierbei erfolgte thematische Schwerpunktsetzung dokumentiert gewissermaßen die Entwicklung des Fachs Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Gleiches gilt für die Herausgebertätigkeit, die Haunfelder für den chirurgischen Teils der „Praxis der Zahnheilkunde“ übernahm: letztere wurde rasch zu einem elementaren Bestandteil der zahnärztlichen und kieferchirurgischen Aus- und Weiterbildung.

Doch Haunfelder nahm nicht nur wissenschaftlich, sondern auch fachpolitisch Einfluss auf die Entwicklung der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde: Er plädierte als einer der ersten für eine Aufgliederung des Fachs in die vier Kernbereiche Zahnerhaltung, Prothetik, Chirurgie und Kieferorthopädie. Auch als Klinikdirektor übernahm er eine Vorreiterrolle, indem er dieses Konzept vor Ort verwirklichte und so zu seiner Etablierung und Verbreitung beitrug. Damit prägte er zugleich das Erscheinungsbild des Faches, das noch heute wesentlich auf der beschriebenen Untergliederung basiert, entscheidend mit. Haunfelder gehört damit zu den Wissenschaftlern, die ihrem Fach durch die Forschung an der Nahtstelle von Zahn- und Humanmedizin wesentliche Impulse verschafften.

Literatur

Archivalische Quellen

1. Privatarhiv Haunfelder im Besitz von Bernd Haunfelder (abgekürzt als PA BH).
2. Universitätsarchiv Würzburg (abgekürzt als UA Wü).

Sekundärliteratur

1. Becker (1977): Rüdiger Becker, Laudatio. Prof. Dr. Dr. Haunfelder 65 Jahre, Deutsche Zahnärztliche Zeitschrift 32 (1977), 3.
2. Cöln (1998): Bernd Cöln, Die regionale Zahnärztliche Behindertenbehandlung anhand der Konrad-Morgenroth-Förderergesellschaft. Ein Beispiel für eine nichtstaatliche Initiative, Diss. med. dent. Bochum 1998.
3. Groß (1996): Dominik Groß, Zur Freigabe der Heilkunde vor 125 Jahre: Die Geschichte des Dualismus auf dem Gebiet der Zahnheilkunde in Deutschland, ZWR - Das Deutsche Zahnärzteblatt 105 (1996), 12, S. 728-731.
4. Groß (1999): Dominik Groß, Die Deutsche Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde im Spiegel der Geschichte (1859-1999), Berlin u. a. 1999.
5. Groß (2006): Dominik Groß, Vom „Gebissarbeiter“ zum staatlich geprüften Dentisten: Der Berufsbildungsprozess der nichtapprobieren Zahnbehandler (1869-1952), in: Dominik Groß (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte und Ethik der Zahnheilkunde, Würzburg 2006, S. 99-125.
6. Haunfelder (1936): Bakteriophagen im Speichel Mundkranker, Zahnmedizinische Dissertationsschrift, Roth bei Nürnberg 1936.
7. Haunfelder (1939): Über Täuschungen im Röntgenbild, Deutsche Zahnärztliche Wochenschrift 42 (1939), 22, S. 516.
8. Haunfelder (1950): Radikuläre Zyste oder periapikale Ostitis, Deutsche Zahnärztliche Zeitschrift 5 (1950), 23, S. 1301-1304.
9. Haunfelder (1951a): Operationen und Röntgenbestrahlung der Granulationsgeschwülste der Kiefer, Medizinische Dissertationsschrift Würzburg 1951.
10. Haunfelder (1951b): Zur Röntgenbestrahlung der Epulis, Deutsche Zahnärztliche Zeitschrift 6 (1951), 20, S. 1147-1151.
11. Haunfelder (1952): Die Indikation zur Behandlung mit OH-Ionophorese, Zahnärztliche Rundschau 61 (1952), 5, S. 117-124.
12. Haunfelder (1955): Röntgenologische und histo-pathologische Studien über das Schicksal chronischer parodontaler Granulationsprozesse nach Wurzelbehandlung mit Hydroxyl-Ionophorese, Habilitationsschrift Würzburg 1953 (vergl. Zahnärztliche Welt, Konstanz), aus Stoma 8 (1955), 3, S. 131-170 u. 4, S. 195-202; 9 (1956), 1, S. 28-52.
13. Haunfelder (1959a): Zur Differenzialdiagnose neuralgieformer Gesichts- und Kieferschmerzen, Zahnärztliche Welt 60 (1959), S. 383-386.
14. Haunfelder (1959b): Tetanie und Mundchirurgie, Österreichische Zeitschrift für Stomatologie 56 (1959), 4, S. 91-94.
15. Haunfelder (1980): David Haunfelder, Die Geschichte des Zentrums für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster,

- Geschichte der Zahnklinik Münster bis 1980. ZMK Münster (Deutschland), online unter: <http://zmkweb.uni-muenster.de/ueberblick/geschich/voll/index.html> [18.06.2008].
16. Haunfelder/Lehnert (1981): David Haunfelder, Siegfried Lehnert (Hrsg.) Zahnärztliche Mundchirurgie, Heidelberg ³1981.
 17. Horch (1989): Hans-Henning Horch (Hrsg.), Praxis der Zahnheilkunde, Zahnärztliche Chirurgie, München et al. ²1989.
 18. Klee (2003): Ernst Klee (Hrsg.), Das Personalexikon zum 3. Reich, Frankfurt am Main 2003.
 19. Popp (2002): Josef Popp, Drei alte Berufe, aus denen Hausnamen abgeleitet werden, online unter: www.schmidmuehlen.de/Berufe.html [18.06.2008].
 20. Staehle/Eckart (2005): Hans Jörg Staehle, Wolfgang U. Eckart, Hermann Euler als Repräsentant der zahnärztlichen Wissenschaft während der NS-Zeit, Deutsche Zahnärztliche Zeitschrift 60 (2005), 12, S. 677-694.
 21. Staehle/Wündrich/Eckart (2004): Hans Jörg Staehle, Bettina Wündrich, Wolfgang U. Eckart, „Neue Deutsche Zahnheilkunde“ – Teil 2. Alternative Zahnmedizin im Nationalsozialismus, Zahnärztliche Mitteilungen 94 (2004), 19, S. 116 f., online unter: http://www.zm-online.de/m5a.htm?/zm/19_04/pages2/hist1.htm [18.06.2008].
 22. Strothmeyer (2007): Sina-Maria Strothmeyer, David Haunfelder (1912-1989). Leben und Werk unter besonderer Berücksichtigung seiner Würzburger Zeit, Diss. med. Würzburg 2007.

Kurzbiografien der HerausgeberInnen und AutorenInnen

Catarina Caetano da Rosa, M. A., geboren in Neuchâtel; Studium der Kulturwissenschaft und Wissenschafts- und Technikgeschichte in Berlin (2005 Masterprüfung); seit 2006 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte der Technik der RWTH Aachen; *Forschungsschwerpunkte*: Mechanisierung des Weltbildes, Kultur- und Technikgeschichte der Robotik.

Prof. Dr. phil. Gertrude Cepl-Kaufmann, geboren in Grevenbroich; Studium der Neueren Germanistik und Literaturgeschichte in Bonn und Düsseldorf (1972 Promotion in Bonn), 1977 Habilitation in Düsseldorf; Professorin für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und Leiterin des dort ansässigen An-Instituts „Moderne im Rheinland“; *Forschungsschwerpunkte*: Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart, Probleme der Literatursoziologie, vor allem der literarischen Gruppenbildung und Aspekte einer regionalhistorischen, interdisziplinären und komparatistischen Kulturwissenschaft.

Dr. med. dent. Martina Fahnemann, geboren in Aschaffenburg; Studium der Zahnmedizin (2003 Zahnärztliche Prüfung, 2007 Promotion in Würzburg); seit 2003 Zahnärztin in Hösbach.

Prof. Dr. med., med. dent. et phil. Dominik Groß, geboren in St. Wendel; Studium der Geschichte, Philosophie und Klassischen Archäologie (1990 Masterprüfung, 1993 Promotion in Saarbrücken), der Zahnheilkunde (1989 Zahnärztliche Prüfung, 1991 Promotion in Homburg) und der Humanmedizin (2000 Ärztliche Prüfung, 2001 Promotion in Ulm), 1998 Habilitation in Würzburg; seit 2005 Direktor des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der RWTH Aachen, seit 2006 Sprecher des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte; *Forschungsschwerpunkte*: neuzeitliche und frühneuzeitliche Medizingeschichte (insb. Professionalisierungsforschung), angewandte Medizinethik, Medizin und Erkenntnistheorie.

Bianca Lenertz, M. A., geboren in Aachen; Studium der Neueren Deutschen Literaturgeschichte, Philosophie und Anglistischen Literaturwissenschaft (2007 Masterprüfung in Aachen); Heilpraktikerin für Psychotherapie (2007 Heilpraktikerprüfung); seit 2006 Mitarbeiterin beim Forschungsprojekt „Sinne und Synapsen“, Doktorandin am Germanistischen Institut der RWTH Aachen.

Dr. med. Matthias Miener, geboren in Ebern; Studium der Humanmedizin (2004 Ärztliche Prüfung, 2006 Promotion in Würzburg); seit 2004 als Arzt tätig.

Dr. phil. Dipl.-Phys. Sabine Müller, geboren in Bottrop; Studium der Physik (Diplom 1992 in Aachen) und der Philosophie (2004 Promotion in Aachen); seit 2006 Wissenschaftliche Angestellte und Fachkoordinatorin für Wissenschaftstheorie und -ethik

am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der RWTH Aachen; *Forschungsschwerpunkte*: Neuroethik, Philosophische und naturwissenschaftliche Intelligenz-Theorien, Visualisierungen in den Naturwissenschaften.

Silke Peters, geboren in Remagen; Studium der Deutschen Sprachwissenschaft, Neueren Deutschen Literaturgeschichte und Politischen Wissenschaft an der RWTH Aachen; seit 2006 Hilfwissenschaftlerin am Institut für Germanistische und Allgemeine Literaturwissenschaft der RWTH Aachen und Mitarbeiterin beim Forschungsprojekt „Sinne und Synapsen“.

Dr. med. dent. Gereon Schäfer, geboren in Frankfurt am Main; Studium der Zahnmedizin (1989 Zahnärztliche Prüfung, 1995 Promotion in Homburg/Saar) sowie der Romanistik, Klassischen Archäologie und Geschichte; seit 2007 Wissenschaftlicher Angestellter und Fachkoordinator für Medizingeschichte am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der RWTH Aachen; *Forschungsschwerpunkte*: Zahnärztliche Professionalisierung nach 1919 (aktuelles historisches Promotionsprojekt), Medizin und Zahnmedizin im Nationalsozialismus, Körpermodifikationen in medizinethischer Sicht, Ethik und Gesundheitswesen.

Dr. med. Martin Slapar, geboren in Dortmund; Studium der Humanmedizin (2005 Ärztliche Prüfung, 2006 Promotion in Würzburg); seit 2005 Assistenzarzt (Facharztausbildung in der Neurologie) am Städtischen Klinikum Bogenhausen, Abteilung für Neurologie, in München.

Jan Steinmetzer, M. A., geboren in Bad Neustadt/Saale; Studium der Neueren Geschichte, Deutschen Literatur- und Sprachwissenschaft (2002 Magisterprüfung in Würzburg) sowie der Linguistischen Informations- und Textdatenverarbeitung (2002 Diplomprüfung in Würzburg); seit 2005 Wissenschaftlicher Angestellter und Fachkoordinator für die Lehre des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der RWTH Aachen; *Forschungsschwerpunkte*: Geschichte der Medizin in der Frühen Neuzeit, Ethik und Geschlecht, Medizin und Literatur.

Dr. med. dent. Sina-Maria Strothmeyer, geboren in Göttingen; Studium der Zahnmedizin (2002 Zahnärztliche Prüfung, 2007 Promotion in Würzburg); seit 2007 Zahnärztin in Düsseldorf.

Dr. med. Kathrin Wittmann, geboren in Itzehoe; Studium der Humanmedizin (2003 Ärztliche Prüfung, 2006 Promotion in Würzburg); seit 2007 Assistenzärztin in Hamburg und Manhagen.